

1. Österreichischer Männerbericht



vorgelegt dem Österreichischen Nationalrat



BUNDEMINISTERIUM FÜR SOZIALE SICHERHEIT
GENERATIONEN UND KONSUMENTENSCHUTZ
Männerpolitische Grundsatzabteilung

Impressum

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:

Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz
Männerpolitische Grundsatzabteilung (Sektion V, Abteilung 6)
1010 Wien, Franz Josefs-Kai 51

Layout:

Umschlagentwurf: Günter Jexenflicker, BMSG
Layout: Romana Glaser, Zplus Bad Aussee

Druck:

Carinthian Bogendruck GmbH

ISBN

3-85010-137-1

Verlagsort, Herstellungsort:

Wien

Diese Publikation kann beim BMSG-Bestellservice unter 0800-20 2074 oder www.broschuerenservice.bmsg.gv.at bezogen werden.

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwertung (auch auszugsweise) ist ohne schriftliche Zustimmung des Medieninhabers unzulässig. Dies gilt insbesondere für jede Art der Vervielfältigung, der Übersetzung, der Mikroverfilmung, der Wiedergabe in Fernsehen und Hörfunk, sowie der Verarbeitung und Einspeicherung in elektronische Medien, wie z.B. Internet oder CD-Rom.

1. Österreichischer Männerbericht

**Im Auftrag des
Bundesministeriums für soziale Sicherheit,
Generationen und Konsumentenschutz
Sektion V, Männerpolitische Grundsatzabteilung**

**Auftragnehmer:
Institut für psychosoziale Gesundheit, Salzburg sowie
Palz & Partner KEG, Baden – Wien**

**Autoren:
Mag. Peter Ballnik
Mag. Peter Wassertheurer**

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT VON FRAU BUNDESMINISTER HAUBNER	7
VORWORT DER MÄNNERPOLITISCHEN GRUNDSATZABTEILUNG	8
EINLEITUNG DER AUTORINNEN UND AUTOREN	10
1 BUBEN UND BURSCHEN	13
1.1 SOZIALISATION UND GESCHLECHTERGERECHTE ERZIEHUNG	14
1.1.1 <i>Interfamiliäre Geschlechtersozialisation und parentaler Einfluss</i>	15
1.1.2 <i>Gruppenverhalten von Burschen</i>	19
1.1.2.1 Geschlechtersozialisation im Kindergarten	20
1.1.2.2 Sozialisatorische Einflüsse innerhalb der Peer-Gruppe	21
1.1.2.3 Interne und externe Faktoren, um Buben zu erziehen	21
1.1.3 <i>Geschlechtsspezifische Ansichten zu Sozialisation und Freizeitverhalten</i>	22
1.1.4 <i>Mögliche Auswirkungen des weiblich dominierten Erziehungsstils</i>	23
1.1.5 <i>Konzepte für Jungenarbeit und Männer als Vorbild</i>	24
1.1.6 <i>Ergebnisse der Studie zur „Buben- und Burschenarbeit in Österreich“ zu folgenden Bereichen</i>	26
1.1.6.1 Väter und Männer als Vorbilder für Erfolg bei Jugendlichen	26
1.1.6.2 Die Dominanz von Frauen im Umfeld der Buben und Burschen	28
1.1.6.3 Eigenschaften von Lehrern und Eltern	30
1.1.6.4 Spezifische Arbeit mit Buben und Burschen im außerschulischen Kontext	31
1.1.6.5 Freizeitaktivitäten und geschlechtstypische Sozialisation	33
1.2 DIE ENTWICKLUNG DER MÄNNLICHEN IDENTITÄT	34
1.2.1 <i>Allgemeines zum Begriff „Identität“</i>	34
1.2.2 <i>Definition und Entwicklung der Geschlechtsidentität</i>	36
1.2.3 <i>Ödipale Lösung von der maternalen Symbiose</i>	38
1.2.4 <i>Männliche Identität und die Manifestation von Geschlechtsstereotypen</i>	40
1.2.5 <i>Männliche Identität in Wahrnehmung und sozialem Handeln</i>	41
1.2.6 <i>Bezugspersonen im entwicklungs sensitiven Kontext</i>	42
1.2.7 <i>Befragungen zur männlichen Identität und Geschlechtsentwicklung</i>	42
1.3 CHARAKTERISTIK DER GESCHLECHTER	45
1.3.1 <i>Geschlechtsspezifische Kommunikation</i>	46
1.3.2 <i>Geschlechtsspezifisches Konfliktverhalten und Aggression</i>	47
1.3.3 <i>Geschlechtertrennung und Spielverhalten</i>	48
1.3.4 <i>Die Entwicklung geschlechtsspezifischer Stereotype und Rollenklischees</i>	49
1.3.5 <i>Resistenz rollenadäquater Typologien und Erwartungen</i>	50
1.3.6 <i>Das Bubenbild der Pädagogen und Pädagoginnen</i>	51
1.3.7 <i>Ergebnisdarstellung der Buben- und Burschenstudie</i>	53
1.3.7.1 Wertehaltung zu Familie, Elternhaus, soziale Bindungen	53
1.3.7.2 Bedürfnisse und Rangordnung der Werte bei Jugendlichen	53
1.3.7.3 Geschlechtsspezifische Erwartungen an Buben und Burschen	55
1.4 SCHLUSSFOLGERUNGEN	56

2	MÄNNER	59
2.1	MÄNNERGESUNDHEIT	60
2.1.1	<i>Geschlechterdifferenzen in der Lebenserwartung und Lebensgewohnheit</i>	61
2.1.2	<i>Sterblichkeit, Morbidität und Todesursachen</i>	61
2.1.3	<i>Sterblichkeit nach Altersgruppen</i>	64
2.1.4	<i>Gesundheitliche Selbsteinschätzung</i>	65
2.1.5	<i>Gesundheitliche Einflussfaktoren und Gesundheitsvorsorge</i>	66
2.1.6	<i>Arbeits- und Lebensumfeld</i>	66
2.1.7	<i>ÖBIG-Survey</i>	67
2.1.8	<i>Problemlagen</i>	69
2.1.9	<i>Best-Practice Modelle</i>	70
2.1.10	<i>Maßnahmenplanung</i>	71
2.2	MÄNNER UND SUIZIDE IN ÖSTERREICH	72
2.2.1	<i>Suizide unter geschlechtsspezifischer Betrachtung</i>	72
2.2.2	<i>Historische Entwicklung der Suizidrate in Österreich</i>	75
2.2.3	<i>Statistik zu den Suiziden in Österreich</i>	76
2.2.4	<i>Deskriptive Statistik</i>	77
2.2.5	<i>Regionale Unterschiede in Österreich</i>	78
2.2.6	<i>Familienstand und Suizid</i>	79
2.2.7	<i>Alter und Suizid</i>	80
2.2.8	<i>Suizidmethoden</i>	80
2.2.9	<i>Schlussfolgerungen</i>	81
2.3	MÄNNERARBEIT IN ÖSTERREICH	82
2.3.1	<i>Begriffsbestimmung und Typologisierung</i>	82
2.3.2	<i>Maßnahmen</i>	83
2.3.2.1	<i>Kommunikations- und Wissensplattform</i>	84
2.3.2.2	<i>Professionalisierung der Männerarbeit</i>	86
2.3.3	<i>Erwachsenen- und Jugendbildung im Bereich Begegnung</i>	91
2.3.4	<i>Strategische Expansion der Beratungsstellen</i>	95
2.3.5	<i>Öffentlichkeitsarbeit im Bereich der Männerarbeit</i>	99
2.4	ENTWICKLUNG DER MÄNNLICHEN UND WEIBLICHEN IDENTITÄT, VON VÄTERLICHKEIT UND MÜTTERLICHKEIT	102
2.4.1	<i>Wechselwirkung zwischen männlicher Identität und Väterlichkeit</i>	102
2.4.2	<i>Männliche Identität und Identifikationsfiguren</i>	107
2.4.3	<i>Rolle der Großeltern für die männliche und weibliche Identitätsentwicklung</i>	111
3	VÄTER	115
3.1	„JUGENDLICHE FAMILIENFÄHIGKEIT MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER VÄTERTHEMATIK“ (BMSG 2004A)	115
3.1.1	<i>Die Wertediskussion, die Hitliste der Männer und der Frauen</i>	115
3.1.2	<i>„Mehr Vater!“</i>	116
3.1.3	<i>Frauen wollen aktive Väter für ihre Kinder. Männer wollen das auch!</i>	117
3.1.4	<i>„Moderne Mütter erwünscht!“</i>	118
3.1.5	<i>„Wir wollen alles!“</i>	119
3.1.6	<i>Modernes Beziehungsmanagement: Unabhängigkeit als Basis</i>	120
3.1.7	<i>Der/die IdealpartnerIn muss treu sein</i>	121
3.1.8	<i>Beziehungsstabilität – ein männlicher Wunsch; Selbstverwirklichung – ein weiblicher Trend</i>	122
3.1.9	<i>Beruf und Familie</i>	123
3.1.10	<i>Anregungen für mögliche Maßnahmen, um die Familienfähigkeit von Jugendlichen zu verbessern</i>	124

3.2	„LEBENSWELTEN VATER-KIND, POSITIVE VÄTERLICHKEIT UND MÄNNLICHE IDENTITÄT“ (BMSG 2005A)	125
3.2.1	<i>Die „Vaterpyramide“ – Neuer Systematisierungsansatz zur Beschreibung der Grundfaktoren positiv erlebter Väterlichkeit</i>	125
3.2.2	<i>Wie Kinder und Jugendliche positive Väterlichkeit erleben</i>	130
	3.2.2.1 Fallbeispiel	131
3.2.3	<i>Die vier Persönlichkeitstypen positiver Väterlichkeit</i>	135
	3.2.3.1 Der begeisternde Vater	139
	3.2.3.2 Der einführende, empathische Vater	140
	3.2.3.3 Der bodenständige, realitätsbezogene Vater	140
	3.2.3.4 Der kreative Vater	141
3.2.4	<i>Die wesentlichsten Ergebnisse der Studie „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“ (BMSG 2005a)</i>	141
	3.2.4.1 Wesentliche Qualitäten positiver Väterlichkeit	142
	3.2.4.2 Die wichtigsten Aktivitäten „guter Väter“	143
	3.2.4.3 Der Faktor Zeit	144
	3.2.4.4 Der Vater als „Tor zur Welt“	145
	3.2.4.5 Zusammenarbeit, Komplementarität zwischen Vater und Mutter	145
	3.2.4.6 Väterlichkeit und Mütterlichkeit sind verschieden	146
	3.2.4.7 Kinderwunsch – die Zeit davor	147
	3.2.4.8 Positive Väterlichkeit und männliche Identität	147
	3.2.4.9 Gesellschaftlicher Wandel – Übergang von patrilinearen zu bilateralen Beziehungen	148
3.2.5	<i>Positive Väterlichkeit bei Trennung oder Scheidung der Eltern</i>	149
3.2.6	<i>Anregungen an die Politik</i>	151
3.3	„VATERENTBEHRUNG – EINE LITERATURSTUDIE“ (BMSG 2003A)	154
3.3.1	<i>Zusammenfassung der Ergebnisse der Literaturstudie</i>	155
3.3.2	<i>Vaterentbehrrung infolge Scheidung</i>	158
	3.3.2.1 Frühe Scheidungsforschung	159
	3.3.2.2 Perspektiven neuerer Scheidungsforschung	160
	3.3.2.3 Kurz- und mittelfristige Auswirkung von Vaterentbehrrung nach Scheidung	164
	3.3.2.4 Längerfristige Scheidungsfolgen	165
3.3.3	<i>Vaterlos aufgewachsene Kinder</i>	168
	3.3.3.1 Die Studien von Fthenakis	168
3.3.4	<i>Langfristige Auswirkungen der Vaterentbehrrung</i>	170
3.3.5	<i>Psychopathologie und Vaterentbehrrung</i>	171
3.3.6	<i>Forschungsempfehlungen</i>	171
3.4	EXKURS: BESUCHSBEGLEITUNG	173
3.5	„SCHEIDUNGSFOLGEN FÜR MÄNNER – JURISTISCHE UND WIRTSCHAFTLICHE IMPLIKATIONEN“ (BMSG 2003C)	174
3.5.1	<i>Quantitative Entwicklung der Scheidungen in Österreich</i>	174
3.5.2	<i>Die wichtigsten Ergebnisse</i>	176
	3.5.2.1 Potentielle Benachteiligungen und Belastungspunkte	176
	3.5.2.2 Scheidungsfolgen	178
3.5.3	<i>Schlussfolgerung</i>	179
3.6	1. EUROPÄISCHE VÄTERKONFERENZ	181
3.6.1	<i>Begrüßung durch Frau Bundesminister Ursula Haubner</i>	181
3.6.2	<i>Vaterschaft – Einführung und Überblick</i>	182
	3.6.2.1 „Väter. Worüber reden wir?“ Univ. Prof. Dr. Heinz Walter aus Konstanz	182
	3.6.2.2 „Can men be initiated into fatherhood?“ Father Richard Rohr OFM, USA	182
3.6.3	<i>Vaterschaft und männliche Identität</i>	183
	3.6.3.1 „Betreuung, Pannenhilfe oder sporadische Einsätze? Vaterarbeit auf der Grundlage männlicher Eigenschaften“ Univ. Doz. Dr. Allan Guggenbühl, Zürich	183
	3.6.3.2 „Welche Auswirkungen hat die Scheidung auf die männliche Identität? Was ändert sich dabei in Bezug auf das Familiensystem und die Vaterschaft?“ Univ. Prof. Dr. Gerhard Amendt, Wien	187
3.6.4	<i>Triade Vater-Mutter-Kind</i>	190
	3.6.4.1 „Zur Psychoanalyse des Vater-Mutter-Kind Dreiecks“ Univ. Prof. Dr. Horst Petri, Berlin	191
	3.6.4.2 „Gott Vater – Mensch Vater“ S.E. Weihbischof Univ. Prof. Pater Dr. Andreas Laun O.S.F.S., Salzburg	196

3.6.4.3	„Sicherung der Vater-Kind-Beziehung im Dreieck Vater-Mutter-Kind bei Trennung/Scheidung“ Prof. Dr. Roland Proksch, Nürnberg	200
3.6.4.4	„Partnerschaft und Elternschaft im Konflikt“ Dr. Gabriele Peitz, München	206
3.6.5	<i>Vaterschaft und Vereinbarkeit von Beruf und Familie</i>	208
3.6.5.1	„Die Vereinbarkeit ist auch ein Männerproblem“ Univ. Prof. Dr. Walter Hollstein, Bremen	209
3.6.5.2	„Väter und Betriebe – auf der Suche nach dem Gleichgewicht“ Andreas Borter, Burgdorf/Schweiz	213
4	ZUSAMMENFASSUNG DER POLITISCHEN HANDLUNGSEMPFEHLUNGEN	218
4.1	SCHLUSSFOLGERUNGEN AUS DER STUDIE „BUBEN- UND BURSCHENARBEIT IN ÖSTERREICH“	218
4.2	MAßNAHMENPLANUNG AUFGRUND DES “1. ÖSTERREICHISCHEN MÄNNERGESUNDHEITSBERICHTS”	220
4.3	HANDLUNGSVORSCHLÄGE AUFGRUND DER STUDIE “SUIZIDE VON MÄNNERN IN ÖSTERREICH”	221
4.4	MAßNAHMEN AUFGRUND DER STUDIE “MÄNNERARBEIT IN ÖSTERREICH”	221
4.5	MÖGLICHE MAßNAHMEN, UM DIE „JUGENDLICHE FAMILIENFÄHIGKEIT“ ZU VERBESSERN	222
4.6	LEBENSWELTEN VATER-KIND, POSITIVE VÄTERLICHKEIT UND MÄNNLICHE IDENTITÄT - ANREGUNGEN AN DIE POLITIK	223
4.7	FORSCHUNGSEMPFEHLUNGEN ZUR „VATERENTBEHRUNG“	225
4.8	SCHLUSSFOLGERUNGEN ZUR STUDIE „SCHEIDUNGSFOLGEN FÜR MÄNNER“	225
4.9	HANDLUNGSEMPFEHLUNGEN AUS DER 1. EUROPÄISCHEN VÄTERKONFERENZ	226
	LITERATURVERZEICHNIS	228
	THEMA MÄNNERARBEIT	228
	THEMA VÄTERKONFERENZ	234
	THEMA VÄTERENTBEHRUNG	240
	THEMEN SOZIALISATION UND GESCHLECHTERGERECHTE ERZIEHUNG, ENTWICKLUNG DER MÄNNLICHEN IDENTITÄT UND CHARAKTERISTIK DER GESCHLECHTER	260
	WISSENSCHAFTLICHE STUDIEN UND VERZEICHNISSE	273
	THEMA SCHEIDUNGSFOLGEN	273
	THEMA SUIZIDE IN ÖSTERREICH	277
	THEMEN LEBENSWELTEN VATER-KIND UND POSITIVE VÄTERLICHKEIT	280
	THEMA MÄNNERGESUNDHEIT	291
	THEMA GESCHLECHTERTHEORIE	297
	PUBLIKATIONEN DER MÄNNERPOLITISCHEN GRUNDSATZABTEILUNG	302



Sehr geehrte Abgeordnete zum Österreichischen Nationalrat!
Sehr geehrte Damen und Herren!

Mit dem 1. Österreichischen Männerbericht wird im Sinne des Gender Mainstreaming einer ganzheitlichen Geschlechterpolitik Rechnung getragen, um für Frauen und Männer gleichermaßen positiv wirksam sein zu können.

Ein besseres gegenseitiges Verständnis der Geschlechter füreinander hilft sowohl die demografischen Herausforderungen als auch eine familienfreundliche Vereinbarkeitspolitik in Österreich und Europa zu verwirklichen. Die Weichenstellung beginnt schon bei der geschlechtsspezifischen außerschulischen und schulischen Jugenderziehung. Jungen und jugendliche Männer von heute sind die Männer, Partner und Väter von morgen. Der 1. Österreichische Männerbericht erfasst daher konsequenterweise die Situation von Buben und Burschen sowie von Männern und Vätern in Österreich.

Der vorliegende Bericht an den Österreichischen Nationalrat kann im Sinne der Vorreiterrolle Österreichs auf dem Gebiet der Männerpolitik als ein Signal für eine ganzheitliche Geschlechterpolitik auf europäischer Ebene verstanden werden.

Herzlichst

Ihre

Ursula Haubner

Bundesministerin für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz

Sehr geehrte Damen und Herren!

Mit der Gründung der Männerpolitischen Grundsatzabteilung im Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz im März 2001 wurden im Sinne einer konsequenten Weiterentwicklung der Geschlechterpolitik der vergangenen Jahrzehnte neue Weichen dahin gestellt, Männer in die Geschlechterpolitik aktiver einzubeziehen und Männerpolitik als Teil einer ganzheitlichen Geschlechterpolitik zu etablieren. Mit dem Entschließungsantrag zur Vorlage des 1. Österreichischen Männerberichts an den Österreichischen Nationalrat – beschlossen im Sozialausschuss am 23. Juni 2005 – haben die Abgeordneten zum Österreichischen Nationalrat die Tätigkeit der Männerpolitischen Grundsatzabteilung in den ersten Jahren ihres Bestehens anerkannt und zugleich zu einem ersten Resümee der männerpolitischen Arbeit in Österreich aufgefordert.

Dieser erste Bericht, welcher gemäß der Entschließung dem Österreichischen Nationalrat alle fünf Jahre vorzulegen ist, umfasst die wesentlichen Inhalte der von der Männerabteilung herausgegebenen Studien. Insbesondere unsere etwa zeitgleich mit diesem Bericht erscheinenden Studien zur Buben- und Burschenarbeit in Österreich sowie zum Thema Positive Väterlichkeit und männliche Identität bilden darin inhaltliche Schwerpunkte. Der bereits 2004 erschienene 1. Österreichische Männergesundheitsbericht und die im Herbst 2004 veranstaltete 1. Europäische Väterkonferenz sind ebenfalls Meilensteine unserer Arbeit, welche im Bericht auch Berücksichtigung finden.

Ein neues Politikfeld ist in den ersten Jahren immer auch auf Maßnahmen breit angelegter Bewusstseinsbildung und entsprechende Medienarbeit angewiesen. Hier ist gerade der verantwortungsvolle Politiker aufgerufen, neue politische Inhalte zu vermitteln, so auch, was unter Männerpolitik zu verstehen ist. Bundesministerin Ursula Haubner hat mit dem Männerratgeber in Buchform und auf der Homepage des BMSG sowie der DVD „Was Männer bewegt“ zwei Projekte der Öffentlichkeit präsentiert, um einerseits Interesse am Thema zu wecken und andererseits den wachsenden Bedarf an Information und Weiterbildung zu befriedigen.

Etablierte Politikbereiche wie zum Beispiel die Familien-, Jugend- und Seniorenpolitik haben dem Nationalrat schon längst Berichte aus ihren Fachbereichen vorgelegt. Der 1. Österreichische Männerbericht befasst erstmals direkt den Österreichischen Nationalrat mit dieser umfassenden männerpolitischen Thematik. Ich hoffe, es gehen zahlreiche Impulse für die österreichische und europäische Geschlechterpolitik der Zukunft davon aus.

Ihr

Johannes Berchtold

Leiter der Männerpolitischen Grundsatzabteilung

Einleitung der Autorinnen und Autoren

Der vorliegende Männerbericht 2005 wurde von der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz mit dem Ziel in Auftrag gegeben, die Situation von Männern in Österreich auf Basis der bisherigen Forschungsergebnisse in einem möglichst umfassenden Rahmen vorzustellen. Das Bundesministerium ist vom österreichischen Nationalrat ersucht worden, den 1. Österreichischen Männerbericht frühestens im Herbst 2005 und in Folge alle fünf Jahre dem Nationalrat vorzulegen.

Was liegt näher, als im 1. Österreichischen Männerbericht in einer Zusammenfassung der von der Männerpolitischen Grundsatzabteilung initiierten Forschungsberichte und Aktivitäten den Status Quo der österreichischen Buben und Burschen, der österreichischen Männer und der österreichischen Väter, darzustellen; als eine Art Zwischenbilanz.

Diese Vorgangsweise ist auch ökonomisch zu begründen, weil es eine bestmögliche Verwendung der eingesetzten Ressourcen ermöglicht. Einerseits wird der Status Quo beschrieben, andererseits werden Anregungen für die politische Zukunft der Buben-, Männer- und Väterarbeit gemacht, sowie weiterführende Fragestellungen an die Forschung gestellt. Ziel dieses Vorgehens ist eine zielführende Balance zwischen Mann und Frau, die auf einer Gleichwertigkeit der Geschlechter beruht. Gleichwertigkeit, aber nicht Gleichartigkeit, der geschlechtsspezifischen Identitätsentwicklung soll Raum zur Zufriedenheit und zum Glück aller geben.

Die männliche Entwicklung geschieht in drei Phasen: Buben und Burschen, Männer, Väter. In diese drei Schritte ist auch der 1. Österreichische Männerbericht gegliedert.

Buben und Burschen:

- „Buben- und Burschenarbeit in Österreich“
Welches sind die geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen und Potentiale sowie Interessenlagen von Buben, Burschen und Mädchen? Wie steht es um die geschlechtergerechte Erziehung von Buben und Burschen?

Männer:

- „1. Österreichischer Männergesundheitsbericht“
Welches sind die geschlechtsspezifisch männlichen Risikofaktoren und Problemlagen hinsichtlich Lebenserwartung, Lebensgewohnheit, Morbidität und Todesursachen? Welche Präventiv- und Gesundheitsförderungsmaßnahmen sind notwendig, um das männliche Gesundheitsverhalten positiv zu beeinflussen?
- „Suizide von Männern in Österreich“
Welches sind die statistisch-epidemiologischen Faktoren für das erhöhte Suizidaufkommen von Männern in Österreich im Vergleich zu dem der Frauen unter Bedachtnahme auf das Alter, den Familienstand und das Wohngebiet als Grundlage für präventive Maßnahmen?
- „Männerarbeit in Österreich“
Wie verhält sich Angebot und Bedarf im Bereich der Männerarbeit (Beratung, Bildung und Begegnung) in Österreich sowie im Vergleich zur Situation in Deutschland und der Schweiz? Welche Maßnahmen zur Weiterentwicklung der Männerarbeit in Österreich sind zu treffen?

Väter:

- „Jugendliche Familienfähigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Väterthematik“
Wie sehen junge Erwachsene Ehe und Familie? Welche Wünsche, Erwartungen und Sehnsüchte verbinden sie damit? Welche Hoffnungen begleiten sie in diese entscheidende Phase der Lebensgestaltung?

- „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“.

Wie entsteht und wie wirkt positive Väterlichkeit, wie wird vom Kind her positive Väterlichkeit erlebt? Welche Typen von Vätern gibt es? Wie wirken Vater und Mutter komplementär zum Wohle des Kindes?

- „Vaterentbehmung“

Wie wirkt sich Vaterentbehmung in der Kindheit bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen aus? Kann Vaterentbehmung zu psychischen Störungen in der Entwicklung führen?

- „Scheidungsfolgen für Männer“

Welche ökonomischen, psychischen und soziale Folgen bringt Scheidung für Männer und wie können diese Scheidungsfolgen besser erforscht werden?

- „1. Europäische Väterkonferenz“

Was sagen führende Experten zum Thema Väterlichkeit?

In den Themenbereichen:

Vaterschaft und männliche Identität

Triade Vater-Mutter-Kind

Vaterschaft und Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Jede Zusammenfassung der einzelnen Studien schließt mit politischen Handlungsempfehlungen oder Forschungsempfehlungen. Zum Schluss sind alle Empfehlungen noch einmal zusammengefasst.

Die Verfasser des vorliegenden Männerberichts danken den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Männerpolitischen Grundsatzabteilung für die zahlreichen Hinweise und Anregungen, die dazu beigetragen haben, dass der 1. Österreichische Männerbericht in so kurzer Zeit erstellt und der Öffentlichkeit präsentiert werden konnte.

Mag. Peter Ballnik

Mag. Doris Palz

1 Buben und Burschen

Buben und Burschen stellen für Eltern, Erziehungs- und Betreuungseinrichtungen eine besondere Herausforderung dar. Zumeist sind sie es, die in der Wahrnehmung der Öffentlichkeit Probleme verursachen, in den Schulen disziplinäre Maßnahmen provozieren und in ihren schulischen Leistungen in der Regel hinter jenen der Mädchen bleiben. Diese Situation zeigt sich auch im außerschulischen Bereich, wo Burschen bei Suiziden und Unfällen, bei Drogenkonsum oder Alkoholmissbrauch auffälliger sind als Mädchen. Auch die Diagnosen Psychoorganisches Syndrom, Aufmerksamkeitsdefizit oder dissoziales Verhalten wird bei Buben und Burschen deutlich öfters gestellt. Die Ursachen für die Verhaltensauffälligkeiten bei Buben und Burschen sind nach Expertenmeinung wesentlich durch das soziale Umfeld bedingt und hängen mit ihrer männlichen Identitätsentwicklung zusammen, die zunehmend in einem weiblich dominierten Sozialisationsumfeld stattfindet.

Der Sozialisationsprozess ist innerhalb und außerhalb der Familie von soziokulturellen Einflussfaktoren bestimmt und trägt wesentlich zur Entwicklung der Geschlechts- und Rollenidentität bei. Mit der Herausbildung der eigenen Geschlechtsidentität manifestieren sich geschlechtsrelevante Eigenschaften und Stereotype, die sich im Kommunikations- und Konfliktverhalten, in den unterschiedlichen Bedürfnissen, Wertekategorien und Interessen beschreiben lassen. In der Studie zur Buben- und Burschenarbeit in Österreich wurden neben einer Vergleichsanalyse der wissenschaftlichen Literatur zur Buben- und Burschenthematik auch qualitative Daten zu Fragen der Verhaltensauffälligkeiten, Charakteristik der Geschlechter, männlicher Sozialisation und Einflussfaktoren, geschlechtsrelevanter Identitätsbildung, männlicher Vorbildfunktion bei der Geschlechtsentwicklung sowie Leistungs- und Motivationsfaktoren erhoben.

Um an qualitative Daten zu gelangen, hat der Forscher grundsätzlich die Wahl zwischen einer qualitativen Befragung, Beobachtung oder einem nonreaktiven Verfahren. In die Untersuchung zur Buben- und Burschenarbeit in Österreich wurde zum einen die Methode des persönlich durchgeführten Interviews und zum anderen die der telefonischen Befragung ausgewählt. Die Besonderheit einer qualitativen Befragung liegt darin, dass der Gesprächsverlauf weniger vom Interviewer und dafür

stärker vom Interviewten gestaltet und gesteuert wird. Der Interviewer gibt lediglich ein Rahmenthema vor und lässt den Befragten dann möglichst ohne Unterbrechung sprechen (Bortz & Döring, 2003). Die Gesamtstichprobe besteht aus 318 Personen und setzt sich aus Kindern und Jugendlichen, Eltern, Pädagogen sowie weiteren Experten aus der Kinder- und Jugendarbeit zusammen. Es wurden insgesamt 237 Kinder und Jugendliche, davon 120 Buben und 117 Mädchen in vier verschiedenen Altersgruppen, 13 Mütter und sieben Väter sowie 36 Pädagoginnen und sieben Pädagogen befragt. Tiefeninterviews wurden mit fünf Experten und fünf Expertinnen durchgeführt sowie mit acht Experten der Männerberatungsstellen, die mit männlichen Jugendlichen arbeiten. Die Daten wurden dabei in acht Bundesländern erhoben.

Die wichtigsten Ergebnisse aus dieser Studie werden im ersten Kapitel des Männerberichts vorgestellt.

1.1 Sozialisation und geschlechtergerechte Erziehung

Unter Sozialisation wird der Prozess verstanden, der Kindern und Jugendlichen über den Einfluss und das Vorbild von Familie, Kindergarten, Schule, Freundeskreis und Medien gesellschaftskonforme, geschlechtstypische Rollenmuster vermittelt. Die Studie fasst zusammen, wie sehr dieser Einfluss verbunden mit der geschlechtsspezifischen Erziehung nach aktuellem Stand der Forschung tatsächlich auf ein geschlechterdifferentes Verhalten einwirkt, und welche Unterschiede in der Sozialisation durch geschlechtsspezifische Verhaltensnormen von Jungen und Mädchen bestehen. Es werden wesentliche Sozialisationsfaktoren wie Vorbilder und Freizeitverhalten der Jugendlichen abgefragt und die Rolle von Kindergarten und Erziehung kritisch hinterfragt.

Der Sozialisationsprozess beginnt mit der Geburt und wird von den Erziehungspersonen je nach Geschlecht des Kindes unterschiedlich wahrgenommen. Die geschlechtsspezifische Erziehung kann sogar bereits vor der Geburt des Kindes durch die Erwartungen, Vorstellungen und Hoffnungen der Eltern beginnen. Die Neugeborenen werden mit anderen Augen gesehen, wenn die Eltern wissen, dass es ein Bub oder ein Mädchen ist. Gender ist demnach eine Kategorie sozialer Struktur, deren Grundlagen schon früh in der kindlichen Sozialisation

festgelegt werden (Bilden, 1991). Somit ist auch Männlichkeit, wie es Kaltenecker ausdrückt, „nicht in die Wiege gelegt, sondern kontinuierliche Interaktionsarbeit“ (Kaltenecker, 2000, S. 24 f). Geschlechtstypisches Rollenverhalten ist keine ausschließlich biologisch determinierte Normgröße, sondern wird über den sozialisatorischen Einfluss der gesamten Gesellschaft und Kultur, in der ein Kind aufwächst, erlernt. Geschlechtstypisches Verhalten ist also nicht ausschließlich angeboren, sondern anerzogen und kann nach Burgauner & Konderla daher auch verändert werden (Burgauner & Konderla, 2003, S. 421). Die Verankerung rollendefinierter Geschlechtsbilder wird durch die Sozialisation im gesellschaftlichen Umfeld realisiert, indem Wertkategorien in den Sozialisationsprozess impliziert und als konkrete soziale Interaktion konzipiert werden (Trautner, 1991). Die Auseinandersetzung mit geschlechterspezifischen Verhaltensnormen und deren Annahme beginnen mit der kerngeschlechtlichen Identitätsentwicklung, umfassen den gesamten Lebensbereich der Kleinkinder und tragen direkt zur Geschlechtersozialisation bei.

1.1.1 Interfamiliäre Geschlechtersozialisation und parentaler Einfluss

Bis ins frühe Jugendalter bleibt die Familie für die Kinder das wichtigste soziale Bezugssystem (Großegger, 2003). Buben und Mädchen erfahren in der Regel zuerst von ihren Eltern, welchen sozialen Stellenwert ihr eigenes Geschlecht im gesellschaftlichen Kontext besitzt und übernehmen in der frühen kindlichen Sozialisation Eigenschaften, die ihrem Geschlecht entsprechen (Schmidt-Wellenburg, 2003). In der ersten Sozialisationsphase spielt die parentale Vorbildfunktion bei der Entwicklung sozialer, sprachlicher und kognitiver Kompetenzen eine wichtige Rolle. Die Rollen- und Vorbildfunktionen der Eltern sind geschlechterspezifisch und prägen die Herausbildung und Festigung eines authentischen Geschlechtsbewusstseins.

Bilden (1991) führt in ihrer Arbeit einige markante parentale geschlechtstypisierende Verhaltensweisen an, die zeigen, dass

- Knaben im Säuglingsalter öfters gefüttert werden als weibliche Säuglinge,
- Mütter Knaben im Säuglingsalter optisch-visuell stärker stimulieren als weibliche, die eher akustisch stimuliert werden,

- Knaben ab dem dritten Lebensmonat in ihrem Bewegungsdrang eine stärkere Förderung erfahren, während Mädchen in diesem Alter mehr an körperlichen Zärtlichkeiten bekommen,
- Väter im Unterschied zu Müttern die Kern-Geschlechtsidentität ihrer Söhne stärker beeinflussen, indem sie deren Motorik bewusst fördern und mit ihnen auch mehr sprechen als mit ihren Töchtern.

Unterschiede im Verhalten der Eltern sind teilweise aber auch als Reaktion auf bereits im Säuglingsalter vorhandene Geschlechterdifferenzen zu bewerten. Kleine Jungen verhalten sich statistisch gesehen (Nitsch, 2002) anders als kleine Mädchen: Jungen weinen häufiger, schlafen schlechter und sie lassen sich schwerer beruhigen. Da Jungen bei der Geburt zumeist größer sind, haben sie auch vielfach eine schwierigere Geburt als Mädchen. Fachleute glauben, dass Jungen deswegen in den ersten Lebenswochen besonders unruhig sind («Nachwehen») (Nitsch, 2002). Mädchen reagieren in der Regel etwas früher auf Gesichter und verfügen über einen ausgeprägteren Tastsinn (Baron-Cohen, 2003). Wenn Babys anfangen zu krabbeln, lässt sich beobachten, dass Jungen öfter bei Gegenständen anstoßen als Mädchen, weil sie versuchen, ihr Ziel ungestümer zu erreichen. Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind im Kleinkindalter aber nicht überzubewerten. Dennoch wird bei Buben nach wie vor ein aggressiveres und aktiveres Verhalten toleriert, weil männliche Identität mit Eigenschaften wie „stark, wild, selbstbewusst, tapfer, verantwortungsvoll“ assoziiert wird. Bei Mädchen dominieren weiterhin die Eigenschaften „passiv, unselbständig, ängstlich, nachgiebig, emotional, distanziert, fürsorglich.“ Diese Verhaltensnormen werden in der Familie auch bei der Bekleidung, bei der Einrichtung der Kinderzimmer und bei der Auswahl der Spielsachen berücksichtigt.

Geschlechtsdifferentes parentales Verhalten scheint außerdem bei der rollenadäquaten Arbeitsteilung auf eine hohe interkulturelle Akzeptanz zu stoßen. Eisenberg (1996) analysierte das Erziehungsverhalten von Eltern und konnte zeigen, dass in vielen Gesellschaften sehr ähnliche Verhaltensmuster bestehen: Eltern teilen Hausarbeit unter geschlechtsspezifischen Aspekten zu und ziehen Töchter viel eher zur Mithilfe im Haushalt oder bei der Kinderbetreuung heran als Söhne. Hausarbeit stellt nach vielfacher Meinung der Eltern für Mädchen ein wichtigeres Erziehungsziel dar als für Jungen. Untersuchungen von Müller-Heisrath und Kückmann-Metschies

(1998) zum verbalen Verhalten der Eltern zeigten dieselben differenten Verhaltensmuster: Väter tauschen im Gespräch mit ihren Söhnen eher aufgabenbezogene Informationen aus und generieren dabei längere Sätze. Mütter regen ihre Söhne in der verbalen Interaktion stärker zum Nachdenken an und erwarten sich von ihnen eher konkrete Handlungen, womit bei Buben die Leistungsbereitschaft, das Selbstvertrauen und die kognitive Entwicklung gestärkt werden. Mütter fördern zudem ganz bewusst das empathische Empfinden ihrer Söhne stärker als bei ihren Töchtern. Dennoch orientieren sich Buben nach Müller-Heisrath und Kückmann-Metschies (1998) in ihrem verbalen Verhalten stärker am Vorbild des Vaters. Im Gegensatz dazu konzentriert sich das Gespräch zwischen Müttern und ihren Töchtern auf Gefühlszustände und Sensitivitäten. Für Mädchen hat das verbale Verhalten der Mütter eine wichtige Vorbildfunktion. Außerdem reagieren die Eltern unterschiedlich auf die Emotionen ihrer Kinder, indem sie tolerieren, dass Buben zorniger und Mädchen ängstlicher sein dürfen (Birnbaum & Croll, 1984). Eltern fordern ihre Söhne im Unterschied zu den Mädchen viel eher dazu auf, ihre Empfindungen und Schmerzen bei Bestrafungen zu unterdrücken (Block&Gjerde, 1978).

Obwohl der soziologische Einfluss der Eltern und das familiäre Milieu in der infantilen Entwicklung der Kern-Geschlechtsidentität und Geschlechtsrollen-Identität außer Diskussion stehen, warnen Psychologen vor einer Überbewertung und falschen Gewichtung. Baron-Cohen (2003) weist darauf hin, dass Eltern (zumindest in der westlichen Welt) etwa bei der Förderung und Betreuung ihrer Kinder nachweislich keine geschlechertypischen Unterschiede machen. Sie reichen jedenfalls nicht als Erklärung für die Verhaltensunterschiede von Buben und Mädchen im Säuglings- und Kleinkindalter aus (Blank-Mathieu, 2001). Lytton und Romney (1991) untersuchten die Einflussnahme von Eltern auf Kinder und stellten auf Basis einer Meta-Untersuchung von 172 Einzelstudien fest, dass Eltern bei erzieherischen Maßnahmen wie Bestrafungen oder Verboten, bei Liebe und Zuneigung oder bei Leistungsbeurteilungen keinen geschlechterrelevanten Unterschied zwischen Buben und Mädchen machen. Auch Violi schränkt den Einfluss- und Gestaltungsrahmen der Eltern ein, weil es sich beim Heranwachsen um einen sozialisatorischen Verselbständigungsprozess handelt, bei dem die Kinder bereits ab dem zweiten Lebensjahr zu Akteuren der eigenen Entwicklung werden, beim Spielen das eigene Geschlecht vorziehen und eine von den Eltern unabhängige Dynamik entfalten

(2003). Buben und Mädchen sozialisieren sich nämlich parallel zur Entwicklung ihrer Geschlechtsidentität, indem sie ihre Geschlechtsidentität an äußeren sozialen Verhaltensregeln durch Beobachtung und Imitation festmachen (Eder, 1999).

Mit zwei Monaten beginnen Kleinkinder die Fähigkeit zu entwickeln, zwischen Männer- und Frauenstimmen zu unterscheiden und erste Unterschiede zwischen den Geschlechtern wahrzunehmen: Etwa über die tiefere Stimme der Männer, die oftmals längeren Haare der Mütter oder die durchschnittlichen körperlichen Größenunterschiede zwischen Männern und Frauen. Schon im Alter von drei Jahren erkennen Kinder nicht nur den Unterschied der beiden Geschlechter, sondern können auch deren Verhalten geschlechtsspezifisch bestimmen (Eisenberg, 1996). Im Alter von acht Jahren verfügen Kinder bereits über ganz klare Vorstellungen von dem, was Männlichkeit und Weiblichkeit in einem geschlechtsdifferenten Kontext bedeuten (Martin, Wood & Little, 1990). Buben tendieren stärker zu einem geschlechtstypisierten Verhalten als Mädchen und lehnen dabei bewusst ab, was sie in ihrer Umwelt als mädchenhaft erkennen. Der Sozialisationseffekt verstärkt sich mit zunehmendem Alter der Kinder durch die konstante Zunahme außerfamiliärer Einflüsse, die die Herausbildung von geschlechtstypischen Verhaltensformen weiter begünstigen. Dabei spielen neben den Kontakten mit Kindern und Erwachsenen aus dem außerfamiliären Umfeld sowie der Beschäftigung mit Jungen- und Mädchenspielzeug insbesondere die Mädchen eine bedeutsame Rolle (Violi, 2003). Die Wirksamkeit außerfamiliärer, kultureller Sozialisationsinstanzen auf die Entwicklung der Geschlechtsidentität unterstreicht auch Blank-Mathieu (1996), die in Anlehnung an Hageman-White die Geschlechtszugehörigkeit als Teil des symbolischen Systems einer Kultur identifiziert, die sich in der sozialen Interaktion realisiert. Eine zureichende Theorie geschlechtsspezifischer Sozialisation wird nach Hageman-White „davon ausgehen müssen, dass nicht erst gewisse Rollenerwartungen, sondern schon die Geschlechtszugehörigkeit selbst Teil des symbolischen Systems einer Kultur ist, dessen Grundlagen gleichzeitig mit dem Erwerb der Sprache angeeignet werden.“ (1988, S. 51). Die geschlechtliche Selbstfindung leitet dann den Erwerb der Geschlechtsidentität ein, bei dem das Kind nach Hagemann-White (1988) fünf Leistungen erbringen muss:

- das eigene Geschlecht erkennen,
- erkennen, dass alle Menschen einem Geschlecht angehören,

- erkennen, dass ein bestimmtes Verhalten oder bestimmte Eigenschaften einem Geschlecht zugeordnet werden können,
- erkennen, dass die unterschiedlichen Genitalien für die Geschlechtszugehörigkeit stehen,
- erkennen, dass das Geschlecht bei Menschen konstant ist und sich nicht ändert.

1.1.2 Gruppenverhalten von Burschen

Buben und Burschen sozialisieren sich vornehmlich im Kollektiv und benötigen deshalb bereits im Kindergarten die geschlechtshomogene Gruppenbildung. Dabei müssen die Strukturaspekte der Geschlechterhierarchie individuell erlebt und andauernd bestätigt werden (Metz-Göckel, 1993). Parallel zum gleichgeschlechtlichen, gruppenstrukturierten Sozialisationsverhalten der Buben beginnen sich Buben von Mädchen beim Übergang ins Schulalter abzugrenzen, wobei es die Buben sind, die diese Abgrenzung in einem stärkeren Maße als Mädchen vornehmen (Violi, 2003).

Zwischen dem 30. und 36. Lebensmonat suchen sich Buben und Mädchen gleichgeschlechtliche Spielpartner aus, was zeitlich mit dem Beginn der kindlichen Geschlechtersozialisation zusammenfällt. Ab dem fünften Lebensjahr liegt die Intensität der gleichgeschlechtlichen Sozialisation und Kontaktnahme bei Buben deutlich höher als bei Mädchen (Scheithauer, 2003). Schon als Kleinkinder haben Buben eine erkennbare Vorliebe für Aktivitäten im Freien und entwickeln dabei einen ausgeprägten Hang für Spiele mit Körperkontakt, Konfliktsituationen und einem strukturierten Schema, das Gewinner und Verlierer klar voneinander trennt. Buben spielen in großen Gruppen mit einer klar strukturierten Rangordnung. Mädchen bevorzugen kleinere Gruppen oder spielen paarweise, wobei die beste Freundin im Mittelpunkt des sozialen Lebens eines Mädchens steht. Während in der Bubengruppe der Wettkampf und die Hierarchie zu den dominierenden Elementen zählen, ist innerhalb der Mädchengruppe das Vertrauen das Wichtigste (Baron-Cohen, 2003). Pellegrini (1998) definiert das auf Wettbewerb und Konkurrenz ausgerichtete Gruppenspiel von Jungen als geschlechtstypisches Verhalten, das ihre Aktivitäten (Grinsen, Ohrfeigen, Raufereien, Verfolgen und Davonlaufen) als Einheit definiert, Buben zusammenbringt und folglich einen wichtigen Beitrag für ihre

Sozialisation und ihre Konfliktlösungskompetenzen darstellt. Die Tendenz der Buben und Burschen zum Spiel in einer Gruppe reflektiert ein verstärktes Interesse an rollendefinierten Aktivitäten. Innerhalb der Gruppe entwickeln Buben und Burschen sehr schnell eine hierarchische Ordnung, wobei die Rangordnung intern durch Konkurrenz und Wettbewerb bestimmt wird. Dieses Prinzip der gruppendynamischen Hierarchisierung zeigt sich bei Buben bereits im Kindergartenalter und hat einen wichtigen geschlechtstypischen Sozialisationseffekt, der dem Einzelnen einen Platz zuordnet, den er für sich beanspruchen darf und seinen persönlichen Einflussbereich innerhalb der Hierarchie genau definiert (Baron-Cohen, 2003).

Die Hierarchien unter Buben und Burschen sind im Vergleich zu Mädchengruppen besser strukturiert und deshalb auch resistenter und dauerhafter. Buben und Burschen bringen auch mehr Zeit damit auf, die Hierarchie in einer Gruppe zu überwachen und sich gegenüber der Konkurrenz der anderen zu behaupten: „Sogar in der Vorschule haben kleine Buben das Gefühl, dass es wichtig ist, nicht als schwach zu erscheinen und nicht seine Stellung zu verlieren. Sie sorgen sich mehr um die eigenen Gefühle und das eigene Image, selbst wenn man damit andere verletzt.“ (Baron-Cohen, 2003, S. 40).

1.1.2.1 Geschlechtersozialisation im Kindergarten

Blank-Mathieu (1996) meint, dass die Entwicklung der Geschlechtsidentität bei Buben umso besser verläuft, je bewusster beide Elternteile ihr geschlechtsspezifisches Verhalten vorleben. Mit dem Besuch des Kindergartens ab dem dritten Lebensjahr wirkt ein erweitertes Sozialisationsfeld auf die Geschlechtsidentität ein, die zum Zeitpunkt des Eintritts in den Kindergarten schon soweit ausgeprägt ist, dass Buben und Mädchen Vorstellungen vom eigenen und vom anderen Geschlecht haben. Das lässt sich am Spielverhalten der Kinder und den unterschiedlichen Spielpräferenzen dokumentieren. Buben präferieren das Spiel in der geschlechtshomogenen Gruppe und erkennen dabei das eigene Geschlecht, das im Unterschied zum anderen auch dieselben Spielsachen bevorzugt. Buben unterscheiden sich auch im Sozialverhalten von den Mädchen, indem sie etwa kaum Bereitschaft zur Mithilfe beim gemeinsamen Aufräumen zeigen (Blank-Mathieu, 1996). Alle diese Beobachtungen führten in der Gender-Forschung zu einer

Diskussion darüber, ob der Kindergarten die Rollenfixierung aufrecht hält und verstärkt. Nach Blank-Mathieu (1996) begegnen Buben im Kindergarten einem vornehmlich weiblichen Umfeld, das eine positive männliche Sozialisation verhindert, weil der ödipale Konflikt nicht gelöst werden kann.

1.1.2.2 Sozialisatorische Einflüsse innerhalb der Peer-Gruppe

Die Peer-Gruppe leistet für die Buben und Burschen einen weiteren Beitrag zu einem verdichteten rollenkonformen Verhalten, weil dort eine männliche Geschlechtsidentität nach innen gepflegt und nach außen verteidigt wird. Halbright spricht von einem „Zwang zur Panzerung“ (1998, S.64), der den Burschen dazu drängt, innerhalb seiner unmittelbaren Umgebung nicht als Feigling zu gelten und ein vom Kollektiv normiertes Verhaltensmuster anzunehmen. Burschen neigen dazu, keine Gefühle und Unsicherheiten zu zeigen und lehnen mädchenhaftes Verhalten ab. Buben vermeiden deshalb auch untereinander jede Form von Zärtlichkeiten, weil Zärtlichkeiten tabu sind und mit Homosexualität assoziiert werden. Glücks prägte dafür den Satz „Prügeln ist Zärtlichkeit unter Jungen“ und meint, dass der „Status des Opfers“ im Jungenbild nicht vorgesehen ist (1996, S.135). Burschen lernen daher schon sehr früh, missliebige Persönlichkeitsanteile und Empfindungen wie Schwäche, Unsicherheit, Angst oder Schmerz aus dem eigenen Bewusstsein zu eliminieren. Die von der gesellschaftlichen Umgebung erwartete Ausgrenzung wichtiger Teile des eigenen emotionalen Erfahrungsbereichs ist dafür verantwortlich, dass Burschen „keine Förderung in ihren sozialen Fähigkeiten“ erhalten (Glücks, 1996). Sturzenhecker (1995) meint daher, dass Burschen ihre individuellen Freiräume brauchen, in denen sie ihre oft als Schwäche kritisierten Gefühle ausleben können. Sie entwickeln dabei empathische und reflexive Kompetenzen.

1.1.2.3 Interne und externe Faktoren, um Buben zu erziehen

Es gehört zu den Versäumnissen der letzten drei Jahrzehnte, dass es parallel zur feministischen Frauen- und Mädchenarbeit keine adäquate Burschenarbeit gab, die sich mit den Sozialisationsphasen von Buben und Burschen beschäftigte. Dieses Defizit im öffentlichen Bewusstsein kritisiert auch Preuss-Lausitz (1993), der

bemängelt, dass Jungenthemen in der allgemeinen Erziehungswissenschaft und in der Frauenforschung nur am Rand behandelt werden, während Mädchenarbeit offiziell akzeptiert und nicht in Frage gestellt wird. Gerade die strukturellen Veränderungen in der Familie führen nach Faulstich-Wieland und Horstkemper (1998) bei Buben und Mädchen zu unterschiedlichen Reaktionen: Während die Mädchen das Aufbrechen traditioneller Rollenbilder als Vorteil für die eigene Sozialisation bewerten, scheinen Buben und Burschen viel sensibler auf solche Änderungen zu reagieren, weil ihnen keine attraktiven männlichen Modelle für die Identitätsfindung zur Verfügung stehen. Eine Möglichkeit zur Realisierung geschlechtstypischer Verhaltensnormen bieten in der modernen urbanen Gesellschaft gerade noch der Sport und ein aktivierendes Freizeitangebot.

1.1.3 Geschlechtsspezifische Ansichten zu Sozialisation und Freizeitverhalten

In einer Untersuchung zum Freizeitverhalten der österreichischen Jugend konnten geschlechtsspezifische Unterschiede analysiert werden. Die größten Unterschiede zwischen Buben/Burschen und Mädchen gibt es beim Heimcomputer und im Sport, die beide von Buben und Burschen dominiert werden. Die weiblich dominierten Freizeitaktivitäten liegen im kommunikativen Bereich, beim Lesen, bei Fortbildungskursen und kulturellen Veranstaltungen. Weit gehend geschlechtsunspezifisch sind die folgenden Aktivitäten: Lernen, Treffen mit Freunden, Besuch einer Diskothek, Musik hören, entspannen und Konzerte besuchen.

Beobachtungen zur Bewegungsentwicklung von Jungen und Mädchen belegen einen Zusammenhang zwischen geschlechtsspezifischer Sozialisation und geschlechtstypischer Bewegungsmotorik. Die Unterschiede in der Sozialisation hängen dabei direkt mit den bewegungsmotorischen Fähigkeiten und Anlagen zusammen, die sich bei Jungen und Mädchen erst zu einem späteren Zeitpunkt unterschiedlich entwickeln. Bis zum Alter von zwei Jahren lassen sich jedenfalls noch keine geschlechterrelevanten Unterschiede zeigen. Noch im Alter von zwei und drei Jahren machen Jungen bei rhythmischen Bewegungsaktionen mit. Erst in der weiteren Sozialisation werden Jungen und Mädchen in der Familie, im Kindergarten und im schulischen Sportunterricht auf geschlechtsadäquate motorische Verhaltensweisen festgelegt. Buben und Burschen ziehen sich dann ganz bewusst von dieser „Mädchensache“ zurück.

1.1.4 Mögliche Auswirkungen des weiblich dominierten Erziehungsstils

Buben sind bei ihrer Sozialisation in der Familie, im Kindergarten und in der Schule überwiegend mit weiblichen Bezugspersonen konfrontiert. In den österreichischen Kinderbetreuungs- und Ausbildungseinrichtungen gibt es mehrheitlich weibliches pädagogisches Personal. So sind etwa im Kindergarten nur zwei von 1000 Personen mit Kinderkontakt männlich, im Hort sind es 30 von 1000 und auch in den allgemeinbildenden Schulen ist der Anteil der männlichen Pädagogen deutlich geringer als der der weiblichen. Diese weibliche Dominanz äußert sich ebenso in der Raumgestaltung, in den Spielangeboten und in den Kommunikationsstrukturen. Fachpraktikerinnen, Fortbildnerinnen und Fachberaterinnen belegen dies mit ihren Beobachtungen. Es dominieren ruhige Angebote wie Malen, Basteln oder Beschäftigungen wie mit Ton arbeiten. Raum für wilde Spiele ist kaum vorhanden. Selten gibt es Kampf- und Werkstattecken. Dazu kommt, dass Erzieherinnen kampfbetonte Formen der Auseinandersetzung von Jungen oft grundsätzlich ablehnen und diese mit Verboten beantworten (Seubert, 1995). Ein Toben und Herumtollen mit den Kindern mit Ganzkörpereinsatz bieten Erzieherinnen zumeist nicht an. Damit repräsentieren Erzieherinnen häufig weibliche Attribute, die Mädchen und Jungen unterschiedliche Identifikations- und Abgrenzungsmöglichkeiten bieten: So ist „Frausein“ und so ist „Nicht-Mann-Sein“. In einer Welt, in der Jungen es bei ihrer Sozialisation vor allem mit weiblichen Bezugspersonen zu tun haben, identifizieren sie sich also weit gehend durch die Negation der weiblichen Rolle (Blank-Mathieu, 1996). Die Frage, wie aber „Mann-Sein“ im positiven Sinne ist oder sein könnte, ist in diesem Umfeld und unter den gegebenen Umständen nicht leicht beantwortet. Für die Ausbildung der geschlechtsspezifischen Identität der Jungen scheinen hier Defizite zuzunehmen, die über Identifikationsversuche mit Schauspielern aus Fernseh- und Videofilmen ausgeglichen werden sollen. „Lernen gegen den Strich“ findet kaum statt.

Aus psychoanalytischer Sicht sieht Warzecha B. (1996), dass Krisen und Konfliktpotentiale bei männlichen Heranwachsenden bestehen. Dabei ist die dominante Feminisierung der primären und sekundären Sozialisation nicht zu übersehen. So sind auffällige Verhaltensweisen von Jungen oft auch als Ausdruck einer Kompensation und Überkompensation zu sehen, deren Wurzeln auch im Kampf des männlichen Kindes gegen die mütterliche Symbiose und Allmacht

angesiedelt werden können. Verhaltensauffällige Jungen haben den Kampf um Anerkennung in der frühkindlichen Sozialisation verloren und setzen ihn nach Meinung von Warzecha B. (1996) mit allen erdenklichen Mitteln als Kind und/oder Jugendlicher fort. Bei Hoffmann (1994) wird die Auflösung von traditionellen Strukturen als Erklärung für Gewalt herangezogen, denn mit einem unrealistischen Bild von Mann und Frau wachsen Jungen in die Welt der Erwachsenen hinein und werden hart dafür bestraft, wenn sie sich schwach oder weinerlich zeigen. Blank-Mathieu (1996) spricht sogar davon, dass frauenbestimmte, auf Harmonie ausgerichtete Regelsysteme eine positive männliche Sozialisation verhindern.

1.1.5 Konzepte für Jungenarbeit und Männer als Vorbild

Es ist in den letzten Jahren in zahlreichen Untersuchungen darauf hingewiesen worden, dass die schulische Leistungsbereitschaft von Jungen dramatisch abnimmt und dass Verhaltensauffälligkeiten bei Jungen in einem besonderen Ausmaß zutreffen. Jungen scheinen zunehmend ein Problem damit zu haben, sich in gesellschaftlich vorgegebene Rahmenbedingungen zu integrieren und sich mit den Vorgaben zu identifizieren. Jungenarbeit (analog dazu wird auch der Begriff Buben- und Burschenarbeit verwendet) ist innerhalb der Jugendarbeit neben Mädchenarbeit und koedukativer Arbeit die dritte Säule. Nach Einschätzung vieler Experten ist Jungenarbeit bisher im Vergleich zu den anderen beiden Säulen der Jugendarbeit vernachlässigt worden.

Brauchen wir eine verstärkte Jungenarbeit? Grote versteht Jungenarbeit als eine Sichtweise, „die die Jungen ins Zentrum stellt, mit dem was sie darstellen, mitbringen und aufzeigen“ (2003, S.151). Es geht ihr darum, für Jungen Freiräume zu schaffen, wo sie ihr eigenes Verhalten reflexiv überprüfen und sich von geschlechtstypischen Rollenklischees abgrenzen können. Jungenarbeit ist geschlechtsbezogenes Arbeiten mit Jungen, die in der Interaktion mit männlichen Betreuern ihre Verantwortung im Geschlechterverhältnis erkennen sollen. Jantz und Grote (2003) haben ein Punkteprogramm entwickelt, das bei der Arbeit mit Jungen berücksichtigt werden soll, weil es zur Förderung eines positiven männlichen Rollenbildes bei Jungen und

zur Förderung des eigenen Bewusstseins beiträgt. Dazu gehören:

- Professionelle Haltung
- Vorbild Jugendarbeiter
- Begegnung und Beziehung
- Kritische solidarische Unterstützung
- Kritische Distanz zu klassischen Attributen von Männlichkeit (Stärke, Gewalt, Gefühlsarmut, mangelndes Gesundheitsbewusstsein, etc.)
- Positives Selbstbewusstsein stärken
- Partizipation von und mit Jungen
- Verantwortung im Geschlechterverhältnis
- Vielfalt von Jungen sehen

Buben- und Burschenarbeit ist kein methodisches Konzept aus dem Bereich der Schulpädagogik, sondern sie versteht sich als Begleiter von Jungen in ihrer männlichen Entwicklung und im Prozess der Mann-Werdung, wobei den Burschen in Zusammenarbeit mit Männern ein positiver Bezug zum eigenen Geschlecht, eine kritische Hinterfragung von stereotypen Männlichkeitsidealen und ein positiver Zugang zum anderen Geschlecht möglich gemacht werden soll: „Alles in allem müssen wir Erwachsenen anfangen, Jungen und männliche Jugendliche mit ihren Potentialen und Ressourcen zu sehen und ernst zu nehmen. In der Interaktion zwischen Männern und Jungen erleben Jungen Männer als greifbare Vorbilder. Darüber hinaus sollen die Jungen die Gewinnmöglichkeiten in der Erweiterung ihrer eigenen (männlichen) Verhaltenspalette entdecken.“ (Grote, 2003, S. 165)

Romberg (2003) unterstreicht die hohe erzieherische Vorbildwirkung, die Männer auf Buben und Burschen haben, wenn sie glauben, Ernst genommen zu werden und einen Ansprechpartner für ihre Anliegen vor sich zu haben. Nach Lyding muss ein Jugenarbeiter bereit sein, sich „mit der eigenen Lebensgeschichte, mit der eigenen Person, mit den eigenen Verhaltensweisen, mit dem eigenen Jungen in sich unter einem geschlechtsbewussten, männerspezifischen Blick auseinander zu setzen“ (2003, S. 277). Der Aufbau eines Vertrauensverhältnisses der Buben und Burschen zu (einem) männlichen Vorbild(-ern) spielt auch in der Buben- und Burschenarbeit eine zentrale Rolle. Die Arbeit mit Buben und Burschen lebt von den Beziehungen

und Kontakten zwischen ihnen und den männlichen Betreuern und hängt letztlich auch davon ab, wie die Interaktion unter den Buben und Burschen gestaltet werden kann (Grote, 2003). Hoffmann (1994) schreibt, dass Männer sich Buben und Burschen mit ihren eigenen Unsicherheiten und Ängsten darstellen lernen müssen. Dabei sollen Väter und Erzieher nicht als emotionales Phantom wahrnehmbar sein: nicht anwesende Fürsorglichkeit, Wortkargheit, Berührungslosigkeit, mangelnde Ausdrucksfähigkeit, Härte gegen sich selbst und andere und Gefühlskontrollen prägen in weiten Bereichen das Erscheinungsbild von männlichen Rollen. Bei Problemen mit der Sexualität ist es Jungen erst dann möglich darüber zu sprechen, wenn Erwachsene von eigenen komischen oder tragischen Erlebnissen und Erfahrungen berichtet haben. So formulierte Romberg (2003) folgenden Grundsatz: Wer mit Jungen wirklich ins Gespräch kommen will (Jungenarbeit), muss sich selbst zur Verfügung stellen, mit seiner Person und seiner gesamten Lebensgeschichte.

1.1.6 Ergebnisse der Studie zur „Buben- und Burschenarbeit in Österreich“ zu folgenden Bereichen

1.1.6.1 Väter und Männer als Vorbilder für Erfolg bei Jugendlichen

Die parentale Vorbildfunktion spielt in der ersten Sozialisationsphase eine wichtige Rolle bei der Entwicklung sozialer, sprachlicher und kognitiver Kompetenzen. Die Rollen- und Vorbildfunktionen der Eltern sind geschlechtsspezifisch und prägend für die Herausbildung und Festigung eines authentischen Geschlechtsbewusstseins.

Das parentale Rollen- und Vorbildverhalten wurde auch in der deutschen ARIANNE-Studie berücksichtigt, um unter Jugendlichen zu eruieren, welchen sozialen Stellenwert Persönlichkeiten und Eltern im Wertesystem von Jugendlichen einnehmen und welche Attribute ihnen von Jugendlichen zugeordnet werden. Väter erfüllen für Buben im Vor- und Volksschulalter nach wie vor eine wichtige Vorbildfunktion, über die sich Väter bewusst sein sollen. Die Auswertungen der Befragungen zur väterlichen Vorbildfunktion belegen eindeutig, dass Buben im Alter zwischen sechs und zehn Jahren signifikant häufiger als die befragten Mädchen den Vater als Vorbild angaben. Auch in der ARIANNE-Studie gaben von den befragten 14 bis 17-jährigen männlichen Schülern 13% den Vater und nur 5% die Mutter als

Vorbild an. Die Burschen haben ihre Vorbilder aber auch unter den Sportlern oder den Film- und Fernsehstars.

Anhand einiger offener Fragen wurden Anhaltspunkte erhoben, um zu eruieren, auf welche Orientierungen und Leitbilder Burschen und Mädchen (11 bis 20 Jahre) beim Übergang von der Schule in die Berufswelt möglicherweise zurückgreifen. So wurden die Burschen und Mädchen befragt, welche Männer und Frauen sie für erfolgreich halten und welche Gründe es gibt, die in ihren Augen zum Erfolg führen. Aus der Auswertung der Antworten haben sich folgende Kategorien ergeben: Burschen führten vor allem prominente Personen wie Profisportler, Staatsmänner, Prominente aus Film und Fernsehen an. Aber auch Personen aus dem privaten Bereich, wie insbesondere der Vater, wurden als Vorbilder genannt. Die Erhebung unter den Mädchen ergab ein ähnliches Bild.

Knapp drei Viertel der befragten Burschen (72%) benannten als Vorbilder erfolgreiche Männer, weniger als die Hälfte (46%) auch erfolgreiche Frauen. Bei den befragten Mädchen benannten knapp drei Viertel (73%) erfolgreiche Männer, gut zwei Drittel (68%) auch erfolgreiche Frauen. Insgesamt ist festzustellen, dass von allen Nennungen mehr Nennungen auf Männer (54%) als auf Frauen (46%) entfallen. Burschen gaben im Durchschnitt mehr Nennungen ab als Mädchen, vor allem was erfolgreiche Männer betrifft.

Der hohe Anteil männlicher Vorbilder bestätigt eine positive Beurteilung männlicher Attribute sowohl durch Burschen als auch durch Mädchen, weil sie mit Werten besetzt sind, die Jugendlichen beiderlei Geschlechts als Orientierungshilfe für die eigene Entwicklung wichtig sind. Für Buben und Burschen scheinen Frauen den Erwartungen, die sie in Vorbilder setzen, eher weniger zu erfüllen, wobei sich hier eine altersspezifische Differenzierung zeigt: Mit zunehmendem Alter der Buben und Burschen steigt der Anteil weiblicher Vorbilder in der Bewertung.

In der Studie zur „Buben- und Burschenarbeit in Österreich“ wurden auch jene Kategorien erhoben, die für Burschen und Mädchen Faktoren des Erfolgs sind. Dabei kristallisierten sich anhand der Auswertungen die folgenden fünf Bereiche heraus: Leistung, Geld und Ruhm, Wissen, familiärer Bereich und Eigenschaften der Personen.

Das wichtigste Kriterium für Buben und Mädchen bei einem erfolgreichen Mann ist die erbrachte Leistung. Die Angaben dazu reichen von „Er hat etwas aus dem Nichts

aufgebaut“ (Bub, 18 Jahre, über Arnold Schwarzenegger) bis „Weil er viel arbeitet“ (Bub, 12 Jahre, über seinen Vater). An der zweiten Stelle finden sich in den Angaben beider Geschlechter bestimmte Eigenschaften, die einen Mann erfolgreich machen, z.B. „Wenn er sich etwas vornimmt, dann macht er das auch“ (Bub, 14 Jahre, über seinen Onkel) oder „weil er nett ist“ (Bub, 15 Jahre, über den Sänger von AC/DC Angus Young). Geld, Ruhm und Anerkennung wird von beiden Geschlechtern als dritthäufigster Grund genannt: „Wenn sie viel verdienen und einen guten Job haben“ (Bub, 11 Jahre, generell über erfolgreiche Männer) oder „Weil er der reichste Mann der Welt ist“ (Bub, 14 Jahre, über Bill Gates). Hingegen wurde das Engagement um die Familie kaum als Motiv für Erfolg angeführt. Das Schlusslicht in der Beurteilung bildete das akademische Wissen als Erfolgskriterium, z.B. „Weil er sehr viele Sprachen weiß“ (Bub, 13 Jahre, über einen Bekannten).

Die von den befragten Buben und Burschen angeführten Ursachen und Motive zeigen, dass vor allem Eigenschaften, die mit kompetitiven Elementen assoziiert werden, Erfolg definieren. Geld, Ruhm und Leistung sind demnach für Buben und Burschen wichtige fiktive Orientierungsparameter, die sich vom „erfolgreichen Mann“ in einem hierarchisch strukturierten Umfeld realisieren lassen. Der erfolgreiche Mann stellt eine Verkörperung der eigenen Einstellungen und Werte dar, die durch Leistung erreicht werden können. Die Auswahl der Ursachen und Motive, die Mädchen für Erfolg und erfolgreiche Menschen angaben, stimmen mit denen der Buben und Burschen überein, obwohl die Auswahl und Charakterisierung der Vorbilder geschlechterspezifisch erfolgte. Im Fall der Motive und Ursachen scheinen jedoch keine geschlechterspezifischen Differenzen zu bestehen. Als möglicher Grund kann auch der Einfluss der Massenmedien angenommen werden, die suggerieren, was und wer als erfolgreich gilt.

1.1.6.2 Die Dominanz von Frauen im Umfeld der Buben und Burschen

Die Präsenz einer männlichen Identifikationsgröße hilft dem Buben nach psychoanalytischer Interpretation bei der Loslösung von der weiblichen Bezugsperson – zumeist der Mutter. „Eine Lehrerin“, so ein Experte, „ist die Wiederholung der Mama, das ist fast stereotyp, was da im Unterricht abläuft. Die

Jungen bekämpfen in der Lehrerin die Mutter.“ Das Dilemma der Burschen ist, so die Experten, „die Abwesenheit der Männer“.

Auf die Frage, ob der heutige Erziehungsstil eher weiblich oder männlich dominiert ist, geben die Experten an, dass dieser eindeutig weiblich dominiert ist. Die Auswirkungen gehen nach Meinung der Experten in zwei Richtungen. Zum einen in eine recht positive: Jungen, wenn sie mehr Kontakt zu Frauen haben, verstehen diese auch besser und erhalten darüber hinaus Zugang zu eher weiblichen Eigenschaften wie Hilfsbereitschaft oder Einfühlsamkeit, Rücksicht nehmen und dem Schwächeren gegenüber nachgiebig zu sein. Auf der anderen Seite ist es aber auch wünschenswert, dass Buben und Burschen männliche Leitbilder finden, die sie für die Entwicklung ihrer Identität brauchen. Burschen sind sich nämlich ihrer Identität viel weniger bewusst als Mädchen. Sie haben ein wesentlich größeres „Vakuum“, weil die Mädchen in unmittelbaren Zusammenhängen Vorbilder in der Person der Mutter oder der Lehrerin haben, und den Jungen diese männlichen „Pendants“ eher fehlen. (siehe Kapitel 1.2)

1.1.6.3 *Eigenschaften von Lehrern und Eltern*

Befragt nach den geschätzten bzw. gewünschten Eigenschaften von Bezugspersonen (Eltern, Lehrer), gaben Buben und Burschen im Alter von 11 bis 20 Jahren an, insbesondere auf Humor und Witz, Verständnis und Einfühlungsvermögen, Expertenwissen und Sachkenntnisse sowie bestimmtes (sicheres) Auftreten Wert zu legen.

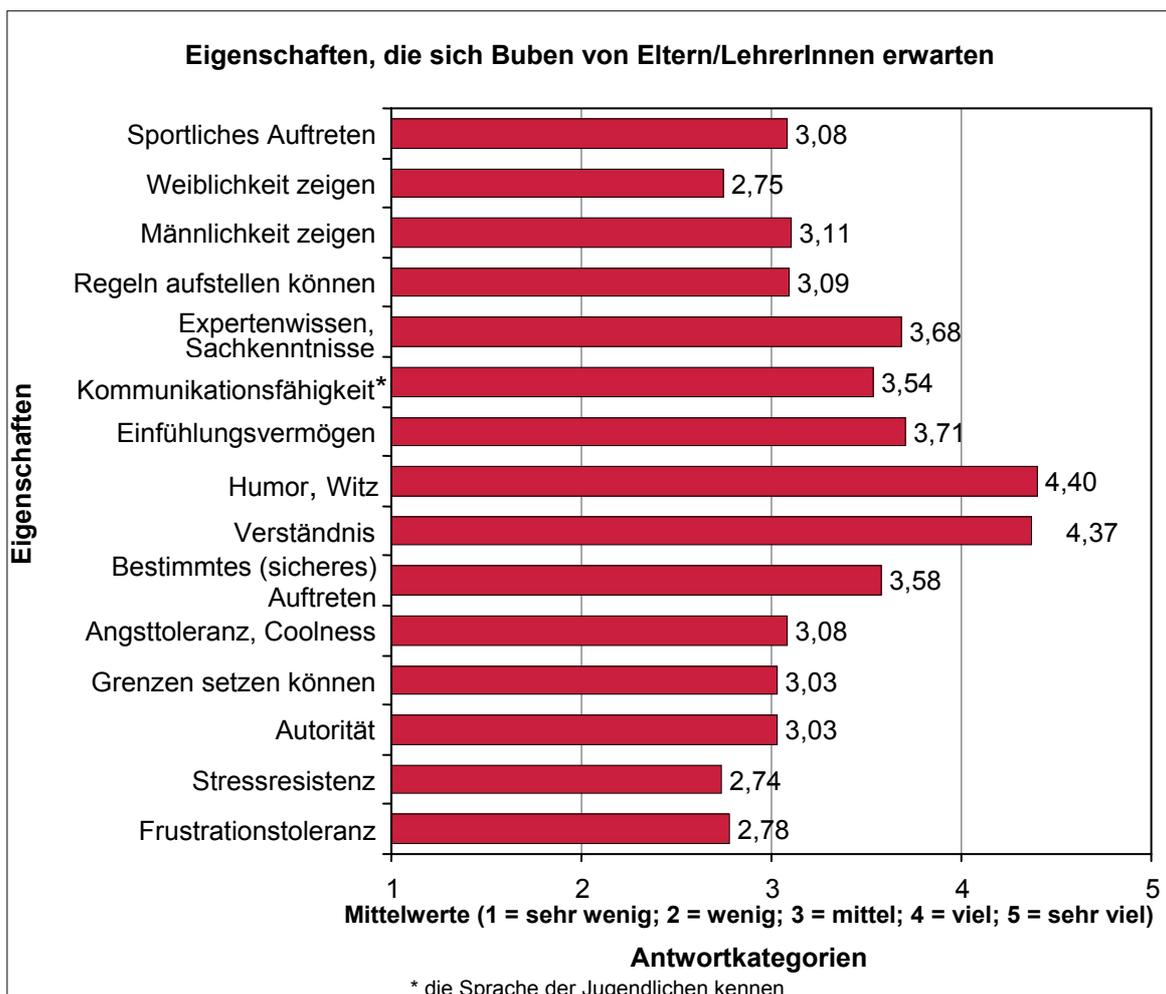


Abbildung: Erwartete Eigenschaften von Bezugspersonen

Darüber hinaus legen die Burschen auf Kommunikationsfähigkeit wert, das bedeutet hier, „die Sprache der Buben und Mädchen sprechen“. In Relation dazu legten Burschen weniger Wert auf Stressresistenz, Weiblichkeit zeigen und Frustrationstoleranz. Zwei Drittel der befragten Buben und Burschen im Alter von 11 bis 20 Jahren gaben an, dass die Lehrkraft, die sie besonders schätzen, männlich ist. Auch in der deutschen ARIANNE-Studie ist die beliebteste Lehrkraft für gut zwei

Drittel der befragten Burschen eine ihrer männlichen Lehrpersonen. Für drei Viertel der Burschen der vorliegenden Studie ist die unbeliebteste Lehrkraft eine Frau. Bei den befragten Mädchen war das Verhältnis genau umgekehrt: Für zwei Drittel der befragten Mädchen ist die Lehrkraft, die sie besonders schätzen, eine Frau. Allerdings war nach Auswertung der Befragung auch für etwas mehr als die Hälfte der Mädchen die am wenigsten beliebte Lehrkraft weiblich. In der deutschen ARIANNE-Studie ist vergleichsweise bei knapp zwei Drittel der Mädchen die unbeliebteste Lehrkraft ein Mann.

Die befragten Eltern gaben an, dass es zum Teil unterschiedliche Eigenschaften braucht, um Burschen und Mädchen zu erziehen. Das Ergebnis der Befragung zeigte, dass für die Erziehung von Jungen „Autorität“ und „Männlichkeit zeigen“ wesentlich stärker notwendig sind als bei Mädchen. In Anlehnung daran zeigt das Ergebnis der befragten Pädagogen, dass Frustrationstoleranz, Stressresistenz, Autorität, Grenzen setzen (zu) können und Angsttoleranz für die Arbeit mit Jungen stärker notwendig ist als mit Mädchen. Außerdem unterstrichen die befragten Expertinnen und Experten die allgemeine Auffassung, dass ein bestimmtes, sicheres Auftreten, Humor und Witz, Regeln kennen und aufstellen können, Männlichkeit und sportliches Auftreten für die Erziehung von Burschen von besonderer Bedeutung sind. Weniger wichtig sind nach Meinung der befragten Experten weibliche Attribute für die Erziehung von Jungen. Die gut zwei Drittel der Burschen, die im Rahmen der ARIANNE-Studie die männliche Lehrperson als beliebteste Lehrkraft genannte haben, schätzen bei dieser Person folgende Eigenschaften und Kompetenzen: Humor, freundliches Auftreten, Autorität (Respektsperson), Verständnis und Empathie sowie hohe methodisch-didaktische Kompetenz.

1.1.6.4 Spezifische Arbeit mit Buben und Burschen im außerschulischen Kontext

Zur außerschulischen Jugendarbeit wurden in der Studie zur Buben- und Burschenarbeit in Österreich Männerberatungsstellen mit Jungenarbeit aus sieben Bundesländern (Kärnten, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Tirol, Vorarlberg und Wien) befragt. Als erstes wurde erhoben, mit welchen Bedürfnissen und Problemen sich Buben und Burschen an die Beratungsstelle wenden. Die meisten Antworten der

befragten Berater beziehen sich auf das Interesse und den Bedarf an Gruppenaktivitäten. Weiters wichtig ist die aktive Hilfestellung durch Tätigwerden der Institution bzw. des entsprechenden Ansprechpartners in der Institution. Auch Einzelgespräche und eine spezifische Beratung werden als wichtig angesehen. Als nicht wichtig erachtet werden „das Geben von konkreten Anweisungen“ oder Ratschläge erteilen. Auch Vermittlungstätigkeit wird als nicht wichtige Beratungsfunktion gesehen. Jedenfalls ist es für Buben und Burschen wichtig, mit ihren Problemen und in ihren Bedürfnissen ernst genommen zu werden. Zur Problemanalyse eignen sich besonders gut „Outdoor Spiele“ (angeleitete Aktivitäten im Freien), denn die Buben und Burschen „tun sich auch spielerisch leichter“. Besonders hilfreich sind Spiele, bei denen sich die Buben und Burschen bewegen können. Während des Spielens ergeben sich deutlich leichter persönliche Gespräche. Die Problemlösung wird vor allem dann gefördert, wenn die gemeinsame Interaktion von einem männlichen Berater begleitet wird. Weiters gaben die befragten Experten an, dass insbesondere folgende spezielle Themen Buben und Burschen beschäftigen:

- Selbstbewusstsein, Selbstbehauptung
- Mangelnde Aufklärung an den Schulen durch männliche Experten
- Konfliktbewältigung („wie kann man anders streiten?“)
- Information über den eigenen Körper, Umgang mit Sexualität, Frauen, Partnerschaft
- Problembereiche Aggression, Gewalt, Waffen und Drogen
- Männlichkeit, männliche Rollenbilder

Die befragten Experten in den Beratungsstellen waren sich einig, dass männliche Identität durchaus ein wichtiges Thema für jene Buben und Burschen ist, die die Beratungsstelle kontaktieren. Besondere Themen, die diesbezüglich immer wieder genannt werden, sind Fragen zum spezifischen Verhalten wie z.B. „Wann bin ich ein Mann?“ und „Muss ein Mann aggressiv sein?“, ebenso zu Beziehungsunsicherheiten (erste Freundin, Annäherung, Sexualität, etc.), Kleidung und Leitbilder. Bezüglich der geschlechtsspezifischen Wahrnehmung der Bedürfnisse der Buben und Burschen wünschten sich die befragten Experten der Männerberatungsstellen ausdrücklich mehr männliche Pädagogen im Kindergarten und in der Volksschule, da oft keine

Väter oder männlichen Lehrer vorhanden sind, und dadurch durchaus wichtige Vorbilder für Buben und Burschen fehlen. Auch die Buben- und Burschenarbeit sollte ihrer Meinung nach ausgebaut werden. Im Bereich der Männerberatungsstellen wünschten sich die befragten Experten mehr Männer, da derzeit sehr viele Frauen in der Männerberatung tätig sind. Weiters sahen die Experten einen großen Bedarf an geschlechtsspezifischer Gruppenarbeit, in der Buben und Burschen gemäß ihren Bedürfnissen und Interessen von Männern angeleitet werden. Darüber hinaus unterstrichen sie die Notwendigkeit der geschlechtsspezifischen Wahrnehmung von Buben und Burschen an Schulen und im außerschulischen Bereich.

1.1.6.5 Freizeitaktivitäten und geschlechtstypische Sozialisation

Im Zuge dieser Untersuchung und empirischen Charakterisierung von geschlechtsspezifischen Aktivitäten wurden Jungen und Mädchen nach jenen Aktivitäten befragt, die sie nur mit Personen desselben Geschlechts ausüben. Die Auswertung der Befragung ergab, dass von beiden Geschlechtern ganz unterschiedliche Aktivitäten bevorzugt werden. Dieses Phänomen ist aus der wissenschaftlichen Literatur bekannt und wird unter dem Terminus „Geschlechtersegregation“ beschrieben, die sich schon im frühen Kindergartenalter nachweisen lässt und ein wichtiges Element bei der Herausbildung von geschlechtsspezifischen Gruppenkonformitäten darstellt. Während Buben und Burschen im Zuge dieser Studie erwartungsgemäß Sport (Fußball), Kräftemessen und Raufen, PC / Technik und HIFI als die zentralen Präferenzen für die eigenen Aktivitäten angaben, dominierten bei den Mädchen wenig überraschend Aktivitäten wie Shoppen bzw. Einkaufen, Probleme besprechen, tratschen aber schließlich auch sportliche Aktivitäten.

Als Pendant zu den geschlechtssegregierten Aktivitäten zählten Jugendliche folgende Aktivitäten auf, die auch mit dem anderen Geschlecht möglich sind: Ausgehen, Sport und Spiele, Einkaufen und spazieren gehen. Bei den Mädchen gehören sportliche Aktivitäten und ein gemeinsamer Kino- und/Disco-Besuch zu den Favoriten für Aktivitäten mit dem anderen Geschlecht. Abseits von den ganz speziellen Tätigkeiten meinten die Mädchen, dass auch alle anderen Beschäftigungen mit Jungs möglich sind, was angesichts der koedukativen

Erfahrungen, die heute Jugendliche von klein auf in allen öffentlichen und privaten Bildungs- und Betreuungseinrichtungen machen, wenig überrascht.

Im Vergleich zu den befragten Mädchen findet das Freizeitverhalten der befragten Jungen eher in risikoreichen, wettbewerbsorientierten, bewegungsreichen und kommunikationsarmen Bereichen statt. Auch die befragten Eltern bestätigten, dass Buben ihre Freizeit signifikant mehr mit wettbewerbsorientierten Spielen verbringen als Mädchen. Parallel zu den Aktivitäten Jugendlicher lassen sich auch bei Gesprächsthemen und deren Inhalten geschlechtstypische Differenzen belegen. Während Themen wie Sexualität bevorzugt mit Personen desselben Geschlechts besprochen werden, gibt es eine Vielzahl anderer Themenbereiche, die man nur mit Geschlechtsgenossen diskutiert. Bei den befragten Buben und Burschen sind es bevorzugt Themen aus den Bereichen Fußball, Autos sowie PC, HIFI und Technik. Was die Häufigkeit besprochener Themen angeht, dominiert bei beiden Geschlechtern wiederum die Sexualität, wobei sich aber die Art der Auseinandersetzung geschlechtsdifferent zeigt. Während bei den befragten Buben und Burschen lediglich der Kernbereich „Sex und Mädchen“ benannt wurde, führten die befragten Mädchen neben dem Themenblock „Männer und Sex“ auch den Bereich „Liebe und Beziehung“ an. Die befragten Jugendlichen gaben aber auch häufig an, dass sämtliche Gesprächsthemen grundsätzlich auch mit dem anderen Geschlecht möglich sind, was analog zum vorherigen Punkt „Aktivitäten“ den Einfluss der koedukativen Erziehung unterstreicht.

1.2 Die Entwicklung der männlichen Identität

Die Primärsozialisation im familiären Umfeld ist neben der genetischen Veranlagung für die Entwicklung der Kern-Geschlechtsidentität verantwortlich, die sich in einem komplexen Wechselwirkungsprozess mit exogenen Faktoren etabliert und die Herausbildung einer männlichen oder weiblichen Geschlechtsrollenidentität bestimmt.

1.2.1 Allgemeines zum Begriff „Identität“

Identität erscheint zunächst als Vermittlungsinstanz zwischen der individuellen Subjektivität einer Person (individuelle Bedürfnislage, Wünsche, Erwartungen und

Vorstellungen eines Individuums) und den gesellschaftlichen „Strukturen“ (vgl. Rommelspacher, 1997, S. 250). Bereits in dem prominenten psychoanalytisch orientierten Konzept von Erikson (1991) stellt Identität ein Zeichen von Reife nach durchlaufenen Entwicklungsstufen dar. Identität – so die „klassische“ Feststellung Georg Herbert Meads (1968) – entwickelt sich „innerhalb des gesellschaftlichen Erfahrungs- und Tätigkeitsprozesses, das heißt im jeweiligen Individuum als Ergebnis seiner Beziehungen zu diesem Prozess als Ganzem und zu anderen Individuen innerhalb dieses Prozesses“ (Mead, 1968, S. 177).

Mead macht in seinen Ausführungen einerseits auf die Prozesshaftigkeit der Identitätsentwicklung aufmerksam, andererseits verweist er auf das soziale Umfeld, welches im Prozess der Identitätsbildung von Bedeutung ist. Dennoch gelingt bereits der häufig zitierten Identitäts-Definition, die wir Erikson verdanken, die Integration der unterschiedlichen Zeitperspektiven (Haußer, 1997). Erikson (1991, S. 18) bestimmt Identität als unmittelbare „Wahrnehmung der eigenen Gleichheit und Kontinuität in der Zeit und der damit verbundenen Wahrnehmung, dass auch andere diese Gleichheit und Kontinuität erkennen.“

Haußer ergänzt diese Begriffsbestimmung mit dem Hinweis, dass nach heutigem Erkenntnisstand auch die „Wahrnehmung eigener Diskontinuität und vor allem die Verarbeitung selbst wahrgenommener und sozial gespiegelter Kontinuität und Diskontinuität identitätsrelevant“ (Haußer, 1997, S. 120) seien. Diese Bemerkung verdeutlicht, dass statische Konzepte von Identität überholt sind. Wenn Identität gerade auch mit Rücksicht auf biografische Brüche immer wieder neu hergestellt werden muss, dann ist sie ein Resultat „biographischer Arbeit“, eine Art „Selbstbildungsprozess“, der zunehmend den Individuen spätmoderner Gesellschaften zugemutet und auferlegt wird. (Alheit, 2003, S. 13).

Identität entsteht durch „Sehen und Gesehen werden“. Ich erkenne mich in den Zuschreibungen von außen wieder und gebe mir selber Zuschreibungen. Identitätsfördernd ist, wenn die eigenen Zuschreibungen mit den Zuschreibungen der sozialen Welt übereinstimmen. Der Mensch ist ein Leib-Geist-Seele-Wesen in einem sozialen und ökologischen Kontext (Petzold, 1993, S. 495). Im „Austausch“ zwischen dem Leib-Geist-Seele Wesen und seinem sozialen und ökologischen Kontext entsteht und verfestigt sich die Identität.

Für Krappmann stellt „Identität (...) die Besonderheit des Individuums dar; denn sie zeigt auf, auf welche besondere Weise das Individuum in verschiedenartigen Situationen eine Balance zwischen widersprüchlichen Erwartungen, zwischen den Anforderungen der anderen und eigenen Bedürfnissen sowie zwischen dem Verlangen nach Darstellung dessen, worin es sich von anderen unterscheidet, und der Notwendigkeit, die Anerkennung der anderen für seine Identität zu finden, gehalten hat“ (1988, S. 9). Identitäten entwickeln sich daher in einem sozialen Interaktionsprozess, der vom Individuum verlangt, dass „es zwischen den Anforderungen der anderen und den eigenen Bedürfnissen eine Balance herstellen kann“ (Blank-Mathieu, 2001, S. 10). Eine zentrale Rolle kommt dabei der Geschlechtsidentität zu, weil das Geschlecht jenen integrativen Teil darstellt, mit dem sich Individuen definieren und über den sie erfahren, wer sie sind und was sie denken (Katz, 1979 zit. nach Blank-Mathieu, 2001, S. 8).

1.2.2 Definition und Entwicklung der Geschlechtsidentität

Freud begann auf Grundlage seiner psychoanalytischen Methode psychische Reaktionen nach Geschlechtern zu differenzieren und erkannte, dass psychopathologische Phänomene oft geschlechtsspezifisch auftreten. Freud (1972) schrieb Jungen eine biologisch determinierte bisexuelle Identität zu, die sich im Wunsch, Kinder gebären zu können, manifestiert. Entgegen der These der männlichen Bisexualität betonte Freud in seiner Theorie zur männlichen Geschlechtsentwicklung aber eine betont heterosexuelle Prädisposition, die durch die emotionale Symbiose mit der Mutter besteht. In der ödipalen Phase bleibt nach Freud (1972) zwar die heterosexuelle Bindung zur Mutter existent, jedoch setzt im Hintergrund der Aufgabe der Rivalität zum Vater über die Entwicklung einer männlichen Geschlechtsidentität die männliche Sozialisation ein. Geschlechtsidentität wird dabei als Überbegriff verwendet, der zwischen Kern-Geschlechtsidentität und Geschlechtsrollenidentität unterscheidet (Person & Oversey, 1993). Die Kern-Geschlechtsidentität ist das bewusste oder unbewusste Erleben über die eigene Geschlechtsidentität, die Säuglinge durch die unterschiedlichen Verhaltensweisen der Eltern erfahren. Dadurch werden zwar Selbstrepräsentanzen gebildet, die aber in dieser frühen Entwicklungsphase noch keine geschlechtlichen Kategorien zulassen (Mertens, 1992). Eine

Geschlechtsrollen-Identität entwickelt sich dann auf emotional kognitiver Ebene, indem Jungen und Mädchen lernen, die ihnen von der Umwelt zugedachten Rollen zu erfüllen. Dieser Prozess fällt zeitlich mit der Sprachentwicklung zusammen und bildet bei Jungen den Ausgangspunkt für die allmähliche Entwicklung einer bewussten Geschlechtsidentität (Fast, 1991).

Money (1965) definiert Geschlechtsidentität als „die innere Übereinstimmung, Einheitlichkeit und Beständigkeit der individuellen Persönlichkeit als Mann oder Frau (oder ihrer Ambivalenz) in stärkerer oder schwächerer Ausprägung, wie sie vor allem in Selbstgewissheit und Verhalten erfahrbar ist.“ Geschlechtsidentität ist demnach „die persönliche Erfahrung der Geschlechtsrolle, und die Geschlechtsrolle ist der öffentliche Ausdruck der Geschlechtsidentität“ (zit. nach Blank-Mathieu, 2001, S. 11). Geschlechtsidentitäten entwickeln sich auf Grundlage kognitiver Erfahrungen (Kohlberg, 1966), wobei nach Gloger-Tippelt (1993) biologische (Selbstkategorisierung, Geschlechtskonstanz), soziale (Körperbild, Geschlechtstypologien) und kulturelle (Beurteilung, Geschlechtsstereotypen) Aspekte zu berücksichtigen sind. Ähnlich unterscheidet auch Trautner auf den drei Ebenen der kognitiven, emotionalen und verhaltensmäßigen Geschlechtererfahrung sechs Formen der Geschlechtsidentität:

- geschlechtliche Selbstkategorisierung (männlich/weiblich) und Selbstkonzeption (Maskulinität/Femininität)
- Beurteilung des eigenen Geschlechts und Festlegung von Geschlechtspräferenzen
- geschlechtskonforme Verhaltensnormen und Geschlechtstypisierungen

Die Entwicklung von Geschlechtsidentitäten lässt sich in der aktuellen Genderforschung weder von einem vornehmlich biologischen noch von einem sozialen Determinismus ableiten, sondern wird interdependent und multikausal in einem komplexen Wechselwirkungsprozess von genetischen Veranlagungen und kulturellen Einflüssen erkannt. So konnte etwa Feingold (1996) nachweisen, dass kognitive Unterschiede zwischen Männern und Frauen keinem monokausalen Erklärungsmuster folgen, sondern biologisch, soziokulturell und biosozial bestimmt sind, die in dem oben angeführten Wechselwirkungsprozess aufeinander einwirken und sich graduell in unterschiedlichen Verhältnissen ergänzen. Eisenberg, Fabes und Martin (1996) entwickelten ein Dreisäulenmodell zur Systematisierung

genderspezifischer Unterschiede, wobei sie zwischen einem biologischen, kognitiven und einem auf das Lernen bezogenen Ansatz unterscheiden. Die gesteigerte Akzeptanz biologisch-genetischer Faktoren ist eine direkte Folge wissenschaftlicher Erkenntnisse, die in den letzten Jahren in der Neurologie, Entwicklungspsychologie und Genetik gemacht werden konnten (Gazzaniga, 1995). Heute zweifelt die Genderforschung kaum mehr an der Feststellung, dass geschlechtsspezifische Unterschiede und Verhaltensnormen auch eine biologische Ursache haben, die bestimmte Verhaltensmerkmale bei Buben oder bei Mädchen besser erklären können, als jene Modelle, die noch vor zwei Jahrzehnten das menschliche Verhalten ausschließlich als Produkt von Erziehung und Umwelt beschrieben haben. Das menschliche Verhalten wird als Ergebnis komplexer Wechselwirkungsprozesse angeborener Verhaltensmuster und exogener (Umwelt)Faktoren verstanden. Freilich kann aus philosophischer Sicht das Individuum diese Einflüsse sozialer und biologischer Art als Handlungsoptionen frei bewerten und ist sohin nicht lediglich als Produkt von Einflussfaktoren, sondern auch als Produzent und aktiver Gestalter solcher zu betrachten.

1.2.3 Ödipale Lösung von der maternalen Symbiose

„Der Vater ist der Ausweg aus dem ödipalen Konflikt für den Jungen“ (Schnack & Neutzling, 2000, S. 28). Die Entwicklung und der Erwerb einer männlichen Identität sind damit ein soziologischer Prozess, der nach psychoanalytischer Schule mit einer emotionalen Abgrenzung von der Mutter einsetzt, die in der Frühphase des Kleinkindes die erste Bezugsperson ist. Dieses „gendering“ (Pfister, 1998, S. 28) setzt nach Schnack und Neutzling (2000) bereits im zehnten Lebensmonat ein und bedeutet nach Günzel (1989) für das männliche Kleinkind, dass der Knabe „im zartesten Alter einem Identitätsbruch ausgesetzt ist und sich genötigt sieht, alle seine Energie zum Aufbau einer neuen Identität zu verwenden“ (Günzel, 1989, S. 223). Für Violi (2003) ist diese Abgrenzung ein wichtiger Prozess männlicher Identitätsfindung, der mit einem emotional höchst sensiblen Ablösungsprozess von der Mutter verknüpft ist, weil er „sich im Alter von ein bis eineinhalb Jahren mit der Mutter“ identifiziert (Schack & Neutzling, 1993, S. 35). Damit besteht für Buben spätestens nach dem Bruch der maternalen Symbiose gegen Ende des ersten Lebensjahres die Notwendigkeit der Annäherung an eine männliche Bezugsperson als

Orientierungshilfe bei der Entwicklung und Reflexion eines authentischen männlichen Bewusstseins. Die männliche Kern-Geschlechtsidentität wird nach Glücks „über die Prinzipien der Ausgrenzung und Abwertung erworben“ (1996, S. 105). Nach Schnack und Neutzling verläuft der Loslösungsprozess des Bubens von der Mutter umso leichter, je mehr Zuneigung der Vater dem Bubens entgegenbringt: „Der körperliche und seelische Kontakt mit dem Vater trägt entscheidend zu dem Grundgefühl eines Jungen bei, was es heißt und was es wert ist, männlichen Geschlechts zu sein“ (Schnack & Neutzling, 1993, S. 50). In der psychoanalytischen Diskussion (Bürgin, 1988a, Klitzing, 1998) verschiebt sich die Bedeutung der Mutter-Kind-Dyade (Zweierbeziehung) stärker in Richtung einer Mutter-Vater-Kind-Triade (Dreierbeziehung). Die Erkenntnisse über aktive Interaktionen der Neugeborenen mit mehreren Personen und die nachgewiesenen intuitiven Kompetenzen beider Eltern im Umgang mit dem Kind (Papousek, 1995) verändern die Perspektive auf die junge Familie: Es gibt eine Vater-Kind-Dyade und eine Mutter-Kind-Dyade. In der ersten Zeit nach der Geburt steht die Mutter-Kind-Dyade im Vordergrund. Je nach Lebensform der Familie kann auch eine Vater-Kind-Dyade den Schwerpunkt bilden. Innerhalb einer Familie gibt es demnach wechselnde Dyaden (Dornes, 1993; Stern, 1995).

Fthenakis (1988) hat die Unterscheidung zwischen substitutivem und komplementärem Vater-Verhalten eingeführt, wobei das komplementäre nur über die Person des Vaters vermittelt werden kann. Kreppner (2002) hat die Spezifitäten des komplementären Vaterverhaltens wie folgt systematisiert: Väter fördern das kognitive und sprachliche Verhalten auf eine spezifische Weise, sie motivieren Kleinkinder eher zur Entwicklung von Lösungskompetenzen, sie fordern mehr Selbständigkeit und sind nach Arbeiten von Lytton und Romney (1991) im Erziehungsverhalten auch viel kontrollierender. Bubens lernen von ihren Vätern auch spezielle soziale Kompetenzen, wozu nicht nur der Umgang mit Verzicht auf Bevorzugungen und das Verhalten bei Wettkämpfen gehören, sondern auch der Umgang mit Niederlagen, ohne dabei das eigene Gesicht zu verlieren (Schnack & Neutzling, 2000). Dort aber, wo der Vater in der Familie als männliche Bezugsperson fehlt, definieren Bubens ihre männliche Identität antithetisch zur weiblichen: Männlichkeit ist dann das, was Weiblichkeit nicht ist (Violi, 2003). Die „vaterlose Gesellschaft“, die Jungen zwingt, sich an Männerbildern zu orientieren, die ihnen das gesellschaftliche und mediale Umfeld zur Verfügung stellt, fördert die „Herausbildung einer männlichen

Geschlechtsidentität“, die sich an stereotypisierten Klischees und Männlichkeitsidealen orientiert und zur „Verbreitung traditioneller Rollenmuster“ beiträgt (Pfister, 1998, S. 28). Nach Krone erwirkt der „mehrdimensionale Auflösungsprozess“ von traditioneller Väterlichkeit und Männlichkeit, der sich durch die personelle Abwesenheit des Vaters „im Erziehungsprozess“ verdeutlicht, „ihre destruktive Qualität“ (1997, S. 72). Rohrman macht jedoch darauf aufmerksam, dass die Orientierung der Buben und Burschen nach männlichen Vorbildern keine Einbahnstraße ist, sondern dass sie sich auch an „Erwartungen und Bildern von Männlichkeit“ orientieren, „die ihnen Frauen vermitteln“ (2001, S. 52).

1.2.4 Männliche Identität und die Manifestation von Geschlechtsstereotypen

Die Etablierung geschlechtsstereotypisierter Verhaltensnormen führt bei Buben zur „Abspaltung und Verdrängung von Persönlichkeitsaspekten“ (Violi, 2003), die weibliches Verhalten aus dem persönlichen Bewusstsein ausklammern. Das Ziel der eigenen Identitätsfindung wird so zur Anpassung an geschlechtstypische Ideale. Diese Ideale postulieren eine männliche Kernidentität, die sich in Form eines männlichen Verhaltensmusters realisiert: Zu den männlich typisierten Identitäten gehören Mut, Furchtlosigkeit, Heldenmut und Konkurrenzfähigkeit. Seubert (1995) hat die Vorstellungen von Männlichkeit und Mann-Sein bei Buben analysiert und folgendes Ergebnis veröffentlicht: Das Männerbild von Buben folgt der klassischen männlichen Geschlechtsrollenidentität und zeichnet sich dadurch aus, dass Männer immer arbeiten, nie Zeit und immer Wichtiges zu tun haben, keine Angst zeigen, handwerklich begabt sind, im Haushalt nicht kochen und putzen müssen, keine Schwächen zeigen, interessante Berufe haben, Waffen lieben, stark sind, gerne kämpfen und Gefühle eher für sich behalten.

Diese Fähigkeit zur Identifizierung von Geschlechterrollen und -stereotypen erwerben Kinder bereits im frühen Alter. Sie ist nach Scheithauer von der „Notwendigkeit zur Konstanz“ (2003, S. 83) bestimmt, womit die Fähigkeit des Kindes gemeint ist, über die Entwicklung der eigenen Geschlechtsidentität zu erkennen, dass die Geschlechtszugehörigkeit eine dauerhafte, endgültige und nicht veränderbare Eigenschaft ist. In dieser Phase verbreitert sich auch das soziale Umfeld der Kinder, die durch den Kindergarten und die Vorschule mit Gleichgeschlechtlichen in Kontakt kommen und ihre konsistente Geschlechtsidentität

durch eine zunehmende geschlechtsspezifische Sozialisation festigen. Mit der Entwicklung des geschlechtsspezifischen Identitätsbewusstseins generieren sich vom fünften bis zum achten Lebensjahr auch sehr rigide Geschlechtsstereotypen, die Buben im Allgemeinen stärker betonen als Mädchen, indem Buben in ihrem sozialen Umfeld und bei ihrer Kontaktsuche eine strikte Grenze zwischen den Geschlechtern und deren Verhaltensnormen ziehen (siehe Kapitel 1.1.). Die geschlechtsstereotypisierte Sozialisation „erreicht ihren Höhepunkt während des Jugendalters.“ (Violi, 2003). Dieser Umkehrschluss wird heute durch den Einfluss der Massenmedien zunehmend verstärkt, indem den Buben suggeriert wird, dass Männlichkeit Stärke, Weiblichkeit hingegen Schwäche, Männlichkeit Mut, Weiblichkeit aber Ängstlichkeit bedeuten.

In der Pubertät wird dann die Entwicklung der geschlechtstypischen Identität zunehmend von Geschlechtsrollenerwartungen geprägt, wobei nach Untersuchungen von Burgauer und Konderla Burschen nur in einem reduzierten Maß die „eigene Geschlechterrolle als Teil ihrer Identität“ erleben (2003, S. 422). In dieser Phase entwickeln Burschen einen subjektiven Katalog der Männlichkeit, der einen männlichen Verhaltenskodex definiert und für die Ausprägung eines geschlechtstypisierten Verhaltens verantwortlich ist. Dazu zählen nach Violi (2003) die Negation innerer Werte, der Aufbau einer harten Schale nach außen, die Reduktion der eigenen Gefühlswelt, die Reflexion von Coolness und Gelassenheit im gesellschaftlichen Umfeld und die Kultivierung eines männlichen Aussehens. Burschen müssen in dieser ambivalenten Situation „Eigenes von sich selbst, Kompetenzen, aber auch Wünsche und Identifikationsfantasien – vereinfacht: ihre weiblichen Anteile – beschränken, bekämpfen, unterdrücken“ (Auinger & Böhnisch, 2002, S. 93). In dieser Entwicklungsphase dominiert die Verherrlichung von Männerbildern, die durch ihre Aggressivität und Brutalität Männlichkeit signalisieren. Männerrollen, die „mit Emotionalität, Fürsorge und Empathie verbunden“ sind, fehlen (Pfister, 1998, S. 28).

1.2.5 Männliche Identität in Wahrnehmung und sozialem Handeln

Männliche Identität kann optimal entstehen, wenn es neben dem anatomisch männlichen Geschlecht zur Übereinkunft zwischen der Selbstannahme als Mann, der positiv mitgegebenen „Elternprimärdefinition“ als Mann und der Außenbestätigung

als Mann kommt. Männliche Identität ist ein verinnerlichtes, nicht nur bewusstes Ergebnis der Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Wertvorstellungen, mit sozialen Rollenerwartungen an den Mann (auf unterschiedlichen Ebenen) und nicht zuletzt mit subjektiven Ansprüchen.

Männliche Identität bedeutet das, was den Mann ausmacht: Psychische Eigenschaften, Verhaltensmerkmale, die Seinsweise, die ihn von jener der Frau unterscheidet, weiters die Selbstdefinition des Mannes als Mann und seine Fremdefinition. Männliche Identität hat damit zu tun, wie ein Mann sich als Mann wahrnimmt. Wie das „Mann-Sein“ an sich hat auch das „Mann-Werden“ eine soziale, gesellschaftliche und kulturelle Perspektive.

1.2.6 Bezugspersonen im entwicklungssensitiven Kontext

Die Präsenz männlicher Bezugspersonen ist insbesondere im Vorschulalter und in der Pubertät sehr wichtig. Die männliche Bezugsperson bietet dabei die Möglichkeit der Identifizierung, darüber hinaus auch zur Konkurrenz-Figur. Weiters zeigen Studien, dass jene Kinder (beiderlei Geschlecht), die eine gute Beziehung zu ihrem Vater hatten oder ihn als Vorbild erlebten, mehr Lebenszufriedenheit im Erwachsenenalter erreichen. Sie ermöglicht außerdem eine positive Auswirkung auf die Leistungsfähigkeit, die sich erhöht und auf ein etwaiges delinquentes Verhalten, das reduziert wird (Harris et al., 1998). Ein Konflikt zwischen Vater und Kind hat hingegen negative Konsequenzen auf das adoleszente psychische Wohlbefinden (Shek, 1998). Insofern haben Kinder und Jugendliche, die eine gute Beziehung zu ihrem Vater angeben, eine wesentlich geringere Wahrscheinlichkeit an einer sog. Adoleszentendepression zu erkranken (Barrera & Garrison-Jones, 1992; Copenhaver & Eisler, 2000; Howard, 1981).

1.2.7 Befragungen zur männlichen Identität und Geschlechtsentwicklung

In der Studie zur „Buben- und Burschenarbeit in Österreich“ wurden Experten aus dem pädagogischen und klinischen Bereich sowie Eltern zum Wesen und zur Entwicklung männlicher Identität befragt.

Auf die Frage, was Buben für die Entwicklung einer eigenen männlichen Identität brauchen, erklärten die Pädagogen:

Ein männliches Vorbild zu haben, bedeutet für Buben und Burschen, sich an männlichen Bezugsgrößen orientieren zu können, um während des Entwicklungsprozesses der männlichen Identität einen direkten Vergleich zu haben. Die Präsenz männlicher Bezugspersonen ist für die Identitätsentwicklung von Buben und Burschen sehr wichtig. So wird beispielsweise bei den betroffenen Buben und Burschen eine deutliche Verbesserung in den sozialen Kompetenzen (Beziehung zu anderen) bemerkt, wenn die allein erziehende Mutter wieder einen männlichen Lebenspartner hat. Der Junge hat dann wieder die Möglichkeit, sich mit einem Mann zu identifizieren, selbst wenn die neue männliche Bezugsperson nicht immer als „das Beste“ (Ersatz zum leiblichen Vater) wahrgenommen wird. Im Alltag gibt es für viele Burschen oft keine männliche Person, mit der sie sich identifizieren können. Da viele Buben und Burschen keine „greifbaren“ männlichen Vorbilder haben, durch die sie ihre männliche Identität entwickeln können, stellen männliche Vorbilder aus den Medien oft die einzige Möglichkeit dar. Dies vermittelt den Jungen nach Aussagen der Experten ein „falsches“ Bild von „Männlichkeit“. So meinte einer der befragten Experten dazu, dass sich Jungen „aufgrund der Abwesenheit von realen Vorbildern, also von Vätern und Pädagogen, an virtuellen Vorbildern orientieren müssen. Dazu zählen Vorbilder aus der Film- und Musikindustrie.“

Buben und Burschen benötigen in bestimmten Entwicklungsphasen mehr männliche Bezugspersonen als in anderen. So gaben die befragten Experten zur männlichen Entwicklung an, dass die Pubertät und die Krise der Adoleszenz ganz wichtige Phasen darstellen. In diesen Phasen kann beispielsweise häufig beobachtet werden, dass Buben und Burschen ein großes Bedürfnis entwickeln, mehr Kontakt zu ihrem Vater zu haben, und Jungen von getrennt lebenden Eltern, die bisher bei der Mutter aufgewachsen sind, zum Vater ziehen wollen. Es gibt Phasen im Laufe der Entwicklung von Buben und Burschen, in denen eine Bezugsperson gleichen Geschlechts notwendig ist: die triadische Phase, die frühgenitale Phase und die reife genitale Phase. Jedes Mal (auch in der Pubertät und in der Krise der Adoleszenz) bräuchten Buben und Burschen ein männliches Gegenüber, das der Junge bekämpfen darf und der diese Konfrontationen auch aushält. „Die Lehrer, wenn sie vorhanden sind, halten es nämlich nicht aus, das ist ganz wichtig, weil sie einfach überlastet sind“, stellt ein Experte fest. Gefragt sind männliche Bezugsperson, die in

der Lage sind, Konflikte der Jungen auszuloten und dadurch die trianguläre Struktur, die Ablösung von der Mutter möglich zu machen.

Jungen finden nach Aussage der befragten Experten nur schwer zu ihrer männlichen Identität, da die Rollenbilder oft unklar sind. Darüber hinaus bestehen viele Unsicherheiten und Hemmungen und es fehlt an Modellen. Die Identitätsbildung findet zum einen über die primäre, sekundäre und tertiäre Sozialisation sowie über Rollenvorbilder und die „Vorbildwirkung“ des Vaters statt. Da es für Jungen wenig Identifikationsmöglichkeiten innerhalb der Familie und im institutionalisierten schulischen und außerschulischen Kontext gibt (die Väter sind meistens abwesend, der Lehrkörper besteht zum überwiegenden Teil aus Frauen), suchen diese nach den befragten Experten eher die Peer-Gruppe, um ihre männliche Identität entwickeln zu können.

Mädchen haben eher gleichgeschlechtliche Vorbilder in der Person der Mutter oder der Lehrerin, denen sie nacheifern können. Das wirkt sich vielfach aus: Mädchen haben etwa in der Schule im Schnitt bessere Noten, sie sind besser strukturiert und haben systematischere Strategien der Selbstorganisation. Buben und Burschen haben das nicht in dem Ausmaß, da ihnen die männlichen Vorbilder abgehen.

Von den befragten Eltern wurde dem Vater die Rolle als Vorbild zugeschrieben, der vor allem als „Identifikationsfigur hinsichtlich Lebens- und Alltagsbewältigung“ zu wirken hat. Aber auch hinsichtlich emotionaler Zuwendung soll der Vater in der Erziehung von Buben eine Rolle spielen, indem er z. B. „Sicherheit schenkt“ oder als „sozialer Gesprächspartner fungiert“. Eltern sehen den Vater weiters als „männliche Vertrauensperson in der Familie“, der zwar einerseits „Freund“ sein soll, aber gleichzeitig auch eine „Konkurrenz“ darstellen und die Buben und Burschen „herausfordern“ soll. Neben der Freizeitgestaltung spielen Autorität und strukturgebende Hierarchien eine große Rolle. Die traditionelle Rolle als Erhalter und Ernährer wird von den Eltern nicht angegeben, weil davon ausgegangen wird, dass diese selbstverständlich ist. Hierbei unterscheiden sie sich von den Angaben der Pädagogen.

Die Rolle der Mutter wird von den befragten Eltern nahezu gemäß den weiblichen Stereotypen gesehen. Mütter sollen in erster Linie für die Buben als „umsorgende Vertrauensperson“ und als „Gesprächspartnerin insbesondere für emotionale Belange fungieren“. Im Speziellen sollen sie „für ihre Buben da sein“, „ihnen Liebe

schenken“, „Geborgenheit geben“, „sie schützen und trösten“ und ein „realistisches Frauenbild aufbauen“ sowie „Empathiefähigkeit und soziale Kompetenz vermitteln“.

Zur Rolle des Vaters für Buben und Burschen meinen die befragten Experten aus dem pädagogischen Bereich, dass diese insbesondere für die Identitätsbildung des Jungen von großer Bedeutung ist. Darüber hinaus geben sie (geordnet nach der Häufigkeit der Antworten) folgende relevante unterschiedliche Rollen des Vaters an:

- Vorbild und Identitätsstifter wie zum Beispiel „Identifikation mit Geschlechterrolle“, „Vorbild im Umgang und Verhalten mit Anderen“
- Autorität und „Reibebaum“ wie beispielsweise „Abklären, wer der Stärkere ist“, „Grenzen setzen“, „Sicherheit vermitteln“ und „konsequent sein“,
- Freizeitgestalter wie z.B. „Spielfreund und -partner“, „Die angenehmen Seiten des Lebens zeigen, wie Kino und Sport und
- Ernährer bzw. Erhalter mit Nennungen wie „Geldverdiener“ oder „geht arbeiten und kommt abends wieder“.

Die Umwelt nimmt die beiden Geschlechter unterschiedlich wahr und schreibt ihnen spezifische Eigenschaften zu, deren Realisierungen den Mustern eines kulturell tradierten Rollenverständnisses folgen. Die unterschiedlichen Verhaltensformen lassen sich etwa in der kommunikativen Interaktion, im Spiel- und Gruppenverhalten oder im Umgang mit Konfliktsituationen beschreiben. Dabei zeigt sich, dass die Merkmale, die den Geschlechtern zugeschrieben werden, trotz aller Wandlerscheinungen im gesellschaftlichen und beruflichen Umfeld nach wie vor stereotypisiert sind und eine hohe Resistenz gegenüber den Änderungen in den Rollenbildern aufweisen.

1.3 Charakteristik der Geschlechter

Abgesehen von der wissenschaftlichen Diskussion zum Erwerb von Intelligenz und der Entwicklung kognitiver Kompetenzen hat sich in der Wissenschaft noch selten ein derart heftig geführter Disput entwickelt, wie um die Kernfrage: Was ist typisch männliches und was typisch weibliches Verhalten? In der Ursachendiskussion zu den Unterschieden in den geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen stehen sich in der wissenschaftlichen Literatur Lösungsansätze aus den Bereichen der biologisch

orientierten Theorien, der kognitiven Lerntheorie und der Sozialisationstheorien gegenüber. Während die biologisch orientierten Theorien biologisch-genetische Faktoren für die Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern mitverantwortlich machen, werden die Geschlechtsdifferenzen in den Sozialisationstheorien allein aufgrund von Lern- und Sozialisationsprozessen beschrieben. Wie schon in Kapitel 1.2. festgestellt, zweifelt die Genderforschung heute aber kaum mehr an der Feststellung, dass geschlechtsspezifische Unterschiede und Verhaltensnormen aus dem Zusammenwirken biologischer und sozialer Elemente mitbedingt sind, die in den einzelnen biologischen Entwicklungsphasen und je nach Art der sozialen Umwelt individuell sehr unterschiedlich sein können. Dass Unterschiede nicht nur dem Sozialisationsprozess zugeschrieben werden, sondern auch eine biologische Ursache haben können, erklärt bestimmte Verhaltensmerkmale bei Buben oder bei Mädchen besser, als jene Modelle, die noch vor zwei Jahrzehnten das menschliche Verhalten ausschließlich als Produkt von Erziehung und Umwelt beschrieben haben. Als ein Beispiel für die biologische Komponente können die Forschungsergebnisse zum männlichen Sexualhormon Testosteron gelten. Untersuchungen belegen, dass Testosteron einen direkten Einfluss auf das menschliche Sozialverhalten hat. Untersuchungen mit Mädchen, die unter einer angeborenen adrenalen Hyperplasie (Congenital Adrenal Hyperplasia, CAH) leiden – es handelt sich dabei um eine verstärkte Produktion von männlichen Hormonen in der pränatalen Entwicklungsphase – belegen, dass sie typisch männliche Verhaltensformen aufweisen. Berenbaum und Hines (1992) analysierten das Spielverhalten von CAH-Mädchen im Vergleich zu Mädchen ohne CAH-Defekt und fanden dabei heraus, dass CAH-Mädchen auffällig mehr Zeit beim Spielen mit Buben verbrachten als Mädchen ohne CAH-Defekt. Außerdem konnten CAH-Mädchen bei räumlichen Rotationstests besser abschneiden als Mädchen ohne CAH-Defekt. Gleichzeitig besitzen Männer, die aufgrund eines genetischen Defektes über keine androgenen Zellenrezeptoren verfügen, und folglich ohne das männliche Sexualhormon Testosteron heranwachsen, weibliche Verhaltensattribute.

1.3.1 Geschlechtsspezifische Kommunikation

Das interaktive Kommunikationsverhalten von Buben und Burschen ist anders als das von Mädchen. Mädchen beginnen früher als Buben zu sprechen und sind auch

später in ihren sprachlichen Kompetenzen den Buben zumeist überlegen. Dieser Vorteil zeigt sich dann auch im schulischen Bereich bei einem direkten Vergleich der Lese- und Schreibkompetenzen. Mädchen generieren im Durchschnitt mehr Wörter innerhalb eines vorgegebenen Zeitrahmens als Jungen, machen weniger linguistische Fehler (wie den Gebrauch falscher Wörter) und besitzen eine bessere Fähigkeit, Lautelemente (Konsonanten und Vokale) zu unterscheiden. Die Sätze von Mädchen sind durchschnittlich länger, ihre sprachlichen Äußerungen folgen den grammatikalischen Standards und sie verwenden öfters eine korrekte Aussprache. Es fällt ihnen leichter, Wörter schneller als Jungen zu artikulieren, Wörter im Gedächtnis zu behalten und bei Prüfungssituationen abzurufen. Die meisten Jungen haben in ihrer Sprache mehr Sprechpausen und entwickeln doppelt so häufig Sprachstörungen wie etwa Stottern. Buben und Burschen verwenden mehr Zeit damit, Sprache als Mittel zur Demonstration ihres Wissens, ihrer Fähigkeiten und ihres sozialen Status zu gebrauchen. Sie versuchen im Gespräch ihre Dominanz zu artikulieren und den Kommunikationspartner zu beeindrucken. Das führt dazu, dass es bei Gesprächen zwischen Jungen oft zu Unterbrechungen kommt und versucht wird, die jeweils eigene Meinung durchzusetzen. Bei Mädchen hat Sprache eine ganz andere Funktion: Sprache wird gebraucht, um Vertrauen, Beziehungen – vor allem mit anderen Mädchen – zu entwickeln und zu pflegen. Mädchen wollen mit Sprache Verständnis gewinnen, eine Beziehung weiter entwickeln und anderen das Gefühl geben, gehört zu werden. Die weibliche Sprache ist stärker auf Kooperation ausgerichtet, das Gespräch zwischen Mädchen dient oft der Bestätigung der Meinung des Kommunikationspartners, drückt positive Gefühle für ihre Freundschaften aus, wohingegen Buben und Burschen weniger davon halten, sich vertrauensvoll mitzuteilen, was sie für einander empfinden und wie wichtig ihnen die Freundschaft ist (Baron-Cohen, 2003).

1.3.2 Geschlechtsspezifisches Konfliktverhalten und Aggression

Buben und Burschen lösen Konflikte eher in Form offener Auseinandersetzungen und drücken ihre Emotionen und Aggressionen im Unterschied zu Mädchen weniger über das Medium Sprache aus. Buben und Mädchen haben nicht nur ihre körperlichen Unterschiede, sondern agieren auch im Alltag bei Konfliktsituationen mit unterschiedlichen Lösungsstrategien und reagieren geschlechtstypisch auf ihre

Umwelt. Buben bauen bereits im Kindergartenalter eine hierarchische Struktur auf und neigen dazu, innerhalb der Gruppe Konflikte mit körperlicher Gewalt, Drohungen oder Imponiergehabe zu lösen (Baron-Cohen, 2003). Mädchen hingegen setzen ihr Aggressionspotential im Konfliktfall anders ein: Sie sind weniger handgreiflich als Buben und versuchen, den Streit mit subtileren Mitteln über ihre sprachlichen Fertigkeiten zu bereinigen (Hoff Sommers, 2000). Maccoby und Jacklin (1987) belegten in einer klassischen Vergleichsstudie zwischen Buben und Mädchen, dass Buben in einem viel stärkeren Ausmaß zu aggressiven Phantasien neigen, wobei sich im kindlichen Aggressionsverhalten bereits im Alter von zwei bis zweieinhalb Jahren ein deutlich erkennbarer Geschlechtsunterschied aufzeigen lässt. In diesem Alter beginnen Kleinkinder auch die Fähigkeit zum sozialen Spielverhalten zu entwickeln, wodurch ein direkter Zusammenhang zwischen Aggression und dem Erwerb sozialer Verhaltenskompetenzen besteht.

1.3.3 Geschlechtertrennung und Spielverhalten

Kinder zeigen geschlechterspezifische Spielpräferenzen und tendieren zu einem Spielverhalten, das ihrem Geschlecht entspricht. In zahlreichen Versuchen konnte nachgewiesen werden, dass Kinder geschlechtertypische Spielsachen bevorzugen (Eisenberg, Boothby & Matson, 1979). Schon im Alter von zwei Jahren zeigen Buben ein stärkeres Interesse am Spielen mit Holzklötzen oder anderen mechanischen Spielsachen. Zweijährige Kinder sind nach Baron-Cohen (2003) zwar noch nicht in der Lage, Spielsachen Buben und Mädchen nach dem Muster von Geschlechtsstereotypen zuzuordnen, jedoch zeigen sie in diesem Alter bereits eindeutige Präferenzen. Diese Beobachtung deutet darauf hin, dass sich bei Kleinkindern Spielpräferenzen schneller entwickeln als die Fähigkeit, Spielsachen auf Grund von Geschlechtsstereotypen Buben oder Mädchen zuzuordnen. Nach Meinung von Psychologen fördern die unterschiedlichen Spielpräferenzen möglicherweise eine differente Entwicklung von kognitiven und sozialen Fertigkeiten und Kompetenzen (Eisenberg, 1996; Miller, 1987; Peretti & Sydney, 1984).

Neben den unterschiedlich ausgeprägten Vorlieben für Spiele und Spielsachen beginnen Kinder beim Übergang vom Vorschulalter ins Schulalter damit, sich vom jeweils anderen Geschlecht mit zunehmender Rigidität abzugrenzen. Was genau sie dazu bewegt, ist in der Geschlechterforschung weiterhin eine offene Frage, genauso

wie die Frage, woher die Kinder diese Verhaltensklischees übernehmen. Die Eltern, so meinen Psychologen, tragen dafür genauso wenig die Hauptverantwortung wie die Rollenklischees aus den Medien. Erklärungsversuche in der Fachliteratur machen das wettbewerbsorientierte Spielverhalten von Buben dafür verantwortlich, den geringen Einfluss, den Mädchen auf Buben ausüben können, oder auch das geschlechtsdifferente Gefühlsleben. Buben können nämlich nach Fabes (1994) ihre Erregungen weniger stark kontrollieren als Mädchen und sind bei sozialen Interaktionen auch leichter erregbar. Der Grad der Ausprägung der Trennung wird nach Eisenberg (1996) von sozialen und kognitiven Einflussfaktoren bestimmt.

Die Geschlechtertrennung fördert neben stereotypisierten Verhaltensnormen auch die Ausprägung von geschlechtstypischen Kompetenzen, die sich im Freizeitverhalten oder in einer unterschiedlichen Präferenz für Unterrichtsfächer in der Schule manifestieren.

1.3.4 Die Entwicklung geschlechtsspezifischer Stereotype und Rollenklischees

Bereits 1968 veröffentlichte Rosenkranz (1968) mit Kollegen eine Studie, die sich Geschlechtsstereotypen widmete und als Ergebnis dokumentierte, dass Eigenschaften wie „wettbewerbsorientiert, logisch, geschäftstüchtig und selbstbewusst“ eher als männliche Attribute gelten, während Frauen als eher „sanft, empathisch und gefühlsbetont“ charakterisiert werden. Spätere Studien kamen zu denselben Ergebnissen (Deaux & LaFrance, 1998) und unterstrichen den universalen Charakter von Geschlechtsstereotypen, die in dieser Ausprägung auch in anderen Kulturen anzutreffen sind (Lipp, 2002).

Im Rahmen einer von der Männerpolitischen Grundsatzabteilung in Auftrag gegebenen österreichischen Untersuchung (Zulehner, 2003), die sich im Vergleichszeitraum 1999 bis 2002 mit geschlechtsspezifischen Eigenschaften und Werten beschäftigt hatte, kam man zum Ergebnis, dass sich die Grundstruktur in den letzten zehn Jahren nicht verändert hat. Frauen und Männern bewerten Eigenschaften wie stark, dominierend, logisch denkend, sicher, willensstark, gesellig als eher typisch männlich. Männer ordnen sich autoreflexiv die Eigenschaften selbständig, stark, dominierend, logisch denkend, sicher, gefühlvoll und leistungsbewusst zu, während das Männerbild der Frauen die Attribute selbständig,

stark, gefühlvoll, logisch denkend, sicher, leistungsbewusst und selbstvertrauend hervorhebt.

1.3.5 Resistenz rollenadäquater Typologien und Erwartungen

Horstkemper (2001) untersuchte in einer repräsentativen Vergleichsstudie geschlechtsspezifische Rollenbilder, denen bürgerliche Familien in den Jahren 1950 bis 1970 entsprachen und die Vorstellungen dieser Familien von männlichen und weiblichen Werten. In den 1950er Jahren gab es klar definierte geschlechtsspezifische Erwartungen, die den Mädchen die klassischen Verhaltensnormen zuschrieben: Mädchen sind „lieb und nett, artig, fleißig, fürsorglich und nicht zu wild“. Buben durften hingegen stark, wild und mutig sein und sollten ihre Schmerzen und Gefühle unterdrücken. Die geschlechtsspezifischen Erwartungen wurden auch in der Rollenverteilung im Haushalt nicht hinterfragt: Burschen waren die Kavaliere, die Damen in den Mantel halfen, schwere Lasten trugen und die Türen aufhielten. Diese Verhaltensnormen waren nach Horstkemper (2001) in Schule und Elternhaus gleich.

Die klassischen Attribute, wie sie Buben und Burschen in den bürgerlichen Familien der Nachkriegszeit zugeordnet wurden, erweisen sich trotz der gesellschaftlichen Wandlungserscheinungen und Wertediskussionen als erstaunlich resistent und haben bis heute ihre Gültigkeit nicht verloren. Das in der Buben- und Burschenstudie (2005) erhobene parentale Bubenbild stimmt daher an vielen Stellen mit dem von Horstkemper beschriebenen Rollenmuster überein. Demnach schätzen die in dieser Studie befragten Eltern Buben und Burschen am stärksten als „lustig, ehrlich, natürlich, selbstsicher, neugierig und angeberisch“ ein, aber auch als „einfallsreich, anspruchsvoll, hilfsbereit und mutig“. Wenig zutreffend für Buben finden sie die Eigenschaften „geduldig, angepasst, ruhig, nachtragend und vorsichtig“. Am allerwenigsten finden Eltern Buben und Burschen als „ordentlich“. Diese unterschiedlichen Zuordnungsmerkmale gibt es auch in anderen Bereichen. Bei Lorenz findet sich etwa ein Hinweis zur geschlechtsspezifischen Rollenverteilung bei der Hausarbeit, der zeigt, dass Kinder und Jugendliche die Arbeitsteilung der Eltern übernehmen: Wäsche machen, Kochen und Putzen sind nach wie vor weibliche Domänen, die männlichen konzentrieren sich hingegen auf handwerkliche Tätigkeiten wie etwa Reparaturen oder diverse Renovierungsarbeiten im Haus oder

in der Wohnung. Lorenz (1999) weist auch darauf hin, dass sich die diesbezüglichen geschlechterspezifischen Unterschiede zwischen Buben und Burschen und Mädchen erst mit Beginn der Pubertät herausbilden. Während Buben im Alter von sieben und acht Jahren mehr als Mädchen im Haushalt mithelfen, nimmt die Mithilfe der Buben und Burschen im Alter von 11 bis 14 Jahren rapid ab, was damit zu tun hat, dass Buben und Burschen aufgrund eines stärkeren Anpassungsdrucks in der Peer-Gruppe typisch weibliche Arbeiten ablehnen, um im männlichen Freundeskreis nicht als Muttersöhnchen zu gelten.

1.3.6 Das Bubenbild der Pädagogen und Pädagoginnen

Romberg veröffentlichte 2003 eine Studie der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BzgA), die Pädagogen, Sozialarbeiter und Therapeuten zu den typischen Eigenschaften von jüngeren Burschen und bereits als problemhaft wahrgenommenen männlichen Jugendlichen befragt hat und folgendes Ergebnis präsentierte: Die genannten Eigenschaften für Burschen waren ausschließlich negativ besetzt und bezogen sich auf folgende Attribute: Machos, Hahnenkämpfer, aggressiv, eitel, laut und egozentrisch. Knaben hingegen wurden in dieser Studie als neugierig und natürlich, wenig nachtragend oder lebhaft beschrieben.

Zu ähnlichen Resultaten kamen auch die Autoren der Buben- und Burschenstudie (2005) bei der Befragung von Pädagogen und Pädagoginnen, die Buben und Burschen am stärksten als „neugierig, natürlich, lustig und einfallsreich“ einschätzen, aber auch als „mutig und angriffslustig“. Wenig zutreffend für Buben finden sie die Eigenschaften „ordentlich, angepasst und geduldig“. Und am allerwenigsten „vorsichtig, nachtragend oder ruhig“.

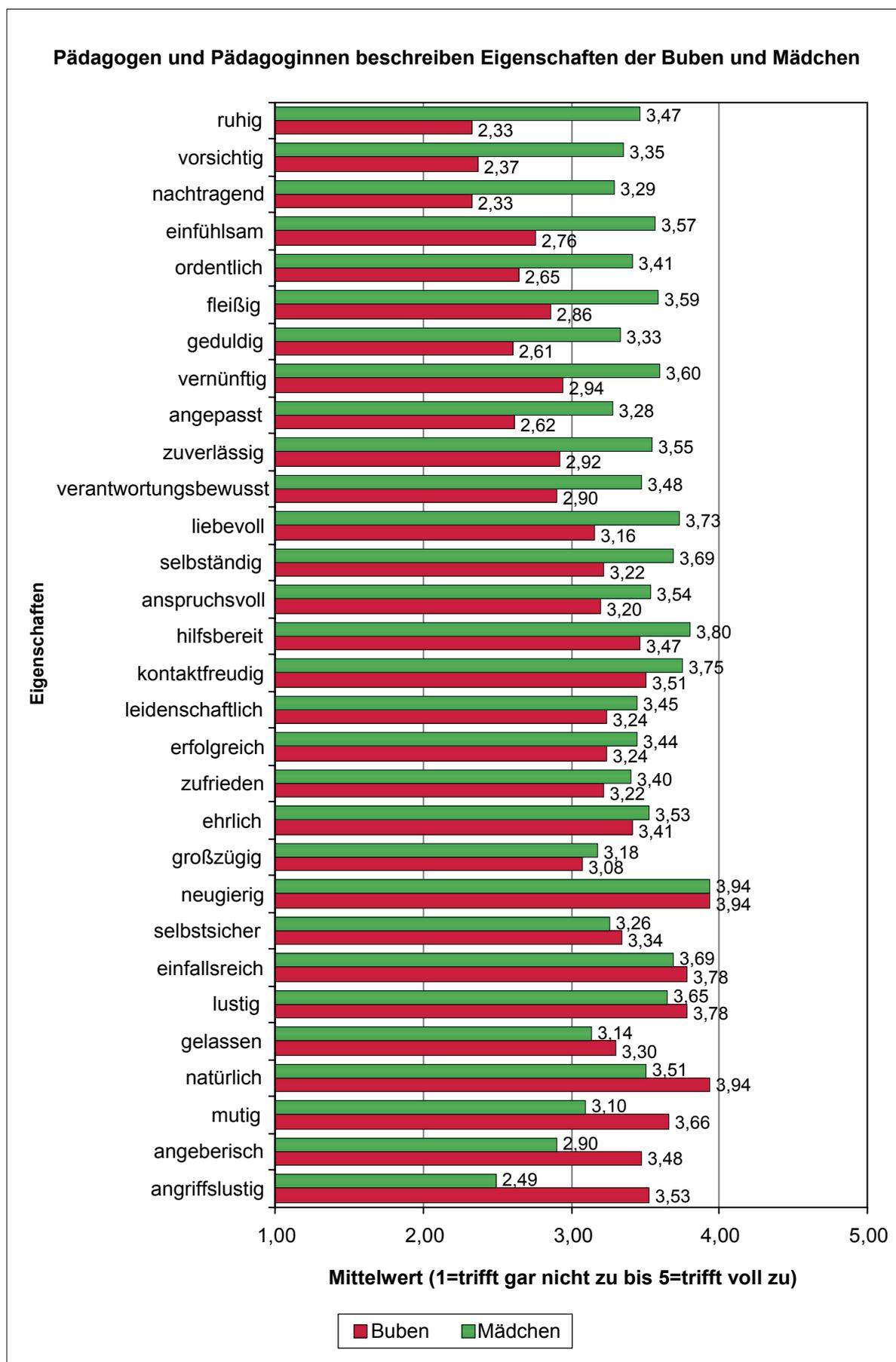


Abbildung: Pädagogen und Pädagoginnen beschreiben Eigenschaften von Buben und Mädchen

1.3.7 Ergebnisdarstellung der Buben- und Burschenstudie

1.3.7.1 Wertehaltung zu Familie, Elternhaus, soziale Bindungen

Die Auswertungen zeigen, dass im frühen Jugendalter nach wie vor die Familie den wichtigsten sozialen Bezugspunkt darstellt. Später übernimmt bei Jugendlichen aber der Freundeskreis diese Funktion, wobei sich bei der Analyse von Freundschaftsbeziehungen zeigt, dass bei Buben und Burschen geschlechts-homogene Freundschaften eine viel größere Rolle als bei Mädchen spielen. Geschlechtsneutral ist hingegen die strikte Trennung zwischen richtigen Freunden und losen Bekanntschaften. Dieser Aspekt spielt bei Jugendlichen vor allem in der Cliquenorientierung eine große Rolle: Ein Drittel der befragten Jugendlichen im Alter von 14 bis 19 Jahren geben an, einer Clique mit festen Strukturen anzugehören; weitere 42% der Befragten pflegen mehr oder weniger lose Kontakte zu Gruppen von Freunden. Die Cliquenorientierung nimmt mit dem Übertritt ins junge Erwachsenenalter kontinuierlich ab. Das Elternhaus nimmt im Bewusstsein der Jugendlichen und jungen Erwachsenen nach wie vor die Funktion des „Trouble-shooter“ ein, der bei schwierigen Situationen eine hilfreiche Unterstützung bietet. Sehr populär ist bei jungen Männern (sechs von zehn im Alter von 20 und 24 Jahren) auch das Wohnen im elterlichen Haushalt. Dieser Trend fällt mit dem positiven Elternbild der 14 bis 30-Jährigen zusammen. 50% der befragten jungen Österreicher beschreiben den Erziehungsstil der Eltern als partizipativ. Lediglich die Altersgruppe der 14 bis 19 Jährigen (sieben von zehn Burschen und drei von vier Mädchen) gibt an, dass Eltern die Probleme von Jugendlichen nicht wirklich verstehen können.

1.3.7.2 Bedürfnisse und Rangordnung der Werte bei Jugendlichen

Der persönliche Freiraum und die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung nehmen auf der Bedürfnisskala der 14 bis 30-Jährigen eine zunehmend zentrale Stellung ein. In bestimmten Bereichen der persönlichen Freizeitgestaltung lassen sich noch immer herkömmliche geschlechterspezifische Verhaltensnormen und Rollenbilder beobachten. So geben die befragten Mädchen an, Zeit mit Telefonieren, Mode, Einkäufen und sozialen Kontakten (Bummeln oder Gespräche mit Freundinnen im

Cafe, etc.) zu verbringen. Ebenso konzentrieren Buben und Burschen ihre persönlichen Freiräume auf traditionelle Beschäftigungsbereiche wie Sport oder Technologie. Der Zugang von Jugendlichen zu weltanschaulichen Themenbereichen beschränkt sich durch die Dominanz telekommunikativer Einrichtungen nicht mehr ausschließlich auf traditionelle Einrichtungen wie Politik, Schule, Familie und Kirche. Bereits in der 13. Shell Jugendstudie „Jugend 2000“ wies Yvonne Fritsche auf den individualisierten Zugang von Jugendlichen an die aktuellen Lebensbedingungen hin. Die Beurteilung gestaltete sich darin zunehmend pragmatisch, weil sich bei Jugendlichen die Werte auf traditionelle Institutionen und Bereiche wie Freizeit, Familie und Beruf konzentrieren: Sie mixen sich situationsbezogen ihren persönlichen Werte-Cocktail. Einen deutlich zunehmenden Stellenwert nehmen bei Jugendlichen Spaß und Eventveranstaltungen ein. Bemerkenswert ist auch, dass männliche wie weibliche Jugendliche Leistung in ihrer persönlichen Werteskala sehr positiv beurteilen.

Den wichtigsten Wert stellt für Buben und Burschen die „Ehrlichkeit“ dar, womit sie nach eigener Definition den Umgang mit der Wahrheit und Ehrlichkeit in Worten und Taten meinen. Einen hohen Stellenwert nimmt für sie auch das „gegenseitige Vertrauen“ ein, was bedeutet, dass „man anderen vertraut und dass einem von anderen vertraut wird“. An dritter Stelle der Skala rangieren die Werte „Offenheit zeigen können“, „Offenheit für Neues“, das heißt für Ideen, für Vorschläge und für vorurteilsfreies Handeln. Als weiterer wichtiger Wert wurde „Selbstlosigkeit“ angegeben, womit der Grundsatz: „Gemeinwohl kommt vor Eigenwohl“, oder die Notwendigkeit, „für andere einzustehen, und nicht nur auf sich, sondern auch auf andere zu achten“, gemeint ist. Weitere Kategorien, die von Jungen als wichtig erachtet wurden, sind: „Anerkennung erhalten“, etwa bei guter Leistung oder „Risikobereitschaft zeigen dürfen“, was für sie bedeutet, Entscheidungen treffen zu dürfen, von denen sie überzeugt sind, die aber nicht immer von allen geteilt werden.

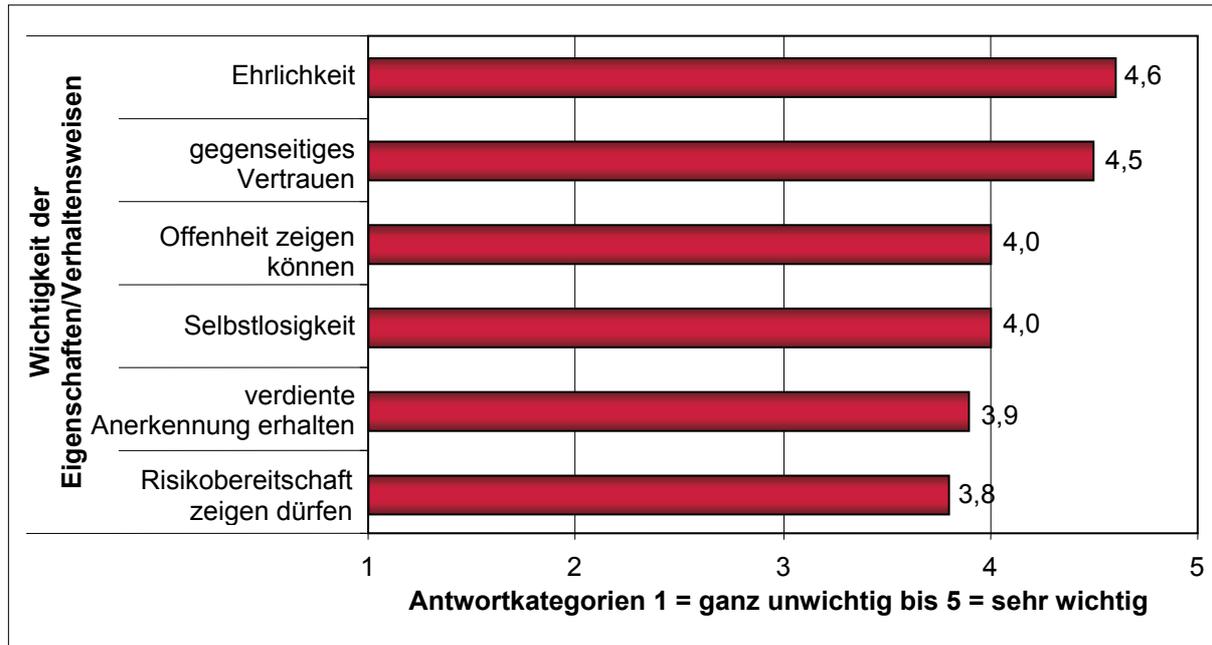


Abbildung: Werterangordnung von Buben im Alter von 11 bis 20 Jahren

1.3.7.3 Geschlechtsspezifische Erwartungen an Buben und Burschen

In einer Befragung gaben Buben und Burschen an, dass von ihnen in erster Linie erwartet wird, sich an die gegebenen Normen und Regeln anzupassen und Tugenden wie Ehrlichkeit, Fleiß, Ordentlichkeit, Hilfsbereitschaft zu zeigen. Zu den an sie gerichteten Erwartungen zählten sie schulische Leistung, eine leistungsorientierte Einstellung, Stärke, Durchsetzungsvermögen und erst zuletzt Mithilfe in der Familie. Bei den befragten Mädchen wurden die folgenden Kategorien angegeben: „sozial angepasst sein“ sowie „stark sein“.

Zu der Frage „Was ist Ihnen wichtig für Ihren Sohn/Ihre Tochter?“ meinten die befragten Eltern, dass für ihren Sohn in erster Linie die Selbstverwirklichung (Selbstbewusstsein, eigene Persönlichkeit erkennen) und eine ausgeprägte soziale Kompetenz (Empathie, Fairness, Ehrlichkeit, etc.) wichtig sind. Als dritten und vierten Bereich gaben die befragten Eltern an, dass typisch männliche Verhaltensnormen wie Eigenständigkeit, Durchsetzungsvermögen wichtig sind, gefolgt von Leistung und Leistungserbringung in der Schule oder im Beruf. Für Töchter halten Eltern folgende Bereiche für wichtig: Selbstverwirklichung, soziale Kompetenz und als dritte Fähigkeiten Eigenständigkeit und Durchsetzungsvermögen. Insofern gibt es hier

keine signifikanten Unterschiede in Bezug auf Werte, die Eltern ihren Söhnen und Töchtern mitgeben möchten.

1.4 Schlussfolgerungen

Österreich braucht eine verstärkte Jungenarbeit, die sich an den Bedürfnissen der Buben und Burschen orientiert und die sich differenziert mit deren Problemen auseinandersetzt. Die Studie zur „Buben- und Burschenarbeit in Österreich“ bestätigt internationale Trends und unterlegt allgemeine Vermutungen mit empirischen Fakten: Jungen haben zunehmend Probleme, mit den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Herausforderungen, mit denen sie im sozialen Umfeld und der schulischen wie auch außerschulischen Ausbildung und Betreuung konfrontiert sind. Jungen werden deutlich häufiger als „auffällig“ wahrgenommen als Mädchen. Bei Jungen scheint die Diagnose „Verhaltensauffällig“ wesentlich schneller gestellt zu werden als früher (z.B. Hyperkinetisches Syndrom sprich „Zappelphilipp“) was mitunter zu Fehlbehandlungen führen kann.

Eine Überprüfung der derzeit gelebten Praxis könnte zu einer differenzierteren Wahrnehmung männlicher Kinder und Jugendlicher führen und so die Möglichkeit eröffnen, an den Bedürfnissen der Jungen zu arbeiten.

Die Sozialisation der Jungen erfolgt weithin in einer frauenbestimmten Umwelt. Zur Entwicklung der eigenen männlichen Identität benötigen Jungen aber männliche Bezugspersonen. Der männliche Identifikationsprozess beginnt bereits im dritten Lebensjahr. Experten und Pädagogen plädieren daher für mehr männliche Erzieher, die Jungen als Bezugsperson bei der Entwicklung eines positiven Bildes von Männlichkeit begleiten sollen.

Der deutliche Mangel an männlichen Bezugspersonen sollte in den Mittelpunkt der Maßnahmen gerückt werden:

So sollten Anreize gesetzt werden, um gut ausgebildete und die Geschlechterperspektive reflektierende Männer für die Pädagogik und die Arbeit mit Burschen zu gewinnen. Es könnte auch daran gedacht werden, eine qualifiziert begründete Bevorzugung von Männern bei der Ausbildung und Auswahl von pädagogischem Personal zu diskutieren (Stichwort „Quotenregelung“)

Als weitere Maßnahme wird empfohlen, die Lehr- und Lernmaterialien auf burschengerechte Sprache, Gestaltung und Pädagogik zu überprüfen. Die wissenschaftliche Untersuchung hat einmal mehr bestätigt, dass Jungen durch andere Bilder und eine andere Sprache erreicht werden und durch klare Rahmenbedingungen, Strukturen, Ziele und Konsequenz zu unterstützen sind. Weiters hat sich herausgestellt, dass für die Erziehung von Burschen folgende Eigenschaften für die Erziehung von besonderer Bedeutung sind: Bestimmtes, sicheres Auftreten, Humor, Witz, Regeln kennen und aufstellen können sowie die Sprache und Bedürfnisse von Burschen kennen. Diese Fähigkeiten müssten in der pädagogischen Ausbildung von Männern und Frauen besonders berücksichtigt werden.

Buben und Burschen benötigen signifikant mehr Pausen, mehr Bewegung, mehr Aufmerksamkeit, mehr Kontrolle und mehr klare Instruktionen als Mädchen. Darüber hinaus benötigen Jungen signifikant mehr strukturiertes Lernen nach klaren Zielvorgaben. Ein zentrales Element im Heranwachsen von Jungen ist die Bewegung. Durch die veränderten Rahmenbedingungen im Alltag (Großstadtleben, Fernsehverhalten, Streichung von Turnstunden, kurze Pausen), wird diesem zentralen Bedürfnis von Jungen deutlich nicht entsprochen. So sollten Anreize geschaffen werden, die es Burschen außerhalb des schulischen Alltags ermöglichen, ihrem Bewegungsbedürfnis positiv und jungengerecht nachkommen zu können.

Darüber hinaus wird eine Sensibilisierung und Unterstützung von Kindergärtnerinnen, Pädagoginnen und weiblichen Betreuungspersonen für eine geschlechtergerechte Arbeit mit Buben und Burschen empfohlen.

Für den schulischen Erfolg hat sich auch durch viele Untersuchungen gezeigt, dass eine geschlechtliche Trennung in spezifischen Unterrichtsfächern positive Effekte sowohl für Mädchen wie auch für Burschen mit sich bringt. Eine Intensivierung der bereits stattfindenden Diskussion und möglichst baldige Umsetzung in den Schulalltag wird empfohlen.

Im Rahmen der Elternbildung könnte eine wesentliche Unterstützung für die Erziehung von männlichen Kindern geleistet werden, da insbesondere Mütter häufig an die Grenzen ihres Verständnisses geraten, wenn es um spezifisches Verhalten von Jungen geht. Aber auch für Väter gilt es Informationen aufzubereiten, die sie in ihrer aktiven Rolle als Vater unterstützen sollen.

Jungen fällt es im Vergleich zu Mädchen bedeutend schwerer ihre Bedürfnisse und Gefühle sprachlich zu kommunizieren. Jungen sind objektbezogener und wählen auch andere Formen der Kommunikation, um ihre Probleme anzusprechen oder zum Thema zu machen. Es gilt, für Jungen Freiräume zu schaffen, in denen sie ihre persönliche Kompetenz entdecken und trainieren können um über die eigenen Probleme, Wünsche und Bedürfnisse zu sprechen. Dies darf keinesfalls dazu führen, die Jungen erzieherisch in eine bestimmte Richtung drängen zu wollen, sondern dient ausschließlich der Unterstützung der Entwicklung der eigenen Identität. Frauen sind für diesen Entwicklungsprozess ebenso wichtig wie Männer. Die Aufgabe von Frauen hat aber auch zu beinhalten, die Männlichkeit der Burschen zu respektieren und positiv zu unterstützen.

Im Rahmen der außerschulischen Jugendarbeit könnte hier ein geschlechtsspezifischer Schwerpunkt gesetzt werden. Aber auch die Burschenberatung an Familien- und Männerberatungsstellen sollte weiter unterstützt werden.

2 Männer

Aus Buben werden Männer. Was sie in ihrer Bubenidentität entwickelt haben, nehmen sie mit in ihre Männeridentität. Schon das wilde Draufgängertum der Buben könnte darauf hindeuten, dass sie sich nicht bewusst um ihre Gesundheit kümmern. Bei den Männern sieht es nicht viel anders aus. Leistungsstreben, Durchsetzungsvermögen und Konkurrenzdenken dominieren den männlichen Alltag und sind nicht als gesundheitsfördernd einzustufen.

Nach Meinung des Schweizer Tiefenpsychologen Allan Guggenbühl erfordert die Auseinandersetzung mit dem Thema *Männergesundheit* eine Berücksichtigung der spezifisch männlichen Psychologie: „Wir müssen uns überlegen, ob es Denk-, Verhaltens- und Reaktionsweisen gibt, die für Männer typisch sind und sich eventuell negativ auf die Gesundheit auswirken. Auffallend ist, dass bei Männern im Gegensatz zu Frauen Gesundheit kein unmittelbares Thema ist. Männer funktionalisieren ihren Körper und problematisieren ihn weniger.“ Ein wichtiges Kennzeichen der männlichen Psyche ist für Guggenbühl die Suche nach dem Risiko, wobei Männer kaum Bereitschaft zeigen, „ihr Risikoverhalten zu ändern“. Männer können „ihre Grenzen nicht sehen“ und verfügen „über keine realistische Selbstbeurteilung“.

Im Bezug auf Gesundheitsbewusstsein zählt Guggenbühl noch folgende Faktoren zu psychologisch bedingten Konstanten im männlichen Verhalten, die von relevanter Bedeutung sind: „Das Essverhalten von Männern ist problematischer. Ein weiteres Problem bei Männern ist, dass sie ungern an sich arbeiten. Ihre Persönlichkeit betrachten sie nicht als Gestaltungsobjekt, sondern als feste Größe. Im Gegensatz zu Frauen fällt es Männern schwer, in der eigenen Persönlichkeit ein Veränderungspotential zu erkennen. Die meisten Männer sind überzeugt, dass ein großes Körperbewusstsein und Körperpflege feminine Eigenschaften seien. Ein richtiger Mann wendet sich Aufgaben zu, ist in Projekten engagiert und hat Herausforderungen zu bewältigen. Eine weitere Eigenschaft von Männern ist ihre Neigung zu Grandiositäten. Im Gegensatz zur weiblichen Einstellung neigt die männliche Haltung dazu, eigene Taten, Projekte und Ziele zur großartigen Tat zu deklarieren. Männer wollen ihre Handlungen in einen kollektiven Kontext setzen. Es fällt ihnen schwer, die Banalität der eigenen Arbeit zu erkennen, daher konstruieren

sie sich einen mächtigen Überbau, der dann motivierend auf sie wirkt.“ Leider werden solche Fantasien vielfach als Selbstüberschätzung verstanden. Schüler sollten sich realistischere Ziele setzen und Männer endlich aufhören zu denken, sie wären Bill Gates, Schwarzenegger oder Eminem. Nicht realisiert wird, dass die männliche Psychologie meistens keine andere Motivation erlaubt. Leistungen haben für Männer eine besondere Bedeutung. Im Gegensatz zu Frauen, die oft in sich selber ruhen und nicht das Gefühl haben, sie müssten sich legitimieren, stehen Männer unter einem Drang, eine Aufgabe zu finden, von der sie ihre Daseinsberechtigung ableiten können. Sie können nicht einfach sein, sondern müssen sich ihren Platz auf der Erde erkämpfen. Leistungen sind wichtig, um das Selbstwertgefühl zu erhöhen. Der Beruf hat darum für viele Männer eine große identitätsstiftende Bedeutung. Männer neigen zur Verschmelzung mit ihrer beruflichen Funktion, sodass der Beruf ein Teil der persönlichen Identität wird. Entsprechend wichtig sind Männern auch offizielle Anerkennungen für das von ihnen Geleistete. Nach ihrer Pensionierung geraten Männer nicht selten in eine Selbstwertkrise. Im Gegensatz zu Frauen verkraften sie es weniger gut, wenn sie von der Außenwelt nicht mehr benötigt werden. Zuhause herumzusitzen, Sport zu treiben und sich zu langweilen ist für sie schwer erträglich. Die Förderung der Männergesundheit muss deshalb auf der Grundlage der Psychologie des Mannes erfolgen.

2.1 Männergesundheit

Die folgenden Ausführungen sind dem 1. Österreichischen Männergesundheitsbericht (BMSG, 2004) entnommen. Eine aktualisierte auch in englischer Sprache verfügbare Kurzfassung des Männergesundheitsberichts wird Anfang 2006 von der Männerpolitischen Grundsatzabteilung des BMSG publiziert werden. Da viele Männer ihre gesundheitlichen Beschwerden lange negieren, wurden ihre speziellen gesundheitlichen Probleme lange Zeit, auch von der Fachöffentlichkeit, nicht entsprechend wahrgenommen.

Es ist eine statistisch belegbare Tatsache, dass Männer in Österreich im Schnitt um 5,7 Jahre früher sterben als Frauen, von nicht geschlechtsspezifischen Erkrankungen wie Herz- und Kreislauferkrankungen, Leberzirrhose und Lungenkrebs überproportional häufig betroffen sind, mit höherer Wahrscheinlichkeit Selbstmord

begehen als Frauen, die Mehrheit der Opfer des Straßenverkehrs und schwerer Arbeitsunfälle, die zu bleibenden Schäden führen, bilden und sich dennoch im Schnitt gesünder fühlen als Frauen sowie seltener zum Hausarzt gehen.

2.1.1 Geschlechterdifferenzen in der Lebenserwartung und Lebensgewohnheit

Die durchschnittliche Lebenserwartung der Österreicher im Jahr 2002 betrug 75,5 Jahre bei Männern und 81,2 Jahre bei Frauen - dieser geschlechtsspezifische Unterschied von 5,7 Jahren ist zwar seit 1997 konstant geblieben, doch langfristig ist ein Trend in Richtung einer Verringerung dieses Unterschiedes zu beobachten. Im Vergleich zu Männern anderer Länder der Europäischen Union haben Österreicher eine relativ hohe Lebenserwartung.

Personen, die vor Erreichen des 65. Lebensjahres sterben (1991 bis 2001), sind zu 68% Männer und zu 32% Frauen. Selbstmord begingen im Schnitt der Jahre 1992 bis 2001 zu 74% Männer und zu 26% Frauen. Der Anteil an Rauchern in der Bevölkerung über 14 Jahren (1999) beträgt bei Männern 35% und bei Frauen 27%. Auf eine gesunde Ernährung achteten im Jahr 1999 32% der Männer und 42% der Frauen. Von den aktuell rund 330.000 chronischen Alkoholikern sind 80% Männer und 20% Frauen. An einem alkoholbedingten Verkehrsunfall beteiligte Autofahrer waren im Jahr 2002 zu 80% Männer, zu 20% Frauen. Mindestens einmal wöchentlich schweißtreibenden Sport übten 1999 44% der Männer und 37% der Frauen aus. An einer Gesundenuntersuchung teilgenommen haben im Schnitt der letzten zehn Jahre 9% der Männer und 10% der Frauen. Hingegen waren von den stationären Patienten (ohne Schwangerschaftsindikationen) pro 100.000 Einwohner im Jahr 2001 16.790 Männer und 15.440 Frauen.

2.1.2 Sterblichkeit, Morbidität und Todesursachen

Entsprechend der geringeren Lebenserwartung der Männer ist ihre Sterbewahrscheinlichkeit in allen Lebensaltern im Vergleich zu Frauen deutlich höher. Im Zeitraum von 1992 bis 2001 war sie bei Männern um nahezu 70% höher als bei Frauen, bei den unter 65-jährigen war die Sterblichkeit der Männer mehr als doppelt so hoch wie jene der Frauen. Bereits bei der Säuglingssterblichkeit zeigen sich geschlechtsspezifische Unterschiede. Im Jahr 2001 starben in Österreich pro

1.000 Lebendgeborenen im Schnitt 3,7 Mädchen, aber sechs Buben innerhalb des ersten Lebensjahres. Häufigste Ursachen sind „angeborene Missbildungen“, „nicht näher bezeichnete Unreife“ sowie „sonstige perinatale Todesursachen“. Bei Kindern unter fünf Jahren übersteigt die Sterblichkeit der Buben jene der Mädchen um nahezu ein Drittel.

Die häufigsten Todesursachen bei Männern sind ebenso wie bei Frauen Herz-Kreislaufkrankungen und Krebs. In den Jahren 1992 bis 2001 wurden bei fast einem Drittel der bis zum 65. Lebensjahr verstorbenen Männer eine Herz-Kreislaufkrankung und bei etwa 27 Prozent Krebs als Todesursache festgestellt. Ebenso ist in dieser Altersgruppe der Anteil der Herz-Kreislaufkrankungen als Todesursache deutlich geringer, wobei bei den Männern insbesondere der Anteil der gewaltsamen Todesursachen höher ist als bei Frauen, während bei den Frauen Todesfälle aufgrund von Krebserkrankungen dominieren. Wie aus den Daten zu Krankenhausaufenthalten hervorgeht, ist die Häufigkeit von Herz-Kreislaufkrankungen in den letzten zehn Jahren gestiegen die Sterblichkeit aufgrund von Herz-Kreislaufkrankungen konnte aber im selben Zeitraum und insbesondere seit 1997 deutlich reduziert werden. Die Ursache für den Mortalitätsrückgang kann also auch darin begründet sein, dass Herz-Kreislaufkrankungen früher erkannt und behandelt werden als noch vor zehn Jahren.

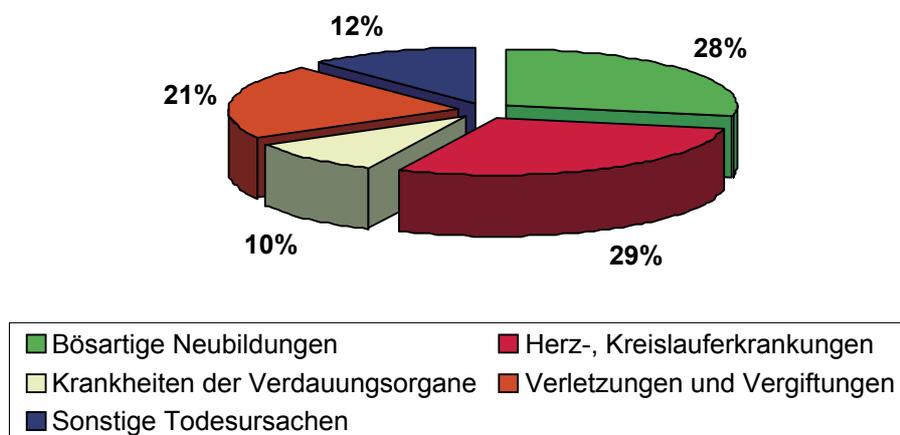


Abbildung: Sterbefälle der unter 65-jährigen Männer nach Haupttodesursachen, 1992 bis 2001

Auf Krebs zurückzuführende Todesfälle sind nur leicht zurückgegangen, obwohl die Krankenhaushäufigkeit um rund 37 Prozent gestiegen ist. Ein Viertel aller krebsbedingten Todesfälle bei Männern ist auf Lungenkrebs zurückzuführen. Zweithäufigste Todesursache bei bösartigen Neubildungen ist Prostatakrebs, gefolgt von Dickdarm-, Rektum-, Bauchspeicheldrüsen- und Magenkrebs. Auffällig im Vergleich zu den Frauen ist der mehr als doppelt so hohe Anteil an Tod durch Lungenkrebs. Beinahe drei Viertel aller Todesfälle aufgrund von Lungenkrebs im Zeitraum 1992 bis 2001 betrafen Männer. Auch bei anderen Lungenkrankheiten (vor allem chronisch obstruktiven Lungenkrankheiten und Lungenentzündungen) ist die Mortalitätsrate bei Männern höher als bei Frauen. Knapp 2.000 Männer sterben in Österreich jährlich an Lungenkrankheiten. Die Mortalitätsrate bei Männern ist damit mehr als doppelt so hoch, die Krankenhaushäufigkeit aufgrund von Lungenkrankheiten um die Hälfte höher als bei Frauen, wobei der geschlechtsspezifische Unterschied bei den über 45-Jährigen besonders deutlich wird.

Zu den weiteren männerspezifischen Krankheitsbildern gehören Erkrankungen der Leber. In Österreich sterben jährlich rund 1.200 Männer, aber nur etwa halb so viele Frauen, an chronischer Leberkrankheit und Leberzirrhose. Das entspricht einer Mortalitätsrate von 30 Männern und zehn Frauen pro 100.000 Einwohner, womit Österreich im Vergleich zu allen anderen westeuropäischen Ländern sowohl bei Männern wie auch bei Frauen die höchste Mortalitätsrate bei Erkrankungen der Leber aufweist. Die Mortalitätsrate ist bei beiden Geschlechtern entsprechend dem westeuropäischen Trend seit 1992 rückläufig. Die Krankenhaushäufigkeit ist bei Männern mehr als doppelt so hoch wie bei Frauen.

Die häufigste externe Todesursache (Todesfälle aufgrund von Verletzungen und Vergiftungen) bei österreichischen Männern, nach Unfällen insgesamt, ist Selbstmord. In den vergangenen zehn Jahren begingen jährlich rund 1.200 Männer Selbstmord (40% aller externen Todesursachen). Als Folge eines Verkehrsunfalls sterben im Vergleich dazu jährlich etwas mehr als 700 Männer (ein Viertel aller externen Todesursachen). Die Selbstmordrate der österreichischen Männer ist etwa dreimal so hoch wie diejenige der österreichischen Frauen und ist auch im Vergleich zu jener der Männer anderer europäischer Länder relativ hoch. Nur in Finnland, Ungarn und zuletzt in Belgien ist die Rate noch höher. Die jährliche Entwicklung der externen Todesursachen war im Zeitraum 1992 bis 2001 leicht rückläufig.

Männer sterben auch häufiger an Diabetes als Frauen (13 von 100.000 Männern gegenüber zehn von 100.000 Frauen pro Jahr) und werden etwa gleich oft wie Frauen aufgrund dieser Krankheit stationär behandelt. Bis zu einem Alter von etwa 40 Jahren spielt Diabetes fast keine Rolle. Danach steigt bei Männern die Anzahl der Diabetes-Diagnosen stark an, bei Frauen etwas später. Bei der Mikrozensus-Erhebung gaben nur zwei Prozent der Männer (gegenüber 2,3% der Frauen) an, einen erhöhten Blutzuckerspiegel aufzuweisen.

Bezogen auf die häufigsten Diagnosen, wie Herz-Kreislaufkrankungen, Krebs, Verletzungen und Vergiftungen, Krankheiten der Verdauungsorgane, werden Männer häufiger stationär behandelt als Frauen. Ohne Berücksichtigung von Schwangerschaftsindikationen ist die Krankenhaushäufigkeit insgesamt bei Männern etwas höher als bei Frauen. Die größten geschlechtsspezifischen Unterschiede bestehen bei den Diagnosen „Verletzungen und Vergiftungen“ (die Krankenhaushäufigkeit der Männer ist um 50% höher als diejenige der Frauen), bei Lungenkrankheiten (um 40% höher), Herz-Kreislaufkrankungen (um 30% höher) und Verdauungserkrankungen (um 20% höher). Ein gegenteiliges Bild zeigt sich hingegen bei der Inanspruchnahme von Hausärzten: Männer suchen - über alle Bildungsniveaus und Altersgruppen hinweg - seltener Allgemeinärzte auf als Frauen, besuchen tendenziell aber häufiger Ambulanzen/Ambulatorien.

2.1.3 Sterblichkeit nach Altersgruppen

Grundsätzlich ist die Wahrscheinlichkeit für männliche Österreicher, bis zum frühen Erwachsenenalter zu sterben, höher als bei weiblichen. Diese Differenz bei der geschlechtsspezifischen Sterblichkeit nimmt aber mit steigendem Alter tendenziell wieder ab.

Die häufigsten Todesursachen bei Kindern und Jugendlichen sind Verletzungen und Vergiftungen, die bei jungen Männern mehr als doppelt so häufig sind wie beim weiblichen Geschlecht. In der Altersgruppe der 20 bis 44-jährigen beträgt die Gesamtmortalität der Männer das Zwei- bis Dreifache jener der Frauen. Der größte Unterschied besteht bei Verletzungen und Vergiftungen (bei Männern viermal so häufig). Herz-Kreislaufkrankungen führen bei Männern dieser Altersgruppe doppelt so häufig zum Tod wie bei Frauen (Mortalitätsrate) und auch die Sterblichkeit aufgrund von Verdauungserkrankungen ist für Männer deutlich höher. Nur tödliche

Krebserkrankungen kommen bei 20 bis 44-jährigen Frauen öfter vor als bei Männern dieser Altersgruppe.

In der Altersgruppe der 45 bis 64-jährigen ist die Mortalität der Männer immer noch mehr als doppelt so hoch wie jene der Frauen. Krebssterblichkeit und Herz-Kreislaufsterblichkeit steigen insbesondere bei den Männern stark an, während Verletzungen und Vergiftungen als Todesursache relativ an Bedeutung verlieren. In der Gruppe der über 64-jährigen sind mehr als 80% aller Todesfälle auf Herz-Kreislauf- oder Krebserkrankungen zurückzuführen. Die Sterblichkeit der Männer ist in dieser Altersgruppe nur mehr eineinhalb mal so hoch wie die Sterblichkeit der Frauen.

2.1.4 Gesundheitliche Selbsteinschätzung

Rund drei Viertel der Österreicher und Österreicherinnen halten gemäß einer Erhebung aus dem Jahr 1999 ihren Gesundheitszustand für „sehr gut“ oder „gut“. Männer schätzen dabei - wie fast überall in Europa - ihren Gesundheitszustand besser ein als Frauen - und Unterschiede werden mit zunehmendem Alter sogar größer. Neben dem Alter als bedeutendstem Faktor dürfte der Bildungsstatus (und damit verbunden auch die Art der beruflichen Tätigkeit sowie das verfügbare Einkommen) einen wesentlichen Einfluss auf das gesundheitliche Befinden ausüben: Je höher das Bildungsniveau ist, desto höher ist die Zufriedenheit mit der eigenen Gesundheit.

Rund 1,7 Prozent der Österreicher benötigen bei wichtigen persönlichen Verrichtungen manchmal und 3,7% häufig oder immer fremde Hilfe. Der Anteil der häufig oder stets auf fremde Hilfe angewiesenen Personen ist bei Männern etwas niedriger als bei Frauen. Naturgemäß steigt der Anteil der wegen Behinderungen häufig auf fremde Hilfe angewiesenen Personen mit zunehmendem Alter – bei den über 85-jährigen beträgt er mehr als 22%. Bei Tätigkeiten des täglichen Lebens sind 1,9% der Bevölkerung auf fremde Hilfe angewiesen.

2002 bezogen 348.000 Österreicher und Österreicherinnen (4,3 % der Bevölkerung) Pflegegeld. Rund 16.000 Personen davon waren als in hohem Ausmaß (Stufen sechs und sieben) pflegebedürftig eingestuft, wobei das Ausmaß der Behinderungen und damit der Pflegebedürftigkeit mit zunehmendem Alter steigt. Die Anzahl der Pflegegeld beziehenden Frauen war mehr als doppelt so hoch wie jene der Männer.

2.1.5 Gesundheitliche Einflussfaktoren und Gesundheitsvorsorge

Nach Auswertungen der Mikrozensus-Daten von 1999 sind rund ein Viertel bis ein Drittel der österreichischen Männer übergewichtig und elf Prozent sind mit einem Body-Mass-Index von über 30 als stark übergewichtig zu beurteilen. Der Anteil der dicken Männer ist damit deutlich höher als jener der übergewichtigen Frauen (weniger als ein Fünftel), bei den stark übergewichtigen Personen ist kein geschlechtsspezifischer Unterschied festzustellen. Die Anteile an übergewichtigen und stark übergewichtigen Männern steigen mit zunehmendem Lebensalter bis zur Altersklasse der 45 bis 64-jährigen deutlich an. Übergewicht erhöht - als häufige unmittelbare Folge ungünstiger Verhaltensweisen - das Risiko beispielsweise einer Herz-Kreislauf- oder Diabeteserkrankung erheblich.

Österreichische Männer greifen auch häufiger zur Zigarette und konsumieren täglich häufiger und eine deutlich höhere Menge an Alkohol als Frauen. Auch die Verkehrssicherheit ist durch alkoholisierte Männer wesentlich stärker beeinträchtigt als durch alkoholisierte Frauen. Bedenklich ist vor allem der hohe Raucheranteil bei den männlichen Jugendlichen (37%), der zwischen 1991 und 1999 von allen Altersgruppen am stärksten anstieg.

Gesundheitsvorsorge ist in Österreich seit Jahren eine Domäne der Frauen (Männer zu Frauen = 47 : 53 Prozent), obwohl sich die Inanspruchnahmehäufigkeit langsam angleicht. In den Jahren 1991 bis 2002 haben rund 8,8 Prozent aller Männer über 19 Jahre an einer unentgeltlichen Gesundenuntersuchung teilgenommen.

2.1.6 Arbeits- und Lebensumfeld

Der überwiegende Teil der Männer verbringt etwa zwei Drittel des Lebens im Erwerbsleben, wodurch *berufliche Belastungen* für die männliche Gesundheit von entscheidender Bedeutung sind. So fühlen sich Männer durch den Beruf weitaus häufiger gesundheitlich belastet (starker Zeitdruck, schwere körperliche Arbeit, Konflikte am Arbeitsplatz) als es bei Frauen der Fall ist. Männer sind auch um ein Vielfaches öfter Opfer von Arbeitsunfällen als Frauen, wobei Männer außerdem mehr in unfallträchtigen Branchen beschäftigt sind. Auch die Betroffenheit von anerkannten Berufskrankheiten ist bei Männern höher als bei Frauen, wobei hier vor allem die Schwerhörigkeit durch Lärm als besonders häufige männerdominierte Be-

rufskrankheit hervorzuheben ist. Umgekehrt zum Arbeitsumfeld fühlen sich Männer von Belastungen durch das *Lebensumfeld* bzw. durch den Mix an Belastungen durch das Lebensumfeld und den Beruf weniger betroffen als Frauen. Eine Untersuchung des ÖBIG ergab, dass fast alle in einer Familie mit Partnerin und Kindern lebenden Männer sich seelisch ausgeglichen fühlen, bei den allein lebenden Männern jedoch nur knapp mehr als die Hälfte. Sport und Bewegung wird von Männern in größerem Ausmaß als von Frauen betrieben, wobei Männer mit höherer Schulbildung tendenziell häufiger Sport betreiben als Männer mit niedrigem Bildungsstatus. Ein Grund dafür mag auch sein, dass letztere vermutlich höheren körperlichen Belastungen im Beruf ausgesetzt sind.

2.1.7 ÖBIG-Survey

Die Hintergründe des Gesundheitsverhaltens und die Ursachen für Wahrnehmungsdefizite von Männern in Bezug auf den eigenen Gesundheitszustand wurden mittels einer repräsentativen, bundesweiten telefonischen Befragung von 500 Männern zwischen 16 und 87 Jahren erforscht (siehe Tabelle 1).

Die am meisten genannten Beschwerden betrafen Bluthochdruck, Rückenschmerzen und Unfallfolgen. Antriebslosigkeit, Ängste oder depressive Verstimmungen wurden nur von einer kleinen Minderheit der befragten Männer angeführt, auch wenn dies augenscheinlich im Widerspruch zur Selbstmordrate und dem verstärkt auftretenden Alkoholabusus etc. bei Männern steht. Bezüglich des seelisch-psychischen Zustandes war der weitaus überwiegende Teil der Männer zufrieden, nur drei Prozent der Befragten gaben an, unausgeglichen zu sein.

Vier von fünf befragten Männern glauben, gesundheitsbewusst zu leben, wobei das Gesundheitsbewusstsein bei älteren Männern deutlicher ausgeprägt ist als bei jüngeren und auch mit zunehmendem Ausbildungsniveau steigt. Gesunde Bewegung, vorsichtiges Fahrverhalten, gesunde Ernährung, regelmäßige Teilnahme an Vorsorgeuntersuchung und sportliche Betätigungen wurden am häufigsten als persönliche Maßnahmen zur Gesundheitserhaltung angeführt.

Von den nicht gesundheitsbewusst lebenden Männern wurden als häufigste Gründe dafür ungesunde Ernährung, Nikotinmissbrauch, Bewegungsmangel und Alkoholabusus genannt. Die häufigsten Begründungen dafür waren die Freude am Genuss, mangelnde Selbstbestimmung und Zeitknappheit.

Die größte Bedrohung ihrer Gesundheit sehen österreichische Männer, insbesondere berufstätige Männer, im Stress. Als weitere Bedrohungsfaktoren wurden häufig Schlafmangel, Bewegungsmangel, ungesunde Ernährung sowie zu geringes Gesundheitsbewusstsein genannt. Von mehr als jedem fünften Mann wird eine Bedrohung der eigenen Gesundheit auch in Beeinträchtigungen am Arbeitsplatz, Rauchen, der Ausübung gefährlicher Berufe oder in der zu geringen Sensibilität für körperliche Warnsignale gesehen.

Die bedeutendste Informationsquelle in Fragen gesundheitlicher Belange sind laut Survey die Familie bzw. die engere Wohnumgebung. Sie haben auch den größten Einfluss auf das eigene Gesundheitsverhalten. Weitere häufig genannte Informationsquellen sind Arzt sowie Freunde und Bekannte. Printmedien, TV/Radio, Arbeits- oder Vereinskollegen weisen einen weitaus geringeren Stellenwert auf, die geringste Bedeutung haben Prominente.

bis 19 Jahre	20 bis 44 Jahre
Stress (55 bzw. 69 %)	Stress (59 bzw. 66 %)
Beeinträchtigung am Arbeitsplatz (21 bzw. 38 %)	Beeinträchtigung am Arbeitsplatz (35 bzw. 41 %)
Zu wenig Schlaf (55 %)	Zu wenig Schlaf (36 %)
Mangelndes Gesundheitsbewusstsein (34 %)	Rauchen (29 %)
Ungesunde Ernährung (34 %)	Zu wenig Bewegung (31 %)
45 bis 64 Jahre	65 Jahre und älter
Stress (44 bzw. 59 %)	Stress (12 bzw. 67 %)
Beeinträchtigung am Arbeitsplatz (20 bzw. 29 %)	Beeinträchtigung am Arbeitsplatz (3 bzw. 67 %)
Mangelndes Gesundheitsbewusstsein (30 %)	Beeinträchtigung Wohnort (27 %)
Ungesunde Ernährung (26 %)	Ungesunde Ernährung (21 %)
Zu wenig Bewegung (31 %)	Zu wenig Bewegung (18 %)
Der 1. Wert in der Klammer bezieht sich auf den prozentuellen Anteil aller Befragten, der 2. Wert gibt den prozentuellen Anteil der Berufstätigen wieder.	

Tabelle: Gesundheitsschädigende Einflussfaktoren nach Altersgruppen - Kapitel 3 des Männergesundheitsberichts; ÖBIG-eigene Berechnungen.

2.1.8 Problemlagen

Männer haben tendenziell ein höheres Risiko im Laufe ihres Lebens an einer geschlechtsindifferenten Erkrankung zu leiden als Frauen. Sie erkranken zwar nur etwa halb so oft an bösartigen Neubildungen wie Frauen, sterben aber doppelt so oft daran. Darüber hinaus nehmen Männer Gesundheitsleistungen mit Präventivcharakter, wie unentgeltlichen Vorsorgeuntersuchungen, deutlich seltener

in Anspruch und zeigen ein geringeres Gesundheitsbewusstsein. In der Folge leiden sie häufiger an vermeidbaren Erkrankungen als gleichaltrige Frauen: Österreichische Männer haben beispielsweise das dreifache Risiko an einer Leberzirrhose zu sterben und erkranken nach wie vor häufiger an Lungenkarzinomen als Frauen, auch wenn diese Unterschiede immer geringer werden.

Aus den Mikrozensus-Daten und anderen öffentlichen Statistiken, dem ÖBIG-Survey und den Expertengesprächen konnten folgende Problemfelder und Einflussfaktoren identifiziert werden, die die Gesundheit von Männern in besonderem Ausmaß belasten:

- Lebensstil (Ernährung, Alkohol, Bewegung, Rauchen)
- Stress
- Erhöhte Unfallhäufigkeiten, die speziell bei jungen Männern auf ein bewusstes, höheres Risikoverhalten zurückzuführen sind
- Körperliche Belastungen, z. B. durch Schwer- und Schichtarbeit
- Geringere oder verspätete Inanspruchnahme von Gesundheitsleistungen, speziell im Bereich der Gesundheitsvorsorge

2.1.9 Best-Practice Modelle

Ein breitenwirksamer Weg, Männern ein aktives Gesundheitshandeln nahe zu bringen, sind Gesundheitsinformationsveranstaltungen wie Männergesundheitstage, die beispielsweise schon viermal in Wien, dreimal in Niederösterreich und zweimal in Salzburg stattgefunden haben. Eine weitere taugliche Methode ist die Einrichtung männerspezifischer Gesundheitseinrichtungen, wie das Männergesundheitszentrum M.E.N. im Wiener Kaiser-Franz-Josef Spital oder im Bereich der Urologie die men-doc Ambulanz im Krankenhaus Lainz, wobei eine Evaluierung der Effizienz dieser Einrichtungen interessant wäre. Daneben offerieren auch einige Männerberatungsstellen vereinzelt Gesundheitsberatung.

Gesundheitskampagnen, die sich ausschließlich an Männer richten, gibt es v. a. im Bereich der sexuellen Gesundheit, speziell zu den Themen Erektionsstörungen und Krebsvorsorge. Eine aktuelle, breitenwirksame Kampagne wurde im Oktober 2003 von der ISMH in Zusammenarbeit mit der Ärztekammer, der Österreichischen

Krebshilfe und der Stadt Wien unter dem Motto „Männersache Gesundheit“ gestartet. Das Ziel der Kampagne ist, Männer im Sinne einer „Anleitung zum Gesundbleiben“ zu motivieren, besser auf ihre eigene Gesundheit zu achten.

Als wichtiger Teilbereich von Prävention und Gesundheitsförderung wurden Vorsorgeuntersuchungen und Früherkennungsprogramme identifiziert. In den Jahren 2004 und 2005 wurde die für alle Österreicher und Österreicherinnen einmal jährlich angebotene unentgeltliche Gesundenuntersuchung vom Hauptverband der österreichischen Sozialversicherungsträger in Zusammenarbeit mit der Ärztekammer überarbeitet, um sie mehr auf die individuellen Bedürfnisse der Teilnehmer auszurichten bzw. sie auch auf das Geschlecht und das Alter des Patienten abzustimmen (Stichwort: Vorsorgeuntersuchung NEU). Eine weitere Initiative sind sogenannte Männergesundheitspässe, wie das Andro-CHECK-Pickerl. Nicht explizit geschlechtsspezifisch ausgestaltete Best-Practice Projekte sind z.B. ein vom Fonds Gesundes Österreich ausgeschriebener Betriebsküchenwettbewerb, das nationale österreichische Verkehrssicherheitsprogramm und das deutsche Qualitätssiegel „Sport Pro Gesundheit“.

2.1.10 Maßnahmenplanung

Die im Bericht vorgeschlagenen Präventiv- und Gesundheitsförderungsmaßnahmen basieren auf der Analyse von bestehenden männerspezifischen Gesundheitsangeboten und wurden in rund zweistündigen Gesprächen mit 31 Männergesundheitsexperten (Ärzten verschiedener Fachrichtungen, Psychologen, Psychotherapeuten, Soziologen, Sozialmediziner, Pädagogen, Sozialarbeitern, Gesundheitsförderungsexperten, Journalisten und Ökonomen) vom ÖBIG erarbeitet und mit den Projektbeiratsmitgliedern abgestimmt.

Folgende Aktivitäten sollen dabei im Mittelpunkt stehen:

- (1) Medizinische Maßnahmen, z.B. Erhöhung der Treffsicherheit und Akzeptanz von Vorsorgemaßnahmen, Aufwertung und Standardisierung von Arzt- oder Therapeutengesprächen sowie Vorschlag einer Abklärung des Begriffes „Männerarzt“

- (2) Psychosoziale und pädagogische Maßnahmen mit u.a. dem Ziel einer Reduktion der Zahl von rauchenden Männern und einer stärkeren Forcierung von Gesundheitserziehung im Kindesalter sowie einer Steigerung gesellschaftlicher Akzeptanz gesundheitsbewusster Männer
- (3) Politische Maßnahmen, wie die Einrichtung eines Kompetenzzentrums für Buben- und Männergesundheitsfragen in der männerpolitischen Grundsatzausschussabteilung des BMSG zur Vernetzung von Männergesundheitsexperten und Einrichtungen in Österreich; Ausbau geschlechtsspezifischer Forschungsprojekte durch die Männerabteilung
- (4) Mediale Begleitmaßnahmen, um eine nachhaltige Verbreitung der Bedeutung von Männergesundheit und Lebensstiländerungen zu erreichen
- (5) Settingbezogene Gesundheitsförderungsmaßnahmen aus den Bereichen Verkehr, Arbeitsumfeld und Sport

Speziell dem Lebensbereich Sport soll in Zukunft mehr Aufmerksamkeit hinsichtlich der Vorsorge gewidmet werden, da Erfahrungen aus Deutschland und die Ergebnisse des ÖBIG-Survey zeigen, dass Männern die Bedeutung von Sport und Bewegung für ein gesundheitliches Wohlbefinden bewusst ist. Weitere wichtige Forschungsprojekte wären eine tiefergehende Motivforschung und die Erarbeitung von Präventionsmodellen, die als Grundlage für geschlechtsspezifische Maßnahmen der Gesundheitsförderung dienen könnten.

2.2 Männer und Suizide in Österreich

Die Darstellung der Suizide in Österreich ist der Studie „Suizide von Männern in Österreich“ vom Bundesministerium für soziale Sicherheit und Generationen (2002) entnommen und enthält wichtige geschlechterspezifische Vergleichswerte, die auch auf regionale und soziale Besonderheiten aufmerksam machen.

2.2.1 Suizide unter geschlechtsspezifischer Betrachtung

Das Phänomen der unterschiedlichen Suizidraten bei Männern und Frauen ist seit langem, auch länderübergreifend, bekannt. Es lassen sich Unterschiede nicht nur in der Häufigkeit, sondern auch bei den näheren Umständen statistisch nachweisen. So sterben Männer beispielsweise häufiger durch eigene Hand, Frauen unternehmen

mehr Suizidversuche. Es scheint also geschlechtstypische Muster suizidalen Verhaltens zu geben. Der biologische Unterschied zwischen Mann und Frau wird in jeder Gesellschaft aufgegriffen und je nach herrschender Kultur normativ umgesetzt. Biologische und soziale Unterschiede zwischen Frauen und Männern wirken sich selbstverständlich auch auf die weibliche und männliche Psychologie aus, die sehr unterschiedlich organisiert sind. Damit wird Suizidalität zwingend geschlechtsspezifisch. Geschlechtsunterschiede finden sich im reziproken Verhältnis zwischen Suizid und Parasuizid, also in der differierenden Häufigkeit letaler Ausgänge suizidaler Handlungen. Danach liegt der Anteil der Männer an den erfassten Selbsttötungsversuchen bei 39 Prozent. Die auf der Basis der WHO-Stichprobe geschätzten Suizidversuchsziffern für Österreich im Jahr 1996 liegen bei 122/100.000 Männer sowie 147/100.000 Frauen. Es ergibt sich ein Verhältnis Suizid zu Suizidversuch von 1:5 bei Männern und 1:15 bei Frauen. Weibliche Jugendliche und junge Frauen sind besonders gefährdet, Suizidversuche zu begehen (Schmidtke, 1998). Doch auch innerhalb der Gruppe der Suizidversuche finden sich geschlechtsspezifische Besonderheiten. So erweist sich die parasuizidale Handlung des Mannes als ernsthafter, hinsichtlich objektiver Kriterien ebenso wie unter Berücksichtigung subjektiver Einschätzungen.

Zur Frage der Ernsthaftigkeit in Kausalität zur angewandten suizidalen Methode sind längere Zeit uneinheitliche Befunde erhoben worden. In allen Aspekten waren Männer höher gefährdet. Bei der (para)suizidalen Methode überwogen bei den Frauen Tablettenintoxikationen als so genannte weiche Mittel, während Männer härtere, die körperliche Integrität verletzende Methoden bevorzugten. In der von Schmidtke (1994) untersuchten WHO-Stichprobe finden sich gleichsinnige Resultate: Frauen vergiften sich häufiger als Männer (70 vs. 50 Prozent aller Suizidversuchsmethoden). Männer schneiden öfter (24 vs. 17 Prozent). In vielen Untersuchungen lässt sich im Arrangement der suizidalen Handlung bei Frauen deutlicher eine strategische Funktion im Beziehungskontext abbilden. Hier lässt sich auch die motivationale Geschlechtsspezifität einordnen, nach der Frauen eher in Beziehungskonflikten parasuizidal reagieren, während Männer auf der Leistungsebene und hinsichtlich gesellschaftlicher Anerkennung sensibler sind. Auch psychisch erkrankte Menschen unterliegen einem erhöhten Risiko, suizidale Handlungen zu begehen. Bei den Suizidversuchen dominieren Anpassungs- und Persönlichkeitsstörungen (Mehlum, 1994; Schmidtke, 1994; Soloff, 1994).

Suchtkranke sind sowohl hinsichtlich vollendeter Suizide als auch bei Selbsttötungsversuchen häufig betroffen (Schmidtke, 1998). In den letzten Jahren wurde ein deutlich erhöhtes Risiko von Suizidversuchen bei Vorliegen von Komorbidität psychischer Störungen erkannt (Bronisch & Wittchen, 1994). Bei Frauen werden größere Anteile neurotischer und Persönlichkeitsstörungen berichtet, während Suizidversuche bei Alkoholikern eher auf Männer zutreffen. Es besteht eine signifikant höhere Gefahr für Männer, ein tödliches Rezidiv zu erleiden, während Frauen häufiger chronische Suizidalität bescheinigt werden muss. Dass sich aber bereits die Anlage zum parasuizidalen Akt als Funktion der parasuizidalen Intention von Mann zu Frau unterscheidet, ist die wesentliche Schlussfolgerung einer katamnestic Untersuchung von Israel (2001).

Im Durchschnitt der meisten Staaten der westlichen Welt stehen die Suizidraten der Männer zu jenen der Frauen in einem Verhältnis von 3:1 (Kelleher, 2001). Obwohl es Abweichungen gibt (Litauen und Polen 5:1 oder USA 4:1), bleibt das Faktum, dass es insbesondere in westlichen Ländern protektive Faktoren gibt, die für Frauen offenbar relevanter sind als für Männer. Diese Faktoren inkludieren Familienstand und Familie bzw. Verantwortung für Kinder, Faktoren, die Gruppen von Suizidneigung und Suizidversuch differenzieren (Linehan, 1983). In den meisten wesentlichen Ländern sind die Suizidraten unter den Geschiedenen am höchsten, gefolgt von den Verwitweten, dann den Alleinstehenden, während die Verheirateten die niedrigsten Raten verzeichnen (Smith, 1988). Letzteres ist möglicher Weise auf den Effekt der sozialen Unterstützung, der mit der Heirat verbunden ist, zurückzuführen, während Scheidung und Trauer negative Effekte haben. Ältere Menschen, die ihr Leben selbst beenden, leben oft alleine, aber ob das allein Leben ein Risikofaktor hinsichtlich Suizidalität ist, ist unsicher (Shah & De, 1998). Suizid ist relativ selten in Pflegeheimen (Osgood, 1991), obwohl die Befürchtung in ein Pflegeheim zu kommen, ein Suizidmotiv sein kann (Loebel, 1991). Einsamkeit ist allerdings eine andere Kategorie als soziale Isolation und zweifellos ist bezüglich einer möglichen Verbindung zwischen Mangel an zwischenmenschlicher Beziehung / Einsamkeit und Suizid nach Ringel (1956) noch einiges an Forschung nötig. Das Suizidrisiko bei den Verwitweten ist besonders während des ersten Jahres nach dem Todesfall erhöht (Bunch, 1972). Dies gilt insbesondere für Männer. Andererseits fanden Heikkinen und Lönnqvist (1995), dass gegenwärtig Trauer möglicher Weise bei Älteren im Vergleich zu Jüngeren nicht mehr ein wichtiger Vorläufer von

Suizidalität ist. Pensionierung und Ruhestand kann zu einem Verlust des Selbstwertgefühls führen, wie weit dies dann mit Suizidalität zusammenhängt, ist derzeit jedoch noch nicht geklärt (Miller, 1978; De Leo & Ormskerk, 1991). Nach Sonneck und Schumann reagieren Männer vor allem dann suizidal, wenn „sie die Kontrolle über die Situation verlieren“ (S. 190). In einer solchen Krisensituation erscheint ihnen der Suizid die einzige Möglichkeit zu sein, wieder die Kontrolle zurückzugewinnen und das eigene männliche Prestige in der Gesellschaft zu wahren. Aus der Sicht der Psychoanalyse hängen das geringere Gesundheitsbewusstsein, die Idealisierung von Leistung und die höhere Suizidalität bei Männern mit der männlichen Identitätsentwicklung zusammen. (Sonneck & Schumann, S. 191)

2.2.2 Historische Entwicklung der Suizidrate in Österreich

Die Suizidzahlen seit 1913 (soweit vorhanden) und die gerundete Relation der Anzahl männlicher zu den weiblichen Suiziden zeigt, dass sich mit dem 1. Weltkrieg die Relation der Suizide von Männern und Frauen von drei auf zwei verringert, ein Wert der bis 1940 gehalten wird, dann jedoch bis Ende des 2. Weltkriegs 1945 nahezu eins zu eins ist (zwischen 1,29 und 1,17) und erst danach wiederum auf zwei ansteigt, um im letzten Dezennium des vorigen Jahrhunderts (ab 1991) wieder (wie 1913 und 1914) auf 3 anzusteigen. Der Rückgang der Suizide seit 1986 ist somit in höherem Maße auf einen Rückgang der weiblichen Suizide zurückzuführen (bis zum Jahre 2001 um 35 %), während die männlichen Suizide nur um 28 % zurückgingen. Betrachtet man jedoch die Relation der männlichen und weiblichen Suizidraten nach dem Alter aufgeschlüsselt, so zeigt sich über die drei letzten Jahrzehnte das Überwiegen der männlichen Raten bei den ganz Jungen (15 bis 29 Jährigen) und den (ganz) Alten (75 bis 84 Jährigen, noch augenfälliger jedoch 85 Jahre und darüber). Von diesen Altersgruppen übersteigt der Quotient jenen der mittleren Altersgruppen um nahezu das Doppelte. Dieses Phänomen hat sich über die letzten 30 Jahre deutlich verstärkt und ist im letzten Dezennium besonders stark ausgeprägt.

Die jährliche Anzahl der Suizide über die letzten 32 Jahre hat bis 1986 eine deutliche Steigerung, ab da einen noch deutlicheren Abfall insofern erfahren, als in den letzten 3 Jahren die Prävalenz so niedrig ist wie vor dem Jahre 1913. (Im Jahr 1970

insgesamt 1789, Männer 1232 und Frauen 557 Genderrate 1:2,2, Spitzenwert 1986 insgesamt 2139, Männer 1511, Frauen 628 Genderrate 1:2,4, im Jahre 2001 insgesamt 1489 Männer 1081, Frauen 408 Relation 2,6). Da in dem Untersuchungszeitraum die Bevölkerung um fast 1.000.000 angestiegen ist, wird dieser Rückgang noch bemerkenswerter, wenn wir die Suizidraten betrachten, also das Verhältnis der Anzahl der Suizide auf 100.000 der jeweiligen Bevölkerungsgruppe. Die Suizidraten stiegen seit 1947 bis 1986 von 20 auf 28,3 an, um dann bis 2001 um 36% auf 18,2 zurückzugehen. Das Geschlechtsdifferential vergrößert sich in dem untersuchten Zeitraum mit ansteigenden Suizidraten und verkleinert sich mit deren Rückgang. Substantielle Veränderungen innerhalb der untersuchten 3 Dezennien 1970 bis 1979, 1980 bis 1989 und 1990 bis 1999 sind über das oben Gesagte hinausgehend nicht vorhanden.

2.2.3 Statistik zu den Suiziden in Österreich

Pro Jahr sterben im Durchschnitt der letzten Jahre etwa 1500 Personen durch Suizid. Das bedeutet, dass von 100.000 Österreichern pro Jahr weniger als 20 durch Suizid versterben. Zur Orientierung und weil man fälschlicherweise immer hört, dass Österreich eine besonders hohe Suizidrate (Anzahl der Suizide auf 100.000 Einwohner) habe, sei gesagt, dass besonders hohe Suizidraten solche über 30 sind (z.B. Sri Lanka, Estland, Lettland, Litauen, Ungarn, Finnland, Slowenien), hohe Raten zwischen 20 und 30 (Belgien, Dänemark, Frankreich und die Schweiz), mittlere Raten zwischen 10 und 20 (z.B. Schweden, Deutschland, Österreich, Japan, Kanada und die USA), niedrige Raten unter zehn (z.B. Niederlande, Großbritannien, Spanien, Italien, Griechenland). Dennoch liegt innerhalb der EU die österreichische Suizidrate weiterhin über dem Durchschnitt.

Betrachtet man jedoch die einzelnen Altersgruppen und vergleicht sie mit anderen Ländern, so fällt auf, dass insbesondere bei den Männern aber auch bei den Frauen mit zunehmendem Alter Österreich doch ganz deutlich nach vor rückt. Die Suizidrate der Männer ist in unseren Breiten etwa doppelt so hoch wie jene der Frauen, das Risiko an Suizid zu versterben, steigt mit zunehmendem Alter (während Männer z.B. bis zum fünfzehnten Lebensjahr eine Suizidrate von zwei und Frauen von eins haben, liegt bei Männern im Alter von 85 Jahren und darüber die Suizidrate bei rund 120, bei Frauen bei etwa 33). Da aber entsprechend der Alterspyramide die mittleren

Alter am meisten vertreten sind, ist die größte Anzahl aller Suizide absolut gesehen zwischen dem 25. und 75. Lebensjahr. Die häufigste Suizidmethode in Österreich ist bei Männern und Frauen das Erhängen. Fast 40% aller Suizide der Frauen werden durch Erhängen verübt, etwa 25 % durch Vergiften und 14% durch Sturz aus der Höhe. Bei Männern werden fast 50% aller Suizide durch Erhängen, 20% durch Erschießen und fast 10% durch Vergiften vollzogen.

2.2.4 Deskriptive Statistik

Betrachtet man die Entwicklung der Suizide in Österreich in den absoluten Zahlen und vertraut man den frühen statistischen Angaben, so zeigt sich ein Anstieg der Suizide ab 1865, wobei die Zeiten vor den beiden Weltkriegen, aber auch das Jahr 1945 besonders deutlich hervorstechen. Die Suizidanzahl der Frauen ist, auch wenn sie in der Zeit des 2. Weltkrieges nahe an jene der in dieser Zeit stark abnehmenden Suizidanzahl der Männer herankommt, in Österreich nie größer als die der Männer, während in Wien von 1942 bis 1945 die Suizide der Männer von der Anzahl der weiblichen Suizide deutlich übertroffen werden. Nach dem 2. Weltkrieg ist seit 1946 ein langsamer kontinuierlicher Anstieg der Suizide bis 1986 zu verzeichnen, ab da jedoch ein deutlicher Rückgang, der bis zum letzten untersuchten Jahr (2004) anhält. Diese Verschiebungen sind jedoch regional recht unterschiedlich. So gehen z.B. in Kärnten, einem Bundesland mit traditionell hoher Suizidrate (etwa gleich hoch wie Salzburg), die Raten bereits einige Jahre früher zurück, ähnlich wie in der Steiermark. Wien wiederum verzeichnet erst Anfang der 1950er Jahre einen Anstieg und einen deutlichen Rückgang Anfang der 1970er Jahre, dann einen langsamen Anstieg bis 1986 und einen deutlichen und kontinuierlichen Rückgang ab dieser Zeit. Salzburg zeigt diesen Rückgang zwei Jahre später, das Burgenland, Niederösterreich und Vorarlberg liegen im Gesamtbundestrend, Oberösterreich ebenso wie Tirol auch, beide Bundesländer steigen jedoch seit 1991 wiederum an.

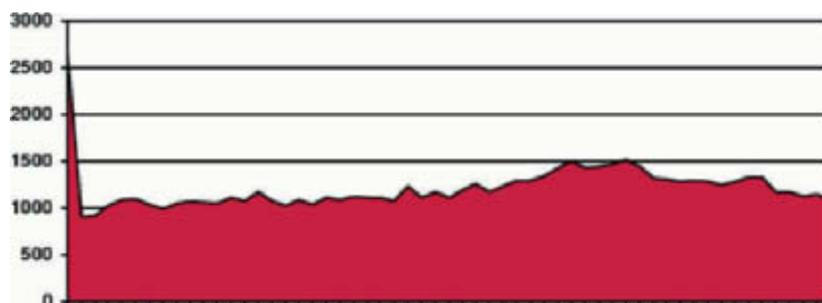


Abbildung: Suizide Österreich, Männer 1945-1998 (Sonneck BMSG 2000)

Der deutliche Rückgang der Suizide in Österreich ab 1986 wird bis 1993 auch von den Männern mitgetragen, dann erfolgt jedoch bis 1996 bei diesen generell wieder ein leichter Anstieg und erst dann ein erneuter Rückgang. Die Suizide der Frauen gehen jedoch weiter zurück, weshalb die Gesamtsuizide sich über einige Jahre auf gleichem Niveau halten. Der Rückgang der letzten beiden Jahre wurde bereits erwähnt. Dementsprechend war auch bei einer anderen Untersuchung, (Etzersdorfer, 1996), die sich primär mit dem Suizidrisiko von Geburtskohorten beschäftigte, eine Zunahme des Suizidrisikos für später geborene Männer, nicht jedoch für Frauen feststellbar. So war auch der Anstieg der Gesamtrate bis 1980 wesentlich stärker auf eine Zunahme der Suizide der Männer zurückzuführen. Die deutlich niedrigeren Raten der Frauen veränderten sich in dem Zeitraum nur gering, sie bewegten sich zwischen 12,7 bis 15,8 auf 100.000 in einem weitaus konstanteren Bereich als die Raten der Männer mit 30,9 bis 42,1.

2.2.5 Regionale Unterschiede in Österreich

Im Schnitt der 1990er Jahre liegt die Steiermark mit einer Suizidrate von 27 an der Spitze, gefolgt von Salzburg und Kärnten mit jeweils 25 und Wien und Oberösterreich mit jeweils 23 auf 100.000. Diese Suizidrate entspricht auch der durchschnittlichen gesamtösterreichischen Suizidrate der letzten zehn Jahre von 23. Niederösterreich folgt mit 22, Tirol mit 20, zuletzt kommen Vorarlberg und das Burgenland mit jeweils 19. Im Hinblick auf diese regional doch sehr unterschiedlichen Zahlen, aber auch Kurvenbewegungen, wurden die Suizidraten für die Jahre 1988 bis 1994 auch auf Bezirksebene berechnet. Dabei finden sich eine Reihe von Bezirken, in denen die Suizidrate statistisch signifikant erhöht ist: Eine Erhöhung zwischen 20 und 30% findet sich in Wolfsberg, Amstetten, Grieskirchen, St. Johann im Pongau, Tamsweg, Feldbach, Klagenfurt-Stadt, Graz-Umgebung, Leibnitz, Weiz und in Schwaz, eine Erhöhung zwischen 30 und 40% in den Bezirkshauptmannschaften Scheibbs, Zell am See, Bruck a. d. Mur, Judenburg und Mürzzuschlag, zwischen 40 und 50% Völkermarkt und Murau, sowie über 50% Feldkirchen und Liezen. Mit Ausnahme von Völkermarkt, Wolfsberg, Feldkirchen und Weiz, bei denen die Übersterblichkeit rein zu Lasten der Männer geht und mit Ausnahme von Schwaz, bei denen diese alleinig auf die Übersterblichkeit bei den Suiziden der Frauen zurückzuführen ist, sind in allen anderen angeführten Bezirken

beide Geschlechter an der Übersterblichkeit beteiligt. Deutliche Übersterblichkeit der Männer schlägt überall auf die Gesamtübersterblichkeit durch, deutliche Übersterblichkeit der Frauen, ohne sich auch in der Gesamtsterblichkeit signifikant niederzuschlagen, findet sich in St. Veit a. d. Glan, Villach (Land), Krems (Land), Lilienfeld, Steyr (Land), Salzburg (Stadt) und Knittelfeld. Ein Vergleich städtische Gemeinden gegen ländliche Gemeinden zeigt, dass erstere mit 97,7 (aus dem Schnitt der Jahre 1988 bis 1994) knapp unter, die ländlichen Gemeinden mit 104,7 knapp über dem österreichischen Standard liegen. Die niedrigsten Suizidraten finden sich in Mattersburg (über 40% unter dem österreichweiten Durchschnitt), 30 bis 40% in Krems a. d. Donau (Stadt) und Lienz, 20 bis 30% in Eisenstadt-Umgebung, Neusiedl a. S., Oberwart, Baden, Korneuburg, Tulln und Imst, 10 bis 20% in Wien, Mistelbach, Mödling, Linz-Stadt und Land, Rohrbach, Urfahr - Umgebung, Fürstenfeld, Hartberg, Salzburg-Umgebung, Innsbruck (Stadt), Kufstein, Landeck, Reutte, Bludenz und Bregenz.

2.2.6 Familienstand und Suizid

Familienstand	Suizidraten nach Geschlecht		
	gesamt	weiblich	männlich
ledig	10,6	3,6	17,0
ledig ab 20	20,1	7,3	31,1
verheiratet	12,3	5,7	18,7
verwitwet	31,2	19,2	98,5
geschieden	61,0	26,4	120,0

Tabelle: Suizide bezogen auf den Familienstand pro 100.000 (Wien)

Bezieht man die Suizide auf den Familienstand und berechnet man die Anzahl auf die jeweilige Bevölkerungsgruppe, so zeigt sich, dass die Ledigen die geringste, die Geschiedenen die höchste Suizidrate haben. Zieht man jedoch von der ersteren Gruppe jene ab, die aufgrund ihres Alters nicht verheiratet sind (0 bis 14 Jährige) oder nur wie bei den 15 bis 19-jährigen in weniger als ein Prozent, so wird deutlich, dass die Verheirateten die geringste Suizidrate haben, die Rate der Ledigen ist fast doppelt so hoch, die der Verwitweten drei Mal und die der Geschiedenen fünf Mal so

hoch. Dieser Effekt wirkt sich bei den Männern noch deutlicher aus als bei den Frauen, deren Suizidrate auch bei den Ledigen noch unter der Rate aller Frauen (8,7) liegt, während nur bei den verheirateten Männern die Rate niedriger ist als die Gesamtrate (26,3).

2.2.7 Alter und Suizid

Die Entwicklung der Suizidraten der jungen Menschen zeigt erfreulicherweise nach einem Anstieg bis zu 1981 (bei den 10 bis 14-jährigen bereits 1971) durchgehend einen deutlichen Rückgang, wenn auch bei den ganz jungen 10 bis 14-jährigen von 1991 bis 1998 wieder ein Anstieg zu verzeichnen ist. Da es sich aber bei dieser Altersgruppe um eine glücklicherweise sehr niedrige Suizidrate handelt, zwischen 0,4 und 2,3, ist hier auch über längere Zeiträume immer mit relativ starken Schwankungen zu rechnen. Der Suizid des alten Menschen in Österreich ist, wie aus den Daten hervorgeht, zu einem großen Problem geworden. Die Rate der über 85-jährigen Männer liegt fast 140% über der Rate der Altersgruppe der 60 bis 64-jährigen. Ähnliche Anstiege werden auch in Deutschland, Italien und in den USA beschrieben, während die Raten in Großbritannien z.B. konstant sind. In den Niederlanden allerdings (Hendin, 1995) sei die Suizidrate der über 50-jährigen von 1992 bis 1994 um über 30% gefallen. Dies ist die Altersgruppe, die bevorzugt die ethisch nicht unumstrittene aktive Sterbehilfe in Anspruch nimmt. Die Raten für alte Männer in Österreich sind unvergleichlich höher als die für alte Frauen, ein Befund, der auch in den meisten anderen Ländern gilt. Für die Planung der Suizidprävention ist es eine vorrangige Aufgabe, Konzepte zu erarbeiten, wie alte Menschen und insbesondere alte Männer von suizidpräventiven Aktivitäten angesprochen und erreicht werden können.

2.2.8 Suizidmethoden

Die Verteilung der Suizidmethoden hat sich in Österreich in den letzten Jahrzehnten verändert. Bei Männern machte beispielsweise das Erhängen 1960 noch 60,5% aller Suizide aus und nimmt seit Ende der 1960er Jahre langsam ab, erreicht 1990 und 1995 lediglich 45,6%. Bei den Frauen ist bei dieser Methode kein einheitlicher Trend auszumachen, die Schwankungen sind deutlich größer. Vergiftungen (mit festen und flüssigen Stoffen) haben bei den Frauen langsam zugenommen, als mit der

Entgiftung von Koch- und Leuchtgas die Häufigkeit dieses Suizidmittels abnahm, ohne dass die Vergiftungen den Leuchtgassuizid ganz ersetzt hätten. Ein Gipfel der Vergiftungen bei den Frauen findet sich 1977 mit 31,7% und nimmt seither kontinuierlich ab. Während bei den Männern die oben beschriebene häufigste Suizidmethode, das Erhängen, abnahm, haben der Sturz aus der Höhe und das Erschießen zugenommen. Auch hier gibt es offensichtlich starke regionale Unterschiede: Während z.B. das Erhängen bei oberösterreichischen Männern 55,5% aller Suizide ausmacht, steht dem in Wien ein Prozentsatz von 32,1% gegenüber, während das Vergiften bei Männern in Wien mit 20,4% weitaus häufiger als in Oberösterreich mit 4,9% an den Suiziden beteiligt ist. Bei den Frauen ist die Verteilung in Oberösterreich ähnlich der der Suizide bei Männern (43,5% Erhängen und 13,1% Vergiften), in Wien überwiegt Vergiften mit 41,3% gefolgt von Sprung aus der Höhe mit 25,4% und Erhängen mit 22,7%. (Etzersdorfer, 1992) Auch daraus lässt sich die Notwendigkeit der Untersuchung kleinerer Bevölkerungseinheiten ableiten.

2.2.9 Schlussfolgerungen

Die Defizite im Gesundheitsbewusstsein bei Männern und die höhere Suizidrate von Männern gegenüber Frauen machen eine verstärkte Bewusstseinsbildung für männerspezifische Themen und eine intensive Aufklärungsarbeit in Form von männerspezifischer Beratung, Begleitung und Begegnung notwendig. Doch nicht nur in der Gesundheits- und Suizidprävention ist eine männerspezifische Aufklärungs- und Beratungsarbeit wichtig. Auch im Bereich der Entwicklung der männlichen Identität und der Vermittlung männlicher Werte gilt es, den Aufbau von Maßnahmen zu unterstützen, die auf die Situation von Männern ausgerichtet sind. Dies wird durch Männerarbeit geleistet, die durch die Studie „Männerarbeit in Österreich“ (BMSG, 2004) erstmals ganzheitlich erfasst und beschrieben wurde. Im Folgenden werden nach der Begriffsbestimmung insbesondere die in der Studie genannten Maßnahmenempfehlungen angeführt.

2.3 Männerarbeit in Österreich

Die heutige Situation von Männern in Österreich ergibt sich zu einem erheblichen Anteil aus dem gesellschaftlichen Wandel, der alle Bereiche der Gegenwartskultur ergriffen hat. Eine der Tendenzen, die seit Jahrzehnten beobachtet werden, ist die fortschreitende Individualisierung. Sie lässt sich empirisch als Herauslösung der einzelnen Person aus sozialen Bindungen ermitteln. Der Bevölkerungsgruppe *Männer* wird in dieser Hinsicht jedoch kaum Aufmerksamkeit gewidmet. Es wird vielfach noch davon ausgegangen, dass hier kein besonderer Bedarf besteht. Das Image vom starken Geschlecht spielt dabei genauso mit wie die Meinung, die Gesellschaft sei ohnehin viel zu sehr von Männern dominiert. Inzwischen wird jedoch beobachtet, dass Männer in unterschiedlichen Lebensphasen mit zahlreichen Schwierigkeiten kämpfen, isoliert oder verunsichert sind und infolge der so entstehenden persönlichen Probleme sozialpolitische Beachtung einfordern. Eines der zentralen Ergebnisse der Studie ist, dass Männer in einer inneren oder äußeren Problemsituation im Durchschnitt zwischen sechs und sieben Jahre zuwarten, ehe sie qualifizierten Rat dazu einholen, eine Zeitspanne die mittels gezielter Informationspolitik im Interesse der Männer und ihrer Familien wesentlich abgekürzt werden könnte. Zum Verständnis der gesamten Problemlage zur Männerarbeit in Österreich ist es notwendig, den Ist-Zustand zu kennen, um im Anschluss daran Möglichkeiten der Weiterentwicklung in der Zukunft zu erwägen.

2.3.1 Begriffsbestimmung und Typologisierung

Unter Männerarbeit wird die umfassende Auseinandersetzung mit geschlechtsspezifisch männlichen Themen und Problemen in der Praxis verstanden. Man unterscheidet dabei zwischen den drei Säulen der Männerarbeit Beratung – Bildung - Begegnung:

Beratung

Beratung meint die professionelle Beratung in entsprechenden Einrichtungen. Zur Unterscheidung von therapeutischen oder anderen Angeboten ist hier die lösungsorientierte Hilfestellung bei individuellen persönlichen Problemen gemeint. Es kann sich dabei sowohl um Reflexion und Begleitung wie auch um rechtliche

Informationen handeln. Insbesondere die Weiterverweisung an eine spezialisierte Einrichtung ist hier wichtig.

Bildung

Bildung umfasst das Angebot von Jugend- und Erwachsenenbildung mit männer-spezifischer Ausrichtung. Hierunter fallen Vorträge, Seminare, Workshops oder spezifische Bildungsangebote in Zusammenarbeit mit anderen Bildungseinrichtungen wie zum Beispiel die Burschenarbeit in den Schulen.

Begegnung.

Begegnung ist ein sehr vielschichtiger Bereich und beinhaltet Selbsthilfegruppen ebenso wie alle anderen privaten Initiativen, beziehungsweise Vereine, die speziell für Männer konzipiert sind und die – entweder in strukturierter Form oder auch ganz lose und unverbindlich – Zusammenkünfte unter Männern ermöglichen. Bei der Typologisierung zeigen sich zwei Formen von Beratungsstellen, die mänderspezifische Dienstleistungen anbieten. Zum einen gibt es Familienberatungsstellen, die unter anderem auch ein mänderspezifisches Angebot bieten (im Folgenden als *integrativer Ansatz* bezeichnet), und zum anderen die Männerberatungsstellen und Organisationen, die ausschließlich für die Zielgruppe „Mann“ Dienstleistungen anbieten. Wir sprechen im zweitgenannten Fall von den Vertretern des *spezifischen Ansatzes*. Es kommt allerdings durchaus vor, dass sich auch Frauen hier Auskunft über Art und Umfang der Angebote einholen, um diese Informationen dann an einen Mann weiterzugeben.

2.3.2 Maßnahmen

Die im Folgenden empfohlenen Maßnahmen leiten sich aus der Soll-Konzeption (Die drei Säulen in der Zukunft) und der Ist-Beschreibung (Bestandsanalyse) her. Um eine Übersicht über die beteiligten Ebenen zu haben, werden alle Maßnahmen in die drei Bereiche

- Bundesministerium
- Institutionen (Träger und deren Einrichtungen)
- Praxis

untergliedert.

Unter der Rubrik Bundesministerium finden sich alle Maßnahmen, die von Bundesministerien ergriffen werden müssten und in den Verantwortungsbereich der Gesetzgebung und der öffentlichen Hand fallen. Mit Institutionen sind jene Einrichtungen gemeint, die als organisatorische Anbieter agieren. Sie sind typischerweise für das Setting der Strukturen, für die Ablauf- und Aufbauorganisation zuständig. Unter Institutionen sind sowohl vorhandene Einrichtungen wie z.B. bestehende Anbieter von Beratungs- und Bildungsangeboten oder Kommunikationsplattformen wie z.B. die Arbeitsgemeinschaft der Männerberatungsstellen und Männerbüros Österreichs (AMÖ) gemeint, wie auch neu zu gründende Einrichtungen. Die Praxis ist für die tatsächliche Abwicklung und Durchführung von Beratung, Bildung und Begegnung an der Basis für den Klienten zuständig. Das sind z.B. die einzelnen Berater oder Trainer, die im Bereich Männerarbeit tätig sind.

2.3.2.1 Kommunikations- und Wissensplattform

Zur Förderung der Kommunikation unter den Männerarbeitern auf allen drei Säulen sollte eine *Dachorganisation* mit einer Verlinkung auf ministerieller Ebene eingerichtet werden, um über einen vertikalen Wissensaustausch die Ziele und Anliegen der Männerarbeit wirksamer vertreten zu können. Derzeit existieren bereits Formen des Austausches auf der Ebene der Beratungs- und Bildungsanbieter, wobei es innerhalb der neuen Plattform für Kommunikation und Wissenstransfer unterschiedliche Aufgaben und deren Wahrnehmung geben wird.

Bundesministerium

Das Ministerium wird vorrangig den Bereich der Forschung abdecken können. Hier entsteht neues Wissen. Die bisherige Vorgangsweise der Männerpolitischen Grundsatzabteilung, Studien zu aktuellen und interessanten Fragestellungen in Auftrag zu geben, wird alleine nicht reichen. Es wäre sinnvoll, sich aktiv in das Kommunikationsnetzwerk einzubringen und mit Forschungsinstituten, die mit diesen Themen arbeiten, einen engen Kontakt zu halten. Inwieweit es sinnvoll ist, ein eigenes Institut für Männerforschung zu gründen, sollte näher untersucht werden.

Institutionen

Die Einrichtung einer Dachorganisation zum Zwecke der Förderung der Kommunikation und des Wissensaustausches für den Bereich der Männerarbeit erscheint dringend erforderlich. Einen Ansatz eines Zusammenschlusses für Männerarbeiter stellt die AMÖ dar. Inwieweit diese Einrichtung den Ansprüchen einer Dachorganisation mit beschriebener Ausrichtung gerecht wird, muss überprüft werden. Es empfiehlt sich die regelmäßige Herausgabe eines Fachmediums, wie zum Beispiel einer Monatszeitschrift, hier plakativ mit dem Namen „MANN“ bezeichnet, um einerseits den neuesten Stand der Forschung zu präsentieren und andererseits Trends und Entwicklungen, sowie Aktuelles aus der Szene bekannt zu machen.

Vereinzelte private Initiativen wie zum Beispiel www.maennerinfo.net versuchen vor allem im Internet männerspezifische Informationen der breiten Masse zugänglich zu machen.

Bei der Gestaltung der Dachorganisation sollte besonders darauf geachtet werden, dass alle drei Säulen vertreten sind. Hinsichtlich des Bereichs Begegnung wird wahrscheinlich nur jener Bereich vertreten sein, der sich auch tatsächlich mit der Männerarbeit identifiziert. In der Bestandsaufnahme wurde auch auf jene Einrichtungen hingewiesen, die sehr wohl ein männerspezifisches Angebot haben, jedoch traditionell keine Identifikation mit dem Begriff Männerarbeit aufweisen. Diese für den Bereich Männerarbeit aktiv zu gewinnen und vor allem für Männerbildung fruchtbar zu machen, sollte nicht unversucht bleiben, da hier eine große Gruppe von Männern mit Bildungsangeboten erreicht werden kann.

Praxis

Für die Basis bedeutet eine derartige Dachorganisation einerseits die Wahrung der Interessen der Mitglieder gegenüber politischen Entscheidungsträgern, sowie mittels des Verbandsmediums einen ständig aktualisierten Stand der Forschung für geschlechtsspezifische Basisarbeit zugänglich zu haben. Die Praxis übernimmt eine tragende Rolle. Sie ist es, die durch ihre Arbeit mit Männern und Jugendlichen Fragen für die Forschung aufwirft und Themen diskutiert, die von besonderer Bedeutung sind. Sie liefert Beiträge und berichtet aus der täglichen Arbeit, um ihre Erfahrungen mit anderen Mitgliedern zu teilen. Die Diskussion spezieller Fälle kann in der Verbandszeitschrift geschehen und somit der individuelle Erfahrungsschatz einzelner Mitarbeiter von allen Mitarbeitern in dieser Branche genutzt werden. Der

Aufbau eines bereichsübergreifenden Kommunikationsnetzes, das alle drei Säulen umspannt, führt dazu, dass auch der Austausch von „Neuigkeiten“ zwischen den Bereichen Beratung, Bildung und Begegnung rascher stattfinden kann.

2.3.2.2 Professionalisierung der Männerarbeit

Als ganz wesentliche Determinante für die drei Säulen der Zukunft gilt der Brückenschlag zwischen den Bereichen Bildung und Begegnung. Diese Verknüpfung bedarf der Integration auf allen Ebenen. Erst wenn es gelingt, die Aus- und Weiterbildung der Berater und Trainer transparenter und einheitlicher zu gestalten, wird auch die Akzeptanz und das Ansehen der Männerarbeit unter der Bevölkerung steigen. Damit werden die Vorurteile zum Teil reduziert und die Vorbehalte gegenüber den Bereichen der Erwachsenen- und Jugendbildung genommen. Ein wichtiges Kriterium, das sich im Rahmen der Erhebungen für eine erfolgreiche Männerarbeit im Bereich der Beratung abgezeichnet hat, ist das Gespräch von Mann zu Mann.

Es gilt allerdings, nicht nur die Ausbildung der Mitarbeiter im Auge zu haben, sondern auch andere Aspekte zu berücksichtigen, wie beispielsweise die Beratungsdokumentation zu überprüfen und gegebenenfalls zu überarbeiten. Der Erstkontakt entscheidet, ob der Betreffende tatsächlich Leistungen der Einrichtung in Anspruch nehmen wird. Daher sollten Strukturen geschaffen werden, die es erlauben, in allen Beratungsstellen, die Dienstleistungen für den Mann anbieten, einen männlichen Ansprechpartner für die Kontaktaufnahme einzusetzen.

Ministerium

Auf der Ebene des Ministeriums sind die Mindestanforderungen für die Bildungsangebote zu definieren. Hier sollten die Standards für die Ausbildung der Männerarbeiter genauso festgelegt werden wie die der Auszubildenden. Ebenso sind geeignete Rahmenbedingungen für die Erwachsenen- und Jugendbildung mit männerspezifischem Schwerpunkt zu schaffen.

Für den Bereich der Aus- und Weiterbildung der Männerarbeiter sind

- Inhalte
- Qualifikation der Ausbildenden
- notwendige Vorqualifikationen der Auszubildenden
- Kontrolle der Einhaltung der Vorgaben seitens des Ministeriums zu koordinieren.

Insbesondere die Definition der Inhalte ist eine wichtige Aufgabe, die gemeinsam mit Vertretern aus der Praxis erfolgen sollte. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich, einen repräsentativen ständigen Arbeitskreis einzurichten. Hier werden die inhaltlichen Vorgaben definiert und ein Konsens unter allen Beteiligten hergestellt. Zu diesem Kreis sollten Experten aus dem Beratungs- und Bildungsbereich zählen, um den Bezug zur Praxis zu behalten. Vertreter aus der Theorie und Wissenschaft sollten ebenfalls eingebunden werden, damit der neueste Stand der Forschung einfließen kann. Interessant wäre auch die Einbindung von Experten aus dem Begegnungsbereich. Denn die Verknüpfung zwischen Bildung und Begegnung gelingt dann am leichtesten, wenn bereits von Anfang an auch dieser Bereich mit eingebunden wird. Die organisatorische Gestaltung der Aufbau- und Ablauforganisation für die neue Bildungseinrichtung hingegen obliegt der jeweiligen Einrichtung selbst.

Des Weiteren sollten in dem Arbeitskreis die Anforderungen an die Qualifikation der Mitarbeiter formuliert werden, die für die Aus- und Weiterbildung von Männerarbeitern zum Einsatz kommen. In dieser Runde oder zumindest in Zusammenarbeit mit dem Ministerium und der Arbeitsgruppe sollten auch die Mindestqualifikationen der Personen festgelegt werden, die eine Ausbildung zum Männerarbeiter machen möchten.

Es sollte seitens des Ministeriums eine Verpflichtung zur Fort- und Weiterbildung für Mitarbeiter der Einrichtungen, die im Bereich Männerarbeit Förderungen erhalten, eingeführt werden. Nur so kann eine laufende Qualitätssicherung für diese Dienstleistungen vorgenommen werden. Die Männerpolitische Grundsatzabteilung hat hier bereits einen wichtigen Schritt gesetzt und im April 2005 die 1. österreichische Tagung zur Männerarbeit im Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz durchgeführt. Auf Grund der sehr

positiven Resonanz auf Seiten der Tagungsteilnehmer ist beabsichtigt, diese Tagung regelmäßig durchzuführen.

Abseits der Mitarbeiterqualifikation sollte aber auch Konsens über weitere Mindestkriterien von professioneller Männerarbeit formuliert werden. Speziell in den Bereichen, in denen Klientenkontakt besteht, sollte auch auf das Gespräch „von Mann zu Mann“ als Erstgespräch bestanden werden. Männerberater sollten in erster Linie männlich sein. Für Sonderfälle, wie sie auch in Deutschland genannt worden sind, sollten weibliche Mitarbeiter eingesetzt werden. Die Erhöhung und Wahrung der Anonymität der Klienten muss durch entsprechende Maßnahmen gewährleistet werden.

Schlussendlich ist ein permanentes Audit über die Einhaltung und Eignung des gewählten Bildungsmodells zu gewährleisten. Inwieweit diese Aufgabe ebenfalls durch den ständigen Arbeitskreis oder von einer Stelle im Ministerium direkt betreut und evaluiert werden soll, ist abzuwägen und unter Berücksichtigung der Kriterien von Kontinuität und Verlässlichkeit zu entscheiden. Die Unterbringung im Ministerium würde diese Kriterien am sichersten erfüllen. Aufgrund der stark männerspezifischen Ausrichtung erscheint die Koordination mit der Männerpolitischen Grundsatzabteilung als besonders sinnvoll.

Das neue Berufsbild „Männerarbeiter“ soll auch in bereits vorhandenen psychosozialen Quellberufen berücksichtigt werden. Dies kann in Form eines Basismoduls passieren. Die Absolvierung dieses Basismoduls wird in anderen Berufsausbildungen verpflichtend, wie zum Beispiel in der Ausbildung zum Sozialarbeiter oder Psychotherapeuten. Der geschlechtsspezifische Ansatz findet so ebenfalls in den verwandten Bereichen und Berufsbildern Eingang. Diese Forderung entspricht auch dem Konzept des Gender Mainstreaming.

Ebenso sollte die Ausbildung zum Männerberater für verwandte Berufsausbildungen teilweise angerechnet werden. Dies bedeutet, dass bei der Ausarbeitung der Lehrpläne, beispielsweise bei denen zum Lebens- und Sozialberater, Anleihen genommen werden. Durch diese Flexibilisierung der möglichen „Wege“ zum Männerberater und von diesem weiter zu anderen, weniger speziellen Berufen wird das neue Berufsbild mit bestehenden Ausbildungen vernetzt und kann auch von allgemein an Sozialberufen Interessierten besser angenommen werden, da dieses Angebot nicht als ausbildungsmäßige „Sackgasse“ verstanden wird. Weiters wäre

ein Weiterbildungsmodul „Männerarbeiter“ für bereits in sozialen Berufen arbeitende Menschen interessant, die sich mit der geschlechtsspezifischen Sichtweise auseinander setzen und diese in ihre Arbeit integrieren möchten. Durch diese Zusatzqualifikation ist es dann auch möglich, sich beruflich zu verändern oder das eigene Tätigkeitsfeld zu erweitern.

Institutionen

Die Aufgaben der einzelnen Institutionen konzentrieren sich vor allem auf die konkrete Umsetzung der Ausbildungsvorgaben. Das bedeutet, sie sind die Anwender der Vorgaben und für die Aufbau- und Ablauforganisation der Aus- und Weiterbildung der Mitarbeiter dieser Branche und für das Angebot der Erwachsenen- und Jugendbildung mit männerspezifischem Ansatz verantwortlich. Auf dieser Ebene bietet sich die Errichtung einer „Männerakademie“ an, in der ausschließlich männerspezifische Themen behandelt werden, wobei eine Bezugnahme auf das weibliche Geschlecht natürlich nach dem Grundsatz der ganzheitlichen Geschlechterpolitik erwünscht ist. Diese Akademie deckt im Idealfall drei Bildungszweige ab:

- Ausbildung zum/r MännerarbeiterIn
- Fort- und Weiterbildung für MännerarbeiterInnen
- Erwachsenen- und Jugendbildung

Der Zweig „Ausbildung zum/r MännerarbeiterIn“ bezieht seine inhaltlichen Vorgaben von der zuständigen Stelle im Ministerium.

Die Inhalte des zweiten Zweiges werden in Zusammenarbeit mit dem Ministerium entworfen, wobei dieser Entwurf wesentlich offener als jener des ersten Zweiges formuliert sein sollte. Er sollte der „Akademie“ eine freie Ausgestaltung ermöglichen. Diese Freiräume werden bewusst geschaffen, um eine Reaktion auf Veränderungen in den Bedürfnissen im Umfeld der Männerarbeit zu ermöglichen.

Die Definition der Inhalte des dritten Zweiges liegt im Bereich der Männerarbeiter. Diese haben im Rahmen ihrer Ausbildung die Qualifikation erhalten, hier auf die spezifischen Anforderungen einzelner Zielgruppen einzugehen und ein der Nachfrage entsprechendes Angebot zu kreieren, wobei sich automatisch Veränderungen in den gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen niederschlagen werden. Um diesen Zweig möglichst flexibel zu entwerfen, sollte eine starke

Dezentralisierung angestrebt werden. Eine Aufbau- und Ablauforganisation, die dem Rechnung trägt, stellt eine große Herausforderung an die damit beauftragte „Akademie“ dar. Die Einbeziehung aller möglichen Kommunikationsmedien kann eine österreichweite Streuung der Bildungsangebote unterstützen. Modelle einer „virtuellen Akademie“ erleichtern den überregionalen Zugang. Damit wird jedem Mann in Österreich die Möglichkeit geboten, sich bei Bedarf und Interesse das nötige Wissen zu beschaffen.

Gerade die männliche Bevölkerung lässt sich gut über die neuen Medien ansprechen. Es gibt zahlreiche Modelle von Fernstudieneinrichtungen, bei denen ein großer Teil der Wissensvermittlung über das Internet und den PC geschehen. Selbst wenn der Bereich der geschlechtsspezifischen Jungen- und Erwachsenenbildung eher zu den Themen zählt, die den Vortragenden in realer Form benötigen, so lassen sich doch zahlreiche Wege im organisatorischen Bereich sowie der Austausch von Lernunterlagen über das „virtuelle Klassenzimmer“ erledigen. Ein mobiles Netz an Trainern und Ausbildnern ermöglicht einerseits, flächendeckend entsprechende Veranstaltungen abzuhalten, andererseits können die Trainer und Ausbilder so in ihrer Heimatregion beschäftigt werden. Es profitieren von diesem System beide Seiten. Schließlich sei hier erwähnt, dass Frau Bundesminister Ursula Haubner am 6. Juni 2005 den Männerratgeber, ein umfassendes Kompendium mit diversesten hilfreichen Informationen zu den Bereichen Männerarbeit und Männerforschung, gemeinsam mit der DVD „Was Männer bewegt“ der Öffentlichkeit präsentierte.

Praxis

Die Ebene der Praxis betrifft die konkrete Umsetzung des Bildungsmodells und die Nutzung der neuen Mitarbeiterressourcen. Durch die Verankerung des „Männerarbeiters“ in benachbarte und verwandte Berufsbilder wird das Bewusstsein hinsichtlich des geschlechtsspezifischen Ansatzes allgemein geprägt. Für die Anwendung des erworbenen Wissens eröffnet sich eine Vielzahl an Möglichkeiten. Das heißt: Wie setze ich mein Wissen ein? – Als Berater/Trainer/Betroffener/Freund oder Kumpel/Partner/ als Vater oder Mutter etc. Die Antwort findet sich meist bereits bei der Motivation, sich entsprechend zu bilden. Will der oder die Betroffene im Bereich der Männerarbeit tätig werden, dann gibt es noch die drei Säulen: Beratung – Begegnung – Bildung zur Auswahl.

Als ausgebildeter Berater oder Erwachsenenbildner kann nun zwischen einer selbstständigen Tätigkeit oder einem Angestelltenverhältnis entschieden werden. Die Arbeit als Selbständiger wird insofern leichter, wenn eine „amtliche Qualifikation“ vorliegt, die leichter nach außen dokumentiert werden kann und für die Klientel einen festgelegten Standard garantiert.

Letzteres wirft die Frage nach dem Empfänger von männerspezifischen Inhalten auf. Offensichtlich bestehen Hemmungen gegenüber der Männerarbeit in der jetzigen Form. Bei der Gestaltung müssen zielgruppenspezifische Merkmale besondere Berücksichtigung finden. Auch die Hemmungen der einzelnen Zielgruppen müssen individuell gewichtet werden und bei der Wahl der Kommunikationsform mitbestimmen. Es reicht allerdings nicht nur aus, das Angebot auf die Zielgruppe abzustimmen, sondern es muss auch auf sie gezielt zugegangen werden. Bei der Wahl der Veranstaltungsart und den Arbeitsthemen ist Kreativität gefragt. Es muss versucht werden, von den typischen „Softthemen“ weg zu echten „Männerthemen“ zu gelangen. So fördert etwa die sportliche Auseinandersetzung zwischen Vätern und ihren Kindern in der Vorpubertät und Pubertät die Vater-Kind Beziehung durch gemeinsame Abenteuer.

Die Konzeption solcher Veranstaltungen an der Basis kann nur mit Inputs der Praxis geschehen. Die Praxis gibt die Bedürfnisse weiter und entwirft zielgruppengerechte Bildungsangebote für die Erwachsenen- und Jugendbildung. Sie stimmt diese Konzepte dann bei Bedarf mit den allgemeinen Rahmenvorgaben des Förderungsgebers ab und hat das Know How für den Zugang zur Zielgruppe.

2.3.3 Erwachsenen- und Jugendbildung im Bereich Begegnung

Um eine möglichst große Breitenwirkung für die Vermittlung von Inhalten der Männerarbeit zu erreichen ist es nötig zu überlegen, wie die meisten Männer erreicht werden können, ohne

- sie inhaltlich zu überfordern,
- ihnen zu nahe zu treten (Wahrung der Intimsphäre),
- sie fremdzubestimmen,
- sie zu langweilen.

Diese wichtigen Eckpfeiler einer gelungenen Kommunikation und des Wissenstransfers müssen berücksichtigt werden. Wie die Bestandsaufnahme gezeigt hat, ist es der Bereich der Begegnung, der die Mehrzahl der Männer auf irgendeine Weise einbindet. Hier herrscht große Autonomie unter den verschiedenen Formen des Zusammenkommens. Der Großteil geschieht im Rahmen von Vereinen und lockeren Kleingruppen. Wie bereits eingangs erwähnt (Kapitel Begriffsbestimmung und Typologisierung / Begegnung) zeigen sich in diesem Bereich starke Unterschiede im Grad der Strukturierung.

Die Bildungsarbeit lässt sich hervorragend im Rahmen von Begegnungseinrichtungen anbieten, sofern sie bedarfsgerecht gestaltet ist. Zum Beispiel organisiert sich die Zielgruppe in Fußballvereinen: Der Grad der Strukturierung ist ausreichend, um direkt auf die Zielgruppe zuzugehen. Es gibt einen fixen Ort, in der Regel fixe Zeiten und einen geregelten organisatorischen Rahmen. Über den Verein eröffnet sich der Zugang zu den Vätern und Jugendlichen für die Bildungsarbeit mit männerspezifischem Ansatz.

Diese „Verlinkung“ der Bildungsarbeit mit Einrichtungen im Begegnungsfeld ermöglicht den Transport von Inhalten und senkt die Hemmungen, im Bedarfsfall auf eine männerspezifische Einrichtung zuzugehen. Die betroffene Person konnte ja bereits durch die Bildungsarbeit positive Erfahrungen mit dem Bereich der Männerarbeit machen und hat im Idealfall auch das Wissen über die nächste Anlaufstelle und das Angebot dort erhalten.

Bundesministerium

Auf Ebene des Ministeriums sollte ein Konsens mit den verschiedenen Fördergebern (Bund/Länder/Gemeinden) über die Voraussetzungen für den Erhalt von Förderungen hergestellt werden. Im Sinne der Transparenz sollten diese neuen Voraussetzungen den möglichen Förderungswerbern möglichst einfach zugänglich sein. Beispielsweise könnten diese neuen „Richtlinien“ mit einem Link auf einer Internetplattform oder im weiter vorne beschriebenen Branchenmedium „MANN“ publiziert werden. Auf jeden Fall müssten sie wie bisher auf der Homepage des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz www.bmsg.gv.at zu finden sein.

Um einen Überblick über das österreichweite Angebot von Dienstleistungen im Bereich der Männerarbeit zu schaffen, wäre eine Zusammenarbeit der

Verwaltungsebenen Bund, Land und Gemeinde notwendig. Die Weitergabe und Verwaltung der Adressen der geförderten Einrichtungen an eine zentrale Stelle würde ein österreichweites Verzeichnis ermöglichen. Diese Verwaltungsfunktion könnte der gleichen Stelle übertragen werden, die auch für das laufende Audit im Rahmen des Bildungsmodells errichtet wird. Für Interessenten des Begegnungsbereiches (Beispiel Fußballclub) stünde hier eine Übersicht aller Anbieter zu den jeweiligen individuellen Themen zur Verfügung.

Institutionen

Seitens der Institutionen verlangt das Modell der Integration von Bildungsarbeit in den Bereich der Begegnung eine wesentlich stärkere Sensibilisierung und Zielgruppenorientierung als bisher. Es muss aktiv auf die einzelnen Gruppen zugegangen werden. Einrichtungen, die sich vor allem auf die Beratung spezialisiert haben, können die Anbieter im Segment der Erwachsenen und Jugendbildung für die Weitergabe der Informationen hinsichtlich ihres Beratungsangebotes nutzen. Hier wird die enge Zusammenarbeit im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit sehr sinnvoll sein und Synergien freilegen.

Um den Aspekt der Prävention zu bedenken, empfiehlt sich der enge Informationsaustausch zwischen den Bereichen der Beratung, der Bildung und der Begegnung. Die Beratung kann aufgrund ihrer Erfahrungen in der „Akutversorgung“ in Krisensituationen auf wichtige Themen für die Bildungsarbeit hinweisen und bei der Konzeption der Inhalte unterstützend wirken. Über das Bildungsangebot von Begegnungseinrichtungen kann dann präventiv entweder das nötige Wissen vor dem Eintreten (Information) einer spezifischen Situation oder auch das Wissen in einer bestimmten Situation (Verhalten) vermittelt werden, wobei ersteres stärker präventiven Charakter hat.

Das häufigste Thema in den Beratungseinrichtungen ist Beziehung. Dies bestätigten auch die Straßeninterviews. Die Konfrontation mit diesem Thema scheint unausweichlich jeden Mann irgendwann zu treffen. Eine Vorbereitung auf diese Situation kann in manchen Fällen wesentlich zur Problemvermeidung oder Problembewältigung beitragen. Die Vermittlung von Beziehungskompetenzen bereits vor Eintritt in eine feste Beziehung geschieht traditionell anhand von Vorbildern im Elternhaus. Kann auf diese nicht mehr verlässlich zurückgegriffen werden, sind

andere Wege nötig. Daraus leitet sich der Bedarf ab, dass das Thema der Partner und Elternbildung stärker berücksichtigt werden muss.

Dies wäre ein typisches Feld für Jugendbildung im schulischen Bereich. Die Studie „PAIS Partnerschaftliches Arbeiten in der Institution Schule Teil 1 und 2“ zeigt, dass im Umgang mit dem jeweils anderen Geschlecht starke Unterschiede in der Wahrnehmung und den bevorzugten Verhaltensmustern existieren. Diese Erkenntnisse sollten an die Schüler weitergegeben und so das Verständnis zwischen den Geschlechtern gefördert werden. Was heißt Beziehung, wie funktioniert Kommunikation zwischen den Geschlechtern? Wie gehe ich mit meinem Partner um, wie mit Konflikten rund um Beziehung? Dies sind Themen, die zunehmend schwerer im Elternhaus beantwortet, geschweige denn positiv behandelt werden. Die geschlechtsspezifische Erziehungsarbeit im schulischen Bereich steht vor der Herausforderung, einen Mittelweg zwischen Information/Bildung und erzieherischen Maßnahmen zu finden. Eine Therapie und der Eingriff in Einzelschicksale muss den entsprechenden Experten überlassen werden.

Praxis

Für die Praxis bedeutet die Verknüpfung von Bildung und Begegnung eine stärkere Zusammenarbeit. Die Umsetzung der einzelnen Maßnahmen geschieht überwiegend in diesem Bereich. Es werden verstärkt Ressourcen für die Kommunikation und Koordination von gemeinsamen Projekten und Aktionen benötigt. Hingegen wird es Synergien in den Bereichen Öffentlichkeitsarbeit und Prävention geben.

Besondere Aufmerksamkeit erhält die Praxis im Bereich der Prävention. Wie verhindern wir, dass die Männer künftig an ihren Problemen verzweifeln? Speziell das Thema Nummer eins in den Beratungseinrichtungen, nämlich Beziehungskonflikte, sollte vermehrt aufgegriffen werden. Die Weitergabe von Beziehungskompetenzen fällt aufgrund der steigenden Zahl von Einelternhaushalten zunehmend in den außerfamiliären Bereich. Zahlreiche Bildungsangebote wurden hier bereits entworfen. In Deutschland gibt es beispielsweise eine Gruppe von Beratern, die durchs Land reisen und in Schulen im Rahmen von Rollenspielen typische geschlechtsspezifische Männerthemen aufgreifen und interaktiv diese Themen aufbereiten.

Um gezielt auf die unterschiedlichen Bedürfnisse von Buben und Mädchen einzugehen, bietet sich das fächerübergreifende Arbeiten an. So können verwandte

Lerninhalte gemeinsam vermittelt werden und geschlechtsspezifische Themen der Bubenarbeit aufgegriffen und in den Unterricht eingebaut werden.

Die einzige Form der Beziehung, auf die heute noch vorbereitet wird oder der in dieser Hinsicht Aufmerksamkeit gewidmet wird, ist die Ehe. Die heutige Form der Ehevorbereitung ist dringend zu untersuchen und kritisch zu hinterfragen. Tatsächlich endet heute ein hoher Prozentsatz der Ehen vor dem Scheidungsrichter. Welchen Effekt hatte da die Ehevorbereitung und welchen hatte sie nicht? Welche Potentiale können hier präventiv genutzt werden? Dabei sollte Ehevorbereitung nicht nur in kirchlicher Trägerschaft angeboten, sondern auch für zivile Trauungen vorgesehen werden. An diesem Punkt wird im Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz aus familienpolitischer Sicht gearbeitet. Hier sind geschlechtsspezifische, das heißt auch männerspezifische Aspekte, zu berücksichtigen.

2.3.4 Strategische Expansion der Beratungsstellen

Der internationale Vergleich zeigt, dass Österreich bei der Einwohnerzahl je Anlaufstelle mit männerspezifischem Angebot Spritzenreiter ist. Diese erfreuliche Erkenntnis soll jedoch nicht davon ablenken, dass auf jede Anlaufstelle 58.742 männliche Einwohner kommen. Engen wir den Bereich der „Akutversorgung“ auf den im Kundenprofil beschriebenen Männertyp ein – Anfang Dreißig nach Geburt des ersten Kindes – dann sprechen wir österreichweit von ca. 345.000 Männern. Bezieht man nun alle Männer der Phase zwischen dem Zeitpunkt des Eintritts der kritischen Situation bis zur ersten Kontaktaufnahme mit einer professionellen Einrichtung mit ein, dann sprechen wir von den 30 bis 40 Jährigen. In diesem Fall dreht es sich um ca. 705.000 Männer die in eine krisenhafte Situation geraten könnten und teilweise einen enormen Leidensdruck aufbauen. Die einzelnen Anlaufstellen müssten dann durchschnittlich 10.682 Männer informieren und ihnen ihre Hilfe anbieten.

Bundesministerium

Die oben beschriebene Situation bezieht sich nur auf den Bereich der „Akutversorgung“ des Durchschnittsfalles, jene Personen, die aus dem Rahmen fallen und mit abweichenden Problemen und Rahmenbedingungen konfrontiert sind, werden nicht berücksichtigt. Immerhin 25% bis 40% der befragten Männer fallen vor allem altersmäßig weg. Auf die Gruppen kinderloser Männer unter 30 oder über 40

Jahre wird bei der obigen Berechnung keine Rücksicht genommen. Die Prävention ist gänzlich außer Acht gelassen worden. Besteht seitens der Politik und der Verwaltung ein Konsens darüber, dass allen Burschen und Männern männerspezifische Themen nahe gebracht und eine Hilfestellung angeboten werden soll, dann reichen die derzeitigen Ressourcen nicht aus.

Wie im Dreisäulenmodell der Zukunft beschrieben, sollte das Wachstum der Anbieter von „Männerarbeit“ strategisch sinnvoll geschehen. Eine Konzentration in urbanen Zentren ist auch unter dem Aspekt der besseren Auslastung und höherer Erfahrungswerte der Mitarbeiter anzustreben. Es fehlen leider konkrete Daten hinsichtlich der Mindestgröße für geeignete Ortschaften für Neugründungen. Es muss eine gewisse Mindestauslastung gewährleistet werden, um auch dem Qualitätsanspruch bei den Mitarbeitern gerecht zu werden. Eine größere Anzahl an Klienten pro Mitarbeiter führt zu mehr Erfahrung bei den Mitarbeitern.

Hinsichtlich der Mitarbeiterqualifikation sind ebenfalls Vorgaben für die Beratungsbranche sinnvoll, um hier Mindeststandards zu gewährleisten (Im Familienberatungsförderungsgesetz sind verbindliche Qualifikationskriterien bereits vorgegeben). Wie im Rahmen der Maßnahmen rund um die Professionalisierung der Männerarbeit bereits beschrieben, sollten die Kriterien für die Ausbildung und Qualifikation definiert werden. Dafür bietet sich die Einrichtung eines Arbeitskreises durch die Männerpolitische Grundsatzabteilung an. Die Teilnehmer sollten aus dem Kreis der Vertreter der Praxis und der Bildung stammen.

Für eine Expansion mit relativ geringem Aufwand ließe sich die Infrastruktur der Familienberatungsstellen nutzen. Aufgrund der Bevorzugung der spezifischen Anbieter – insbesondere die Interviews in Deutschland haben darauf aufmerksam gemacht, dass eine Integration des Angebots für den Mann in eine Familienberatungsstelle nur unter starker Trennung nach außen empfehlenswert ist – muss aber eine deutliche Abgrenzung vorgenommen werden. Speziell die Erhebungsergebnisse in Österreich weisen vor allem in Bereichen der Beratungsauslastung und Akzeptanz in diese Richtung. Die gemeinsame Nutzung von fixen Infrastrukturelementen reduziert hingegen die Kosten im Vergleich zu unabhängigen Anbietern, etwa durch die gemeinsame Nutzung von Räumlichkeiten und der Büroinfrastruktur.

Nach außen muss aber für den Klienten die Unabhängigkeit unbedingt deutlich gemacht werden: „Hier arbeiten Männer für Männer“.

Nicht im Widerspruch dazu, sondern ergänzend soll die positive Rolle der Frau in der Männerberatung vor dem Erfahrungshintergrund der Familienberatungsstellen, also der integrativen Anbieter, deren Klienten immerhin zu 30 % Männer sind, erwähnt werden. So hat Frau Luise Beiter, Leiterin der Familienberatungsstelle in Feldkirch, folgende Stellungnahme zu diesem Thema übermittelt: Die Installierung von Männerberatungsstellen ist deshalb notwendig, weil Männer in ihrer Identität angesprochen werden müssen. Sie brauchen ein eigenes „Portal“ um sicher zu sein, dass sie als Männer ernst genommen werden und dass es normal ist, wie in beruflichen Fragen, sich auch in Beziehungsfragen beraten lassen zu können. Überraschender Weise höre ich auch u.a. folgende Aussagen von Männern, die bei uns anrufen: „Für mich ist es egal, ob mich ein Mann oder eine Frau berät, wichtig ist die Kompetenz.“ oder: „Na eigentlich möchte ich lieber von einer Frau beraten werden, die versteht mich besser.“

Ein eigenes Logo, im Idealfall eines Dachverbandes oder wie bereits erwähnt des „staatlich geprüften Männerarbeiters“, sollte bereits beim Entree eindeutig auf den Bereich für Männer hinweisen. Es gilt, den männlichen Klienten einen eigenen Raum zu schaffen, wo diese sich wohl fühlen. Hier ist wieder die Zusammenarbeit mit der Praxis gefordert. Experten der Männerarbeit sollten beispielsweise von der männerpolitischen Grundsatzabteilung eingeladen werden, hierzu gemeinsame Richtlinien zu erarbeiten, die als Ergänzung der allgemeinen Förderrichtlinien für Familienberatungsstellen seitens des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz fungieren.

Institutionen

Für die Institutionen bedeutet dies, dass sie sich aktiv bei der Gestaltung der „Gründungskriterien“ mit einbringen können. Als Teilnehmer des Arbeitskreises können sie einerseits die Expansionsgebiete festlegen und Mindestanforderungen für die „Ausstattung“ einer zukünftigen Beratungs- und Informationsstelle definieren. Diese Vorgaben können in Form einer Ergänzung zu der bestehenden Richtlinie der Familienberatungsstellenförderung unverbindlich der ganzen Szene zur Verfügung gestellt werden. Für jene Einrichtungen, die Förderungen erhalten, sind sie allerdings verbindlich. Speziell die Gründung des Dachverbandes wäre eine wichtige Aufgabe

für die Institutionen. Hier kann eine Zusammenlegung der Aufgaben der Kommunikation und Netzwerkpflge sowie der Richtlinienvorgabe für geprüfte Männerarbeitseinrichtungen (Beratung/Bildung) stattfinden. Damit würde der Dachverband für beide Bereiche Aufgaben und Funktionen übernehmen.

Aufgrund der großen Affinität der männlichen Bevölkerung zur Berufs- und Arbeitswelt empfiehlt sich die Errichtung eigener männerspezifischer Beratungs- und Bildungsstellen in den großen Berufsverbänden und bei den Sozialpartnern. Fragen der Vereinbarkeit von Beruf und Vaterschaft werden immer stärker formuliert und gestellt. Es liegt nahe, den männlichen Mitgliedern ein aktuelles Informationsangebot zu gestalten und anzubieten.

Jene Männer, die in Großbetrieben beschäftigt sind, können auch über eine Stelle im Haus angesprochen werden, wobei hier die Kriterien der Anonymität eher erschwert sind und sich daher primär rein berufliche Themen anbieten lassen, wie beispielsweise Väterkarenz, Teilzeitmodelle oder die Schulung von Sozialkompetenzen, die sowohl in der Arbeitswelt als auch familiär gefordert sind. Es existieren Anreizmodelle für Unternehmen seitens der öffentlichen Hand, um die Familienfreundlichkeit zu fördern. Derzeit bemühen sich allerdings nur wenige Firmen um dieses Ansehen. Hier bedarf es noch Aufklärung für die Firmenleitungen hinsichtlich der Vorteile, die es mit sich bringt, wenn ein Unternehmen rücksichtsvoll mit den Familien der Mitarbeiter umgeht. Um dieses gesamte Aufgabenfeld wissenschaftlich zu untermauern, hat die Männerpolitische Grundsatzabteilung eine Studie initiiert, in welchem die Vereinbarkeit von Familie und Beruf gezielt aus männerperspektivischer Sicht beforscht wird und deren Ergebnisse der Öffentlichkeit im Rahmen der grossen Familienkonferenz im Februar 2006 in Wien vorgestellt werden soll.

Praxis

Die Praxis ist von dieser Maßnahme ganz besonders betroffen. Die Konzentration von zu vielen Stellen auf engem Raum führt zur mangelhaften Auslastung und damit zu unnötiger Konkurrenz. Der Kampf um den Klienten kann dazu führen, dass ein Klient in einer Beratungsstelle betreut wird, weil man nicht bereit ist, ihn abzugeben und weiterzuvermitteln, obwohl eine andere Beratungsstelle für den speziellen Fall besser geeignet wäre. Der strukturierte Ausbau von Beratungseinrichtungen wirkt

einem Wildwuchs entgegen. Überlastete Stellen werden entlastet und nicht ausgelasteten Stellen wird vorgebeugt.

2.3.5 Öffentlichkeitsarbeit im Bereich der Männerarbeit

Männerarbeit hat in der Öffentlichkeit noch immer mit Imageproblemen zu kämpfen, weil ihre Themen teilweise gesellschaftlich noch nicht akzeptiert sind. Es gilt, eine allgemeine Grundeinstellung zu verbreiten, dass Männer sich mit Männerarbeit beschäftigen dürfen, ohne dabei ihre Männlichkeit zu gefährden. Begriffe wie männliche Identität und Vaterschaft gehören neu definiert und sollten mit entsprechendem gesellschaftlichen Ansehen versehen werden. Die alten Definitionen stimmen nur teilweise und können nicht mehr unreflektiert übernommen werden, da sich die Situation und die Ansprüche an den Mann geändert haben. Die Erhebungen haben gezeigt, dass speziell der Eintritt in die Vaterschaft und alle damit zusammenhängenden Veränderungen für viele Beziehungen eine kritische Phase sein kann. Männer, die unreflektiert tradierte Muster übernehmen, stellen dann eine „Inkompatibilität“ mit ihren nicht mehr traditionellen Frauen und Partnerinnen fest. Es scheint daher gerechtfertigt, wenn derzeit ein starkes Interesse an Väterforschung herrscht. Studien wie die „Vaterentbehmung“ zeigen, dass den Männern als Vätern wichtige Funktionen zukommen, auch wenn das traditionelle Rollenbild von Vätern nicht mehr hält. Die Reduktion auf die Rolle des Ernährers scheint nicht mehr zeitgemäß. Kinder werden zunehmend auch in Einelternteilfamilien und Patchworkfamilien aufgezogen. Eltern trennen sich häufiger und das gemeinsame Erziehungsprojekt scheitert. Dieser Trend beinhaltet auch eine zunehmende volkswirtschaftliche Dimension. Väter leben immer häufiger von ihren leiblichen Kindern getrennt. Eine Selbstdefinition als Vater wird für einen Mann daher nicht erleichtert werden!

Die Aufgabe der allgemeinen Bewusstseinsbildung muss auf oberster Ebene angesiedelt werden, um einen Effekt zu haben. Gesamtgesellschaftliche Aktionen zu planen und umzusetzen, benötigen zum einen eine zentrale Koordination und zum anderen erforderliche finanzielle Mittel. Bei entsprechenden Ressourcen gibt es Möglichkeiten für eine aktive Öffentlichkeitsarbeit seitens des Ministeriums, die fachlich im Bereich der männerpolitischen Grundsatzabteilung liegen.

Dazu zählen unter anderem:

- ein Servicetelefon für Männerthemen
- eine eigene Pressestelle für Männerfragen und zur Koordination österreichweiter Kampagnen.
- eine Männerbibliothek und –dokumentation mit allen themenrelevanten Publikationen
- die Zertifizierung geprüfter Männerberatungs- und Bildungseinrichtungen.

Für österreichweit angelegte Projekte und Kampagnen macht die Suche nach Kooperationspartnern auf ministerialer Ebene unter Kostenaspekten Sinn. Insbesondere bei Themen, die auf die allgemeine Bewusstseinsbildung abzielen, liegt eine Zusammenarbeit der Ministerien wie

- Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSG)
- Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (bm:bwk)
- Bundesministerium für Gesundheit und Frauen (BMGF)
- Bundesministerium für Wirtschaft und Arbeit (BMWA)
- Staatssekretariat für Sportangelegenheiten im Bundeskanzleramt (BKA)

nahe. Je nach sachlicher Zuständigkeit können mögliche Partner gefunden werden. Das derzeit aktuelle Thema „Körperbewusstsein“ der Männergesundheit lässt sich z.B. in manche Fragen mit Themen der Männerarbeit gut kombinieren, um zu einer umfassenderen Bewusstseinsbildung zu gelangen.

Geschlechtsspezifische Gesundheitsthemen sind auch Themen der Männerarbeit. Bei manchen Krankheiten entwickeln Männer ein Minderwertigkeitsgefühl, das dann zahlreiche Konflikte in den Beziehungen nach sich zieht, aber auch in der Berufs- und Arbeitswelt Niederschlag findet. Das Gefühl, nicht mehr oder nur schlecht zu „funktionieren“, entspricht oft nicht dem eigenen Bild der Männlichkeit. Eine Mindestkompetenz bei Männergesundheitsfragen sollte jeder Männerarbeiter in einer Beratungsstelle abdecken können. Hingegen benötigen jene Fachärzte, die mit diesen spezifischen Krankheitsbildern arbeiten, auch ein Mindestmaß an Qualifikation als Männerarbeiter. Ein gegenseitiger Wissensaustausch ist sachlich begründet. Eine Berücksichtigung entsprechender Qualifikationen bei der Ausbildung

zum „Männerarzt“ wie auch zum „Männerarbeiter“ stellt eine wesentliche Forderung an diese neuen Berufsbilder dar.

Weiter wäre es empfehlenswert, in Zusammenarbeit mit den drei Säulen Beratung, Bildung und Begegnung ein einheitliches Informationsmaterial zu diversen Schwerpunktthemen zu erarbeiten und an die einzelnen Einrichtungen und Institutionen zu verteilen.

Institutionen

Die Institutionen haben mit den neuen Rahmenbedingungen seitens des Ministeriums Zugang zu einheitlichem Infomaterial. Sie können durch die Gestaltung ihrer Anlaufstelle wesentlich zur Imageoptimierung beitragen. Die neuen Vorgaben zur Professionalisierung der Beratung können mittels eines Logos nach außen transportiert werden. Aussagen wie „staatlich zertifizierte Männerberatungsstelle“ zeugen von Seriosität und stärken das Vertrauen in der Bevölkerung. Die Klienten wissen: Hier ist ein Mindeststandard an Qualität gewährleistet!

Praxis

Die Praxis profitiert mehrfach von einer besseren Öffentlichkeitsarbeit. Zum einen werden die Hemmungen, eine Beratungsstelle aufzusuchen, reduziert. Zum anderen wird das Ansehen der Mitarbeiter vom Image dieser Branche bestimmt. Allerdings ist die Anerkennung der Tätigkeit auch stark von dem Engagement der einzelnen Männerarbeiter an der Basis abhängig.

Eine steigende Nachfrage nach Beratungsleistungen aufgrund besserer Öffentlichkeitsarbeit wird jedoch nicht von allen Beratungseinrichtungen gewünscht. Manche fürchten, hier überfordert zu werden. In diesen Einzugsgebieten sollte entsprechend der strategischen Expansion rechtzeitig das notwendige Angebot ermittelt und bedarfsgerecht ausgebaut werden.

Im Rahmen der Einbettung von Männerarbeit in bestehende oder zu gründende Familienberatungsstellen oder andere multifunktionelle Einrichtungen eröffnet sich für die Praxis eine stärkere Vernetzung und Zusammenarbeit mit anderen Bereichen der Beratungslandschaft. Wenngleich die strikte äußerliche Trennung eingehalten werden muss, können in Einzelfällen weibliche Berater hinzugezogen werden, und umgekehrt wird es möglich sein, im Rahmen der Familienberatung auf

männerspezifische Ressourcen zurückzugreifen. Die Idee der unabhängigen „Männerstelle“ quasi als „shop im shop“ Modell bietet sich an.

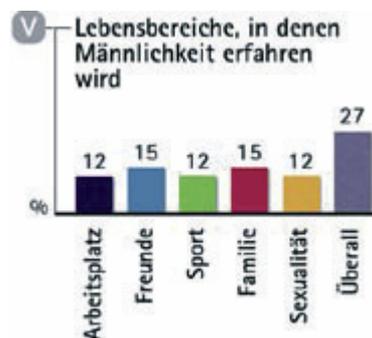
2.4 Entwicklung der männlichen und weiblichen Identität, von Väterlichkeit und Mütterlichkeit

Aus der Praxis in der Männerarbeit zeigt sich, dass 76 % der Männer auch Väter sind. Männerberatung ist oft auch Väterberatung und beide Bereiche hängen zusammen wie Männlichkeit und Väterlichkeit. Wie sieht dieser Zusammenhang aus? Wie sehen Väter die Entwicklung ihrer männlichen Identität? Dies wird im folgenden Kapitel behandelt, das aus der Studie „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“ (BMSG, 2005) entnommen wurde, deren methodische Kurzbeschreibung am Anfang des Kapitels 3.2. zu finden ist. Die im Kapitel 2.4. verwendeten Abbildungen sind sämtliche der Studie „Lebenswelten Vater – Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“ entnommen.

2.4.1 Wechselwirkung zwischen männlicher Identität und Väterlichkeit

Selbsterleben von Männlichkeit

Gefragt nach den Lebensbereichen, in denen sie sich als männlich erfahren, zeigen die meisten Väter keine eindeutigen Präferenzen für Erlebnisbereiche (Arbeitsplatz/Beruf 11,8 %, unter männlichen Freunden 14,7 %, beim Sport 12 %, in der Familie/mit den Kinder 14,7 %, in der Sexualität 12 %). 26,5% der Antworten (neun Nennungen) lassen erkennen, dass sich die Väter in sämtlichen Aktionsfeldern als männlich erleben.



Auf die Frage „Wie sind sie der Mann geworden, der sie sind?“ pendelten die befragten Väter zwischen den Auswirkungen von Familie und Erziehung, Vorbildern,

männlichen Klischees und Arbeit an sich selbst: 72% der Väter (absolut 18) sind der Meinung, dass zwischen Männlichkeit und Väterlichkeit ein förderliches Verhältnis besteht. drei Väter (12%) sehen keinen Zusammenhang zwischen diesen Merkmalen, ebenso viele haben sich mit diesem Thema noch nicht auseinandergesetzt.



Den Zusammenhang zwischen Männlichkeit und Väterlichkeit sehen die befragten Väter der qualitativen Untersuchung in einer klaren Abgrenzung zur Mutterrolle, in den männlichen Aspekten als Gegenpol zu weiblichen, in Form von männlich verstandener Konstanz, Systematik und kalkuliertem Risiko, in der Entscheidungsqualität und in der Furchtlosigkeit. Auch ein gutes Verhältnis zur Sexualität kann dazu zählen.

Immer wieder kommt aber auch die Unsicherheit durch, was mit der Männlichkeit und Väterlichkeit überhaupt zu verbinden ist, oder es wird die Abweichung von einer strikten Orientierung an tradierten väterlichen Bildern trotz männlichem Selbstbewusstsein als irritierend empfunden - genauso wie die Annahme und Integration der eigenen weiblichen Anteile.

Aus den Gesprächen war außerdem zu entnehmen, dass viele Väter durch ein bipolares männliches Rollenklischee Macho versus Softie geprägt sind. Die meisten befragten Väter weisen jegliche Nähe zum Machismo von sich und zeigen sich daher auch gegenüber der Beeinflussung von Väterlichkeit durch diese Form von Männlichkeit ablehnend.

In der Auseinandersetzung mit Männlichkeit war bei den befragten Vätern der qualitativen Untersuchung häufig große Unsicherheit spürbar, wie sie sich als Mann eigentlich definieren. Das äußerte sich in den Reflexionen über gewisse von der eigenen Person aber abgelehnten Männerklischees wie Gewalt, Alkoholismus und andere „Mannbarkeitsrituale“, wie auch in der Assoziation von Softie und

Männerkarenz oder auch darin, sich lieber über die Position in der Familie zu definieren als über die Tatsache des Mann-Seins.

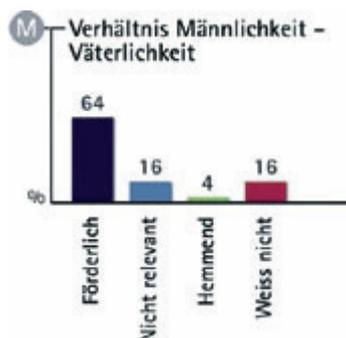
Auswirkungen männlicher Eigenschaften auf das Vatersein

Allerdings meinen viele der befragten Männer, dass ihr Vatersein die Entwicklung positiv konnotierter männlicher Eigenschaften (die offensichtlich nicht diesem Klischee zugeordnet werden) bewirkt hat. Einige der Väter nennen als Auswirkung des Vaterseins die Übernahme von „männlicher“ Verantwortung als familiärer Entscheidungsträger (vielfach unter Betonung der Gemeinsamkeit mit ihrer Partnerin) oder als Ernährer.

D.h., auch der berufliche Erfolg oder zumindest die erfolgreiche Erfüllung der Ernährerfunktion wird häufig mit dem Vatersein in Zusammenhang gebracht oder die Vaterschaft löst generell einen Reifungsprozess aus, eine Entwicklung in Richtung männlichen Erwachsenseins.

Wechselwirkung zwischen Männlichkeit und Väterlichkeit aus Sicht der Mütter

64 % der Mütter (absolut 16) sehen zwischen Männlichkeit und Väterlichkeit ein förderliches Verhältnis, eine hemmende oder blockierende Wechselwirkung kann nur eine Partnerin erkennen. Vier Partnerinnen (16%) sehen zwischen diesen Eigenschaftsbündeln keinen Zusammenhang und gleich viele haben sich mit dem Zusammenhang zwischen Väterlichkeit und Männlichkeit noch nicht beschäftigt.



Auch aus der Sicht der Frauen geht vom Vatersein vielfach ein positiver Impuls in Richtung Bereitschaft zu Übernahme von privater und beruflicher Verantwortung aus. In mindestens zwei Fällen war die Unfähigkeit des Mannes zur Einlösung der Ernährerrolle mit ein Grund für die spätere Trennung des Paares. Sowohl für die Vaterrolle als auch für die Partnerrolle sehen manche Mütter, die im Rahmen der qualitativen Untersuchung befragt wurden, Männlichkeit als wichtigen Faktor.

Wie sehen die wesentlichen, für die Vaterrolle förderlichen Qualitäten von Männlichkeit aus mütterlicher Perspektive aus? Dazu zählen eine gewisse Sachlichkeit, Konsequenz, Schutz und Halt, Geborgenheit, sowie die Repräsentanz der „anderen“ Seite:

Fehlen diese Qualitäten und fühlt sich die Mutter in ihrer Versorgungs- und Erwerbsfunktion allein gelassen, kann das zu anhaltenden partnerschaftlichen Problemen führen, die unter Umständen auch zu Scheidung oder Trennung führen kann.

Sichtweise der Paare

52% der Elternpaare stimmen hinsichtlich der gegenseitigen Beeinflussung von Männlichkeit und Väterlichkeit überein. Mütter sehen zwischen diesen Qualitäten eher keinen Zusammenhang oder haben sich mit diesem Phänomen nicht auseinander gesetzt, während ihre Partner eine positive Beeinflussung erkennen. In einem einzigen Fall lieferte das Paar konträre Aussagen: Der Vater konnte einen förderlichen Zusammenhang der Faktoren erkennen, hingegen sprach seine Partnerin von ihrer negativen Beeinflussung.

Vergleich zur quantitativen Erhebung

Ein weitaus geringerer Prozentsatz (47%) an Vätern als vergleichsweise in der qualitativen Erhebung sieht in der repräsentativen Umfrage ein förderliches Verhältnis zwischen Männlichkeit und Väterlichkeit gegeben. Nahezu 41% kann zwischen diesen beiden Faktoren keinen Zusammenhang erkennen, 8% haben sich mit dieser Thematik noch nicht befasst. Während im narrativen Interview keiner der Väter die Meinung vertritt, dass Väterlichkeit und Männlichkeit einander hemmen, sind es in der qualitativen Umfrage immerhin 3,5%.



Zusammenfassung und Diskussion

Thesen

Voraussetzung für positive Väterlichkeit ist eine gelungene männliche Identität.

Die Veränderung der Rollenerwartung an den Mann und fehlende neue Bilder fordern den Mann vermehrt dazu auf, selbst individuelle Gestaltungsformen für Männlichkeit und Väterlichkeit zu finden.

Aus den narrativen Interviews lässt sich häufig eine starke Abgrenzung der Väter gegenüber negativ bewerteten männlichen Rollenbildern erkennen. Diese Abgrenzung von „Macho“ und „Softie“ führt möglicherweise auch zur fehlenden Bereitschaft, Väterlichkeit mit Männerbildern in Zusammenhang zu bringen oder sich gar mit der Umsetzung dieser Bilder in väterliches Verhalten näher auseinander zu setzen.

Ein hoher Prozentsatz der Väter kann zwar zwischen den Faktoren Männlichkeit und Väterlichkeit einen Zusammenhang erkennen, ist jedoch nicht imstande, zu erläutern, worin dieser besteht.

Dadurch wird der Zusammenhang zwischen positiver Väterlichkeit und gelungener männlicher Identität zwar bestätigt, die Art der Auswirkung von Männlichkeit auf Väterlichkeit jedoch nicht verdeutlicht. In der direkten Befragungssituation stießen die Interviewer jedoch bei gezielten Rückfragen auf Wechselwirkungsprozesse zwischen Väterlichkeit und Männlichkeit, beispielsweise im Sinne einer erhöhten Verantwortungsbereitschaft.

Seitens der Väter wird vermutlich der Zusammenhang zwischen Väterlichkeit und Männlichkeit wenig reflektiert. „Gute Väter“¹ betonen vielfach die geringe Bedeutung einer Differenzierung in mütterliche und väterliche, männliche und weibliche Eigenschaften gegenüber einem individuellen und persönlichkeitskonformen Profil an Qualitäten. Allerdings heben sie häufig hervor, dass in einer Erziehungspartnerschaft zwei Pole vorhanden sein sollten, um die sich wiederum unterschiedliche Eigenschaften und Verhaltensweisen gruppieren.

¹ Von „guten Vätern“ wird hier geschrieben, wenn deren väterliche Qualität bei einem ihrer Kinder mit Hilfe von projektiven Verfahren überprüft wurde.

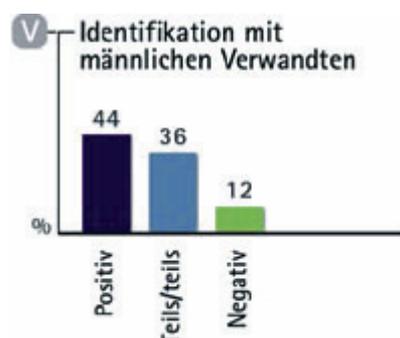
Einerseits wird die individuelle Gestaltung der väterlichen Rollenvorstellungen unabhängig von gesellschaftlichen Vorbildern betont, andererseits greifen die Väter bei der Charakterisierung ihrer Väterlichkeit auf traditionelle Rollenattribute wie Verlässlichkeit und Verantwortung zurück, bei denen sich Männlichkeit und Väterlichkeit gegenseitig befördern. Mit anderen Worten, in den Interviews spiegelt sich eine gesellschaftliche Orientierungslosigkeit. Wobei diese Orientierungslosigkeit verständlich ist, stehen wir doch am Übergang von der patrilinearen zur bilateralen Gesellschaft.

Während die „Wissenschaft von der Männlichkeit“ (Connell, 2000) noch am Anfang steht bzw. die ersten kleinen Schritte macht, etwa durch die Auseinandersetzung mit männlicher Identität und deren Rahmenbedingungen (Guggenbühl, 2002; Ax, 2000; Petri, 1997; Hollstein, 1988; Greenson, 1982; Pohle-Hauß, 1977), und sich auch im kirchlichen Bereich einige Vorreiter mit männlicher Identitätsfindung auseinandersetzen (Rohr, 1988, 1998; Hofer, 2003; Zulehner, 1994, 2003), ist der männliche und väterliche Alltag davon scheinbar (noch) unberührt.

2.4.2 Männliche Identität und Identifikationsfiguren

Männliche Verwandte

Eine positive Identifikation mit ihren männlichen Verwandten als Faktor für die männliche Identitätsbildung und die Entwicklung von Väterlichkeit lässt sich bei 11 Antworten (44%) erkennen. Neun Nennungen (36%) entfallen auf eine teils positive und teils negative Vorbildfunktion der männlichen Verwandtschaft, drei Antworten (12%) lassen auf eine Ablehnung männlicher oder väterlicher Leitfiguren im Kreis der Verwandten schließen.

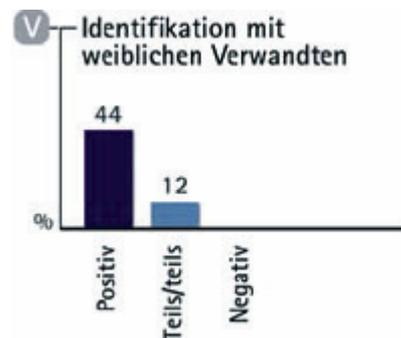


Den Vätern der qualitativen Untersuchung gaben einerseits Väter oder andere Männer aus der Familie Orientierung. Das Vorbild Vater wird jedoch zum Teil auch

differenziert gesehen, das heißt, es wird ihm nicht immer in Allem eine Vorbildfunktion für die eigene Person bzw. für die eigene Vaterrolle zugesprochen. Andererseits waren auch andere männliche Bezugspersonen Vorbilder, entweder Einzelpersonen oder mehrere Männer. Zum Teil wurde der Mangel an Vorbildern bedauert, oder sie werden auch grundsätzlich abgelehnt.

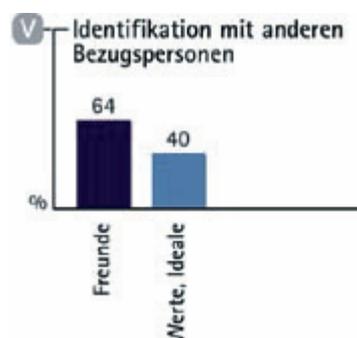
Weibliche Verwandte

Im Gegensatz zu den männlichen Angehörigen lösen die weiblichen bei den Vätern keine radikale Ablehnung als Identifikationsfiguren aus. 11 Antworten (44%) lassen auf positive Identifikation mit wenigstens einer weiblichen Verwandten schließen, drei Antworten (12%) entfielen auf zumindest positive und negative Aspekte bei Frauen aus der Stammfamilie. Manchmal stand auch die Mutter sehr stark im Vordergrund.



Andere Bezugspersonen

Auf andere Bezugspersonen (Bekannte, Freunde) als gute Identifikationsobjekte entfallen 16 Antworten (64%). Die Orientierung an vorgegebenen Werten und Idealen lassen 10 väterliche Antworten (40%) erkennen.



Positive Wirkung üben aber eher Wertvorstellungen, die auch durch Gruppen – zum Beispiel im kirchlichen Umfeld – gestützt werden, aus. Eingebracht wurde aber auch, dass väterliche Orientierung an sich durch die daraus entstehende Verantwortung einen hohen gesellschaftlichen Wert besitzt.

Äußerungen der Partnerinnen

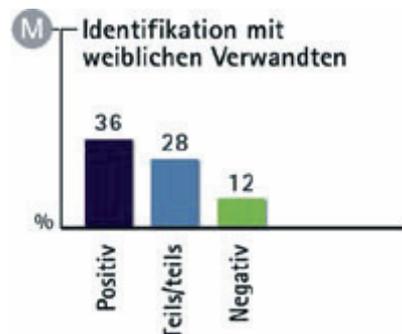
Über die Identifikationsfiguren der Väter lassen sich aus den Äußerungen ihrer Partnerinnen keine verlässlichen Aussagen machen.

Sichtweise der Großeltern

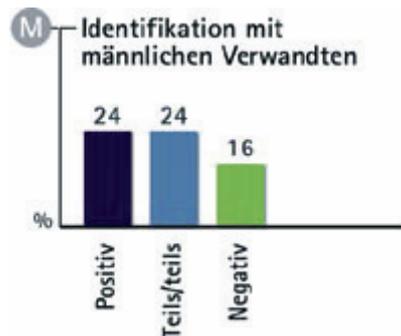
Die Gespräche mit den Großeltern ergeben ebenfalls wenig Material zur Entwicklung ihrer Söhne zu Männern und Vätern.

Weibliche Identitätsentwicklung

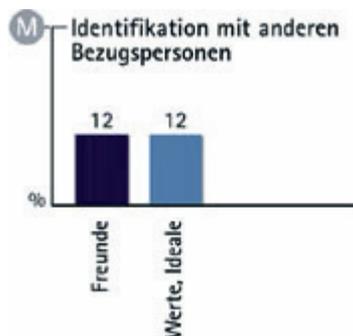
Bei den Partnerinnen übten weibliche Verwandte in neun Fällen (36%) positiven Einfluss auf die eigene Identitätsentwicklung aus. Sieben Antworten (28%) entfallen auf die neutrale, teils positive, teils negative Wirkung weiblicher Angehöriger. Auf negative Identifikation mit der weiblichen Verwandtschaft lassen drei Antworten (12%) schließen.



Bei der Vorbildwirkung männlicher Verwandter dominiert die gute Identifikation mit je sechs Antworten (24%) hinsichtlich positiver als auch teilweise positiver Wirkung. Auf die negative Identifikation der Partnerinnen mit männlichen Verwandten entfielen vier Nennungen (16%).



Eine Orientierung an Bezugspersonen außerhalb der Familie sowie an Werten und Idealen beschreiben je drei Antworten (12%).



Die Aussagen der Partner zur wechselseitigen Identitätsentwicklung lassen sich generell kaum quantifizieren. Nach ihren Angaben können die Väter diese Entwicklung teilweise zu wenig nachvollziehen.

Zusammenfassung und Diskussion

Thesen

Verbindliche und stabile Orientierungsmuster (wie z. B. traditionelle väterliche und mütterliche Rollenauffassungen) geben Vätern mehr Sicherheit im Umgang mit ihren Kindern.

Mit der abnehmenden Bedeutung tradiert Formen des sozialen Umgangs verbinden sich die Vorteile und Gefahren der ausschließlich personal bestimmten Werthaltung gegenüber der Vaterrolle. Die väterliche Orientierung wird dadurch erschwert.

Für die Lösung von tradierten Rollenvorstellungen spricht die relativ geringe Bindung an männliche Identifikationsfiguren im Kreis der eigenen Verwandten, die bei den Vätern (selbst und teilweise auch nach Einschätzung ihrer Partnerinnen) erkennbar

werden. Eine starke Orientierung an (männlichen) Identifikationsobjekten außerhalb der Familie bekräftigt diese These. Höchstwahrscheinlich werden in Situationen des gesellschaftlichen Wertewandels oder bei bilateralen familiären Konstellationen Rollenvorstellungen in geringerem Ausmaß innerfamiliär, über die Achse Vater-Sohn, sondern vermehrt durch außerfamiliäre Bezugspersonen vermittelt.

Auch aus der abschließenden Frage, welche Faktoren sie für die männliche Identität für förderlich halten, ergab sich, dass die Väter der qualitativen Erhebung im Gegensatz zu ihren Partnerinnen eher die kritische Auseinandersetzung mit Rollenbildern und Leitfiguren für die Vorbildwirkung der vorangegangenen Generation als maßgeblich für die Entstehung der männlichen Identität erachten.

2.4.3 Rolle der Großeltern für die männliche und weibliche Identitätsentwicklung

Anlass zu positiver Identifikation geben vermutlich auch positiv erlebte Merkmale der Eltern. Im Gegensatz zum eigenen väterlichen Eigenschaftsprofil ist dasjenige der Großväter nicht so differenziert. Die häufigsten Nennungen entfallen auf die Qualität der Verantwortung und Verlässlichkeit (11 Antworten oder 15,1%), die auch bei der Selbstbeschreibung der Väter an erster Stelle genannt wird. Weiters genannt wird die Vorbildfunktion (acht Nennungen, 11% der Antworten) der Großväter. Möglicherweise spiegelt sich in diesem Merkmalsprofil auch die in den Gesprächen häufig beschriebene, für die vorangegangene Generation typische, berufsbedingte Abwesenheit des Vaters, die fehlende Wahrnehmung der versorgenden und hegenden Funktion im Baby- und Kleinkindalter wider. Keiner der Väter beschreibt den eigenen Vater als in Zeiten der frühen Kindheit besonders engagiert, sechs (8,2%) hingegen als distanziert. Vier Antworten (5,5%) entfallen auf die Merkmale liebevoll und warm als Eigenschaftspaar der Großväter. Andererseits sehen sechs Väter (8,2%) den eigenen Vater auch als emotional erregbare Person, fünf Väter (6,8%) erlebten sie auch als bestrafend.



Mehr als die Väter ordnen die Mütter den eigenen Vätern die Distanziertheit als Eigenschaft zu (18,6% der Antworten oder 13 Nennungen). Für die Mütter ist Strenge das in der Rangfolge am zweithäufigsten genannte Merkmal ihrer Väter (12,9% oder neun Nennungen). Die Charakterisierung der Großväter durch Mütter und Väter lässt darauf schließen, dass in der Großelterngeneration die Väter ihre Rollen noch eher traditionell, das heißt vor allem als emotional distanzierte und stark beruflich orientierte Ernährer und moralische Instanzen wahrnahmen.

Parallel zu den Vätern sehen auch die Mütter ihre Väter häufig als verantwortungsvoll, verlässlich (sechs Nennungen, 8,6%), einige von ihnen erlebten ihre Väter auch als liebevoll und warm (fünf Antworten, 7,1%)



Im Vergleich zu den Großvätern werden den Großmüttern in ihrer Mütterrolle durch die Väter vor allem Eigenschaften wie Liebe und Wärme (acht Nennungen oder 11,8% der Antworten) und die versorgende, pflegende Aktivität (neun Nennungen, 13,2% der Antworten) zugeordnet. Häufig wird auch noch die beschützende Rolle (sieben Nennungen oder 10,3%) sowie in gleicher Häufigkeit die verständnis- und vertrauensvolle Zuwendung und die Bereitschaft, sich den Kindern Zeit zu widmen (jeweils 5 Nennungen oder 7,7%), genannt.



Wie bei den Vätern wird auch bei den Müttern den eigenen Müttern häufig das Merkmal der liebevollen Zuwendung und Wärme zugeteilt (zehn Antworten oder 16,4%), ebenso gefolgt vom Charakteristikum „versorgend, hegend, pflegend“ (acht Antworten oder 13,1%) bzw. „verständnisvoll und aktiv zuhören“ (sechs Antworten, 9,8%).

Gleichrangig belegt wie bei den Vätern finden sich die Merkmale „beschützend“ sowie „verantwortungsvoll“, „verlässlich“ und „sich Zeit nehmen“ (fünf Antworten oder 8,2%).



Zusammenfassung und Diskussion

These

Die internalisierten, intrapsychischen Repräsentanzen für Elternschaft beeinflussen die Wahrnehmung der elterlichen Aufgaben

Mit Ausnahme der Qualität „Verlässlichkeit und Verantwortung“ kann aus der Wahrnehmung der großväterlichen Eigenschaften durch die Väter nicht auf eine Übernahme dieser Eigenschaften geschlossen werden. Allerdings tritt der Internalisierungsprozess - als unbewusster Vorgang - in einem Gespräch nicht unbedingt offen zu Tage.

Aus den Äußerungen der Väter ist eher abzuleiten, dass sich zwischen der Großväter- und der Vätergeneration der Befragten eine massive Veränderung des väterlichen Leitbilds vollzogen hat.

Born und Krüger (2002, S.127) fassen diese Entwicklung folgendermaßen zusammen:

„Den größten Wandlungsprozess in diesem Beziehungsgeflecht vollziehen die Männer. Der Wandel spielt sich auf drei Ebenen ab und umfasst den Aktionsradius in drei familialen Handlungsfeldern. Es betrifft dies a) die Frauenrolle, b) die Rolle der Kinder im Familiensetting und c) die familialen Entscheidungsprozesse. In allen drei Bereichen, und das mag auf den ersten Blick vor allem Frauenforscherinnen überraschen, hat sich, wie wir im folgenden etwas näher betrachten, der größte Wandel nicht auf Seiten der Frauen vollzogen, sondern auf der der Männer.“

Während die Großväter noch in hohem Ausmaß als distanziert wahrgenommen werden, sehen sich „gute Väter“ (und auch deren Partnerinnen) als liebevoll zugeneigt, offen und auch zeitlich in der Erziehungsarbeit engagiert. Insofern haben sich im Vergleich zur Großelterngeneration die Zuordnungen von mütterlicher Liebe und Zuneigung bzw. väterlicher Strenge und Disziplinierung relativiert.

Einen ähnlichen Weg scheinen auch die Probanden der Studie „Jugendliche Familienfähigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Väterproblematik“ gehen zu wollen (Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, 2004a).

Bei manchen Vätern hatte sich dieser Rollenwandel zu größerer väterlicher Nähe bereits in der Großelterngeneration vollzogen, sodass der Großvater eher als freundschaftlich gesinntes Vorbild dienen konnte. Der Rollenwandel zu vermehrter väterlicher Gefühlsnähe wird durch die Partnerinnen bestätigt. Diese sprechen sich auf die zusammenfassende Frage nach förderlichen oder hemmenden Faktoren männlicher Identität für eine positive Wirkung des Einbringens von männlicher Emotionalität aus.

3 VÄTER

In Österreich gibt es 3,1 Millionen Männer, davon sind ca. 1,4 Millionen Väter. Insgesamt sinkt die Bereitschaft, Vater zu werden. Junge Männer – und junge Frauen – sehen die Familie aber als hohen Wert. In der Studie „Jugendliche Familienfähigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Väterthematik“ des BMSG (2004a) kommt dies klar zum Ausdruck.

Wenn es ein gesellschaftliches Ziel ist, dass mehr junge Männer zu Vätern werden, gilt es, die Ergebnisse dieser Studie zu beachten.

3.1 „Jugendliche Familienfähigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Väterthematik“ (BMSG 2004a)

Diese Studie untersuchte die Einstellungen, Erwartungen, Pläne und Werte junger Erwachsener zwischen 18 und 25 Jahren in Bezug auf Partnerschaft, Familie und Lebensplanung. Zusätzlich zur quantitativen Umfrage (Grundgesamtheit 500) wurden Tiefeninterviews mit 30 Jugendlichen durchgeführt. In dieser Studie wurden im vorwiegend studentischen Milieu sowohl Männer als auch Frauen befragt. Hier die Kernaussagen.

Das Familienleben steht bei jungen Männern und bei jungen Frauen unter den ‚Top 3‘, wie eine ‚Hitliste‘ der Werte klar belegt.

3.1.1 Die Wertediskussion, die Hitliste der Männer und der Frauen

Von vorgegebenen zwölf Begriffen wie Zufriedenheit, Familie, Glück und Emanzipation sollten die Befragten den für sie wichtigsten „Wert“ nennen. Für Frauen wie Männer steht an oberster Stelle eindeutig die Zufriedenheit, gefolgt von Glück und Familienleben.

Die Top 5 der Männer

1. Zufriedenheit (18,8 %)
2. Glück (14,1 %)
3. Familienleben (11,1 %)
4. Gerechtigkeit (10,9 %)
5. Erfolg (10,8 %)

Die Top 5 der Frauen

1. Zufriedenheit (18,7 %)
2. Glück (13,3 %)
3. Familienleben (11,8 %)
4. Selbstverwirklichung (10,9 %)
5. Gleichberechtigung (10,4 %)

Junge Männer und Frauen sind also an einer Familiengründung interessiert. Junge Erwachsene sind aber nicht nur an der Familie interessiert. Zwar ist die Ausbildung der entscheidende Faktor, aber das soziale Umfeld rangiert noch vor dem Beruf. Damit die jungen Erwachsenen diese Werte und Ziele auch leben können, muss die Gesellschaft die nötige Infrastruktur dafür bereitstellen.

Denn die Familienorientierung drückt sich auch in dem verstärkten Wunsch aus, „mehr Vater“ sein zu wollen.

3.1.2 „Mehr Vater!“

Über ein Drittel der Befragten möchte in der eigenen Familie präsenter sein als ihr eigener Vater.

Zu dieser Gruppe von jungen Menschen, die ein stärkeres zeitliches und emotionales Investment in ihre zukünftige Familie einbringen möchten, geben weitere 11,2 % an, dass sie sich im Gegensatz zu ihrem Vater nicht so sehr dem Beruf widmen wollen. Zählt man die beiden Bereiche zusammen, so wollen 46,7 % sich weniger beruflich involvieren lassen und mehr für die Familie da sein. Daraus lässt sich eine

ausgeprägte Familienorientierung der jungen Generation ableiten. Es handelt sich dabei vor allem um den dezidierten Wunsch – und zwar ganz besonders auch der Männer – nach echten Qualitätsstandards. Ein zentrales Kriterium für Qualität ist Zeit.

Nahezu 20 % kritisieren die Berufswahl ihres Vaters, ein weiterer Hinweis für die Kritik an der sehr arbeitsintensiven und energiefordernden beruflichen Lebensgestaltung des eigenen Vaters. Auch in den Tiefeninterviews wurde die mangelnde Präsenz des eigenen Vaters bedauert. Doch selbst in der Kritik des Vaters ist der Ton durchaus liebevoll und anerkennend, obwohl seine Abwesenheit als persönlich kränkend empfunden wurde. Die mangelnde Präsenz des eigenen Vaters in der Familie ist für die Mehrheit der Befragten Alltagsrealität, gleichzeitig aber durchaus ambivalent besetzt. Genau in diesem Punkt ist der starke Wunsch nach einer kontrastierenden Lebensgestaltung angesiedelt.

Es geht jedoch nicht nur um eine stärkere zeitliche Präsenz, sondern auch um die Gestaltung eines aktiven Miteinanders mit der ganzen Familie.

3.1.3 Frauen wollen aktive Väter für ihre Kinder. Männer wollen das auch!

Zwischen Männern und Frauen besteht eine hohe Übereinstimmung in der erwünschten Kompetenz- und Arbeitsteilung: 66 % der Frauen möchten, dass Väter mehr „herkömmliche“ Aufgaben der Mütter übernehmen, die Hälfte der Männer sieht das immerhin genauso. Dass Väter auch bei kleinen Babys schon ihren Beitrag leisten können, finden etwa 90 % der Frauen und knappe 80 % der Männer.

Die Bereitschaft zur Beteiligung ist gegeben, der gemeinsame Nenner – das Wollen – ist Konsens in der Lebensplanung. Das kritische Moment ist die tatsächliche Umsetzung: Das Können liegt nicht allein im Bereich der Handelnden. Hier sind flankierende Maßnahmen, Unterstützungsangebote, verbindliche Versorgungsmodelle anzusiedeln.

Klassische Rollenzuteilungen werden in Frage gestellt. Traditionelle Aussagen wie „Frauen können einfach besser mit kleinen Kindern umgehen“ finden bei knapp 40 % der Männer, allerdings nur bei etwa 17 % der Frauen Zustimmung.

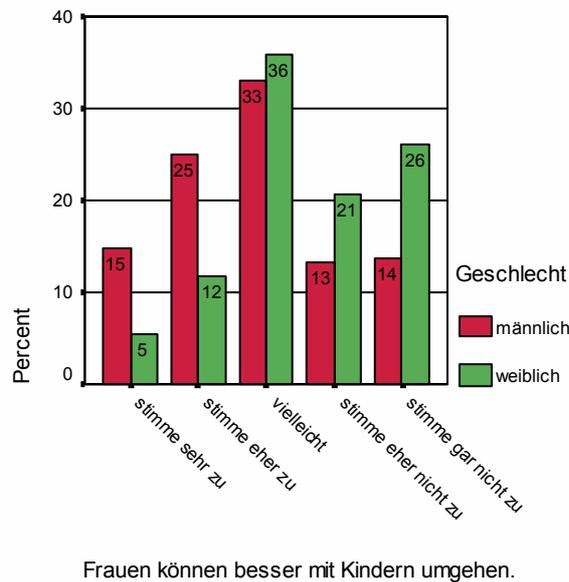


Abbildung in: Jugendliche Familienfähigkeit, 2004, S.12

Damit ist aber keine Renaissance der „Hausmütterchen“ gemeint, kein „Frauen zurück an den Herd“, Zielvorstellung ist vielmehr eine egalitäre Familienorientierung.

3.1.4 „Moderne Mütter erwünscht!“

Die egalitäre Familienorientierung der jungen Erwachsenen wird in der Reflexion der Rolle der eigenen Mutter deutlich.

Im Hinblick auf Eigenständigkeit und Selbstbewusstsein werden die eigenen Mütter kritisch hinterfragt. Knapp ein Drittel der befragten Männer und Frauen kritisieren ihre Mütter im Hinblick auf ihre zu geringe Eigenständigkeit und ihr zu wenig deutliches Selbstbewusstsein. Hier zeigt sich ein ganz klarer Abgrenzungswunsch.

Die größte Übereinstimmung mit der Mutter liegt im Bereich der Erziehung (50,3 %). Diese ist offenbar nach wie vor vorwiegend in weiblichen Händen.

Die Akzeptanz der Organisation der Familie durch die Mutter liegt allerdings bei nur 4,8 %, ein Ausdruck der Unzufriedenheit mit dem vorwiegend traditionellen Familienbild, das die Mütter repräsentierten. Selbstaufgabe ist kein attraktiver Wert. Mit dem väterlichen Muster waren nur 11,6 % zufrieden. Sein Bonus: Eigenständigkeit und größere Durchsetzungskraft.

Die jungen Erwachsenen wollen sich aus dem ‚Entweder/Oder‘ befreien, es geht ihnen darum, wegzukommen vom ständigen Spagat zwischen Beruf und Familie, hin zu einer Balance, zu einem Gleichgewicht von Familie und Beruf. In diesem Bereich wird Politik und Arbeitswelt noch stark gefordert werden.

3.1.5 „Wir wollen alles!“

Männer wie Frauen möchten beides, Beruf und Familie!

Gleichberechtigung ist ein selbstverständlicher Wert! Über die Hälfte will bezahlte und unbezahlte Arbeit, also Haushalt und Kindererziehung teilen.

Ein klares Ergebnis: Berufstätigkeit ist sowohl für Männer als auch für Frauen ein hoher Wert. Damit verknüpft ist der Wunsch nach Fairness im privaten Bereich. Die Hälfte der Männer und 62,8 % der Frauen sprechen sich für eine gleichberechtigte und faire Aufteilung der Aufgaben aus. Allerdings ist nahezu ein Viertel der Männer noch im Bereich der Tradition angesiedelt: 22,8 % können sich vorstellen, Alleinverdiener zu sein. Das umgekehrte Modell, hauptzuständig für den Familienalltag (Modell Hausmann) nennen nur 2,1 % als mögliche Option. Je nach Blickwinkel sind es „noch immer“ oder „nur“ 10 % der Frauen, die sich im Bild der Vollzeithausfrau wieder erkennen.

Gleichberechtigung ist das zentrale Thema in der Beziehung, um das die Lebensgestaltung in den Tiefeninterviews angesiedelt ist.

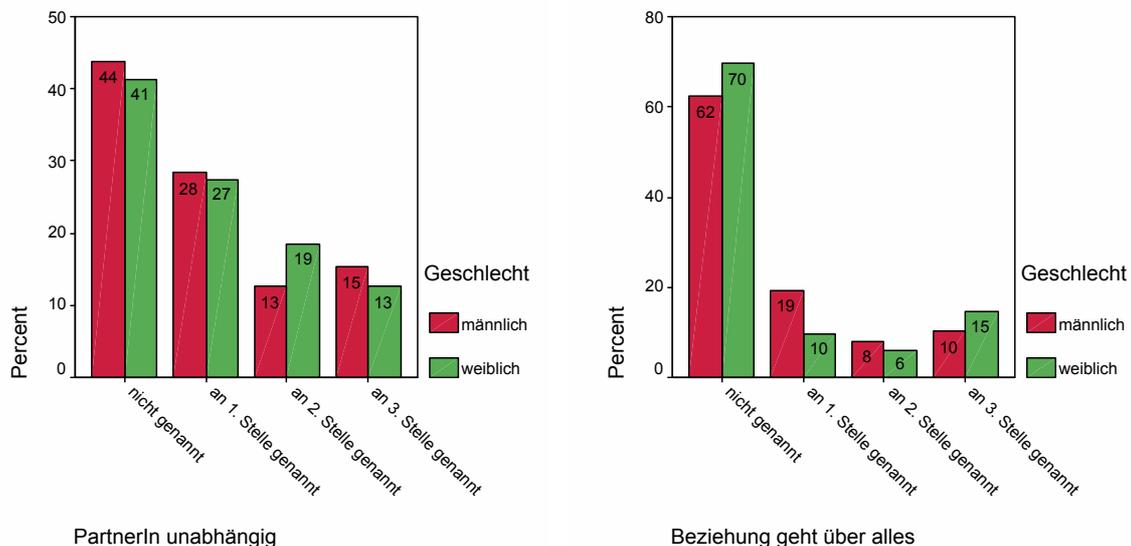
Balance und Eigenständigkeit, das ist das Ziel für ein lebenswertes Leben der jungen Erwachsenen.

3.1.6 Modernes Beziehungsmanagement: Unabhängigkeit als Basis

Das moderne Beziehungskonzept basiert auf der Idee der Eigenständigkeit. Heute wollen sowohl Männer als auch Frauen auf zwei Standbeinen ihr Leben aufbauen: Beziehung und Arbeit. Basis dafür ist die Unabhängigkeit des Partners, der Partnerin: Das Ideal der Unabhängigkeit ist für die Mehrheit der Befragten (59 % der Frauen und 56 % der Männer) Voraussetzung für eine erfolgreiche Beziehungsgestaltung.

Sowohl für die Männer (28 %), als auch für die Frauen (27 %) hat Unabhängigkeit absolute Priorität.

Dass Männer tendenziell ihr Leben unabhängig gestalten und selbst in traditionellen Beziehungskonstellationen auf ihre Unabhängigkeit pochen, ist nicht unbedingt neu. Neu hingegen ist, dass heute laut dieser Umfrage die Mehrheit der Männer diese Unabhängigkeit, die sie für sich einfordern, auch von ihren Partnerinnen erwartet.



Abbildungen in: Jugendliche Familienfähigkeit. 2004. S. 10

Betrachtet man die hohen Scheidungsraten, so steht der Wunsch nach Treue (bei beiden Geschlechtern) damit im Widerspruch. Können diese Werte gelebt werden, kommen für die noch nicht geborenen Kinder der in diesem Bericht untersuchten jungen Männer und Frauen bessere Zeiten.

3.1.7 Der/die IdealpartnerIn muss treu sein

Die wichtigsten Eigenschaften des/der idealen PartnerIn sind bei Männern und Frauen nahezu deckungsgleich. Ganz oben rangiert die Treue bei den Frauen (mit fast 14 %), aber auch bei den Männern kommt sie gleich an der zweiten Stelle nach der attraktiven äußeren Erscheinung. Diese ist für Frauen offensichtlich fast überhaupt nicht von Bedeutung (4,5 %).

Die Top 7 der Männer

1. attraktiv (12,5 %)
2. treu (12,2 %)
3. intelligent (12,0 %)
4. humorvoll (9,6 %)
5. lebensfroh (9,1 %)
6. liebevoll (8,1 %)
7. sexuell zu mir passend (6,6 %)

Die Top 7 der Frauen

1. treu (13,7 %)
2. humorvoll (11,7 %)
3. liebevoll (10,6 %)
4. verlässlich (10,5 %)
5. intelligent (10,4 %)
6. lebensfroh (8,4 %)
7. sexuell zu mir passend (5,7 %)

Vor allem junge Männer wünschen sich verstärkt Beziehungsstabilität.

3.1.8 Beziehungsstabilität – ein männlicher Wunsch; Selbstverwirklichung – ein weiblicher Trend

Während für die Frauen Selbstverwirklichung sehr wichtig ist, setzen die Männer etwas mehr auf die Stabilität der Beziehung.

Ein spielerisches Experiment: Ein reizvolles Auslandsangebot für die Befragten der Stichprobe wurde als Test für die Prioritätensetzung gewählt. Gesetzt den Fall, die Befragten bekämen ein gutes Angebot, für zwei Jahre im Ausland zu arbeiten, dann würden 58 % der Frauen dieses annehmen, während 54 % der Männer wahrscheinlich zu Gunsten der Partnerschaft darauf verzichten würden. Ein Beleg für die Bedeutung der beruflichen Selbstverwirklichung, Tendenz steigend bei den Frauen.

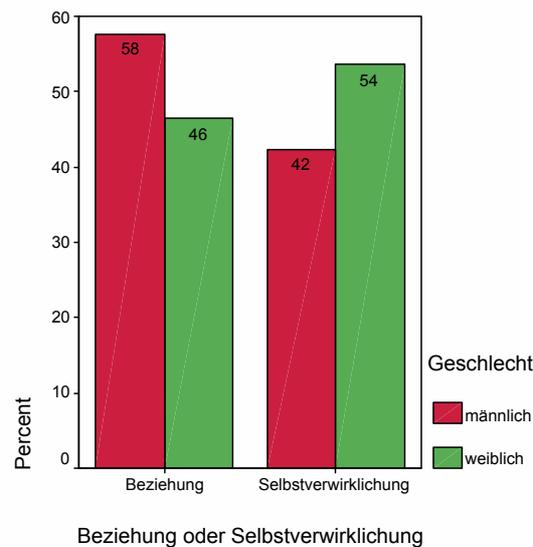


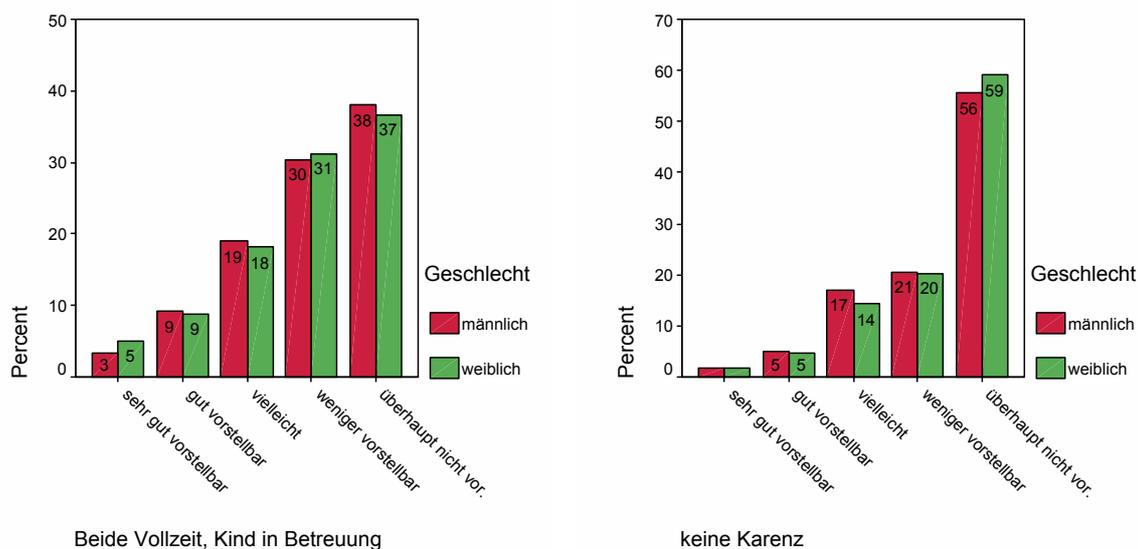
Abbildung in: Jugendliche Familienfähigkeit, 2004, S.7

Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie wird in der öffentlichen Diskussion als Frauenthema abgehandelt, sie ist aber sehr wohl auch für Männer relevant. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf kann nur dann gelebt werden, wenn auch die Männer ihren Beitrag leisten. Genau das wollen junge Männer auch.

3.1.9 Beruf und Familie

Beruf ja, aber nicht ohne meine Kinder!

Junge Frauen und junge Männer wissen, dass sie wahrscheinlich immer arbeiten werden, sie wollen das auch. Die Kinderversorgung ist im Vorfeld der Familiengründung bereits ein Faktor der Beunruhigung. Ganztägige außerhäusliche Betreuung ist für die Mehrheit der Befragten keine Option, ebenso wenig der Verzicht auf die Karenzzeit. Der direkte Weg vom Mutterschutz in die Kindergruppe ist für die meisten nicht vorstellbar. Kinderbetreuungseinrichtungen sind wichtig, werden aber nicht als allein gangbarer Weg gesehen. Bei Männern ist das steigende Bedürfnis spürbar, sich stärker in den Kinderalltag zu involvieren.



Abbildungen in: Jugendliche Familienfähigkeit, 2004, S.12

In den qualitativen Interviews kommt zum Ausdruck, dass sich Frauen und Männer eher in Richtung eines Kombinationsmodells entwickeln möchten. Es gilt Arbeit und Familie zu verbinden, die Arbeitszeit zu reduzieren, von zu Hause aus zu arbeiten. Diese Wunschvorstellungen ermöglichen perspektivisch eine Kurskorrektur hinsichtlich der bestehenden Resistenzen im Bezug auf Eheschließung und Fortpflanzung.

3.1.10 Anregungen für mögliche Maßnahmen, um die Familienfähigkeit von Jugendlichen zu verbessern

Die Devise der jungen Erwachsenen ist: „Ich will alles“!

Auch Männer wollen unüberhörbar ein aktiver Teil im Familienkosmos sein. Wie soll das gehen? Unterstützung ist alles – und diese muss auf verschiedenen Ebenen ansetzen, man muss dabei die Köpfe und Herzen der jungen Menschen erreichen.

1. Mentale Ermutigung durch:

- Kampagnen (Fit for Family)
- Seminare
- Life-Work-Balance Konzepte
- 2. Präsentation von Rolemodels:
- Junge Väter: Eine Testimonial-Serie in einer gezielten Medienpartnerschaft – Junge Väter berichten: „Wir leben anders und sind glücklich.“

Damit diese Vorhaben dann auch gelebt werden können, sind folgende Schritte wichtig:

3. Unterstützung der Realisierung:

- Anregung der Implementierung gradueller Veränderung bei Arbeitszeitmodellen
- Supervidierte Time-Sharing-Modelle mit ausgewählten innovationsfreudigen Betrieben

4. Individuelle Begleitung auf dem Weg in die Partnerschaft durch:

- Gruppen-Coachings
- Förderung der Streitkultur, Implementierung von Verhandlungstechniken für das Beziehungsmanagement, Training im Konfliktumgang

Das alles sind Pläne in den Köpfen und Herzen der jungen Männer und der jungen Frauen für ihre Zukunft. Wie ist aber der Istzustand, wie leben Väter heute? Und: Wie sieht eine familienfreundliche Gesellschaft einen guten Vater? Welche Modelle sind diagnostizierbar, unter denen positive Väterlichkeit glückt?

Eines vorweg: Es gibt viele Männer, die positive Väterlichkeit leben.

3.2 „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“ (BMSG 2005a)

Wird Mann- und Vatersein in Ratgebern und Lageberichten heute thematisiert, dann zumeist auf einer defizitären Ebene. „Gewaltmänner“ (Männer gegen Männergewalt 2002), „Scheidungsäter“ (Amendt 2004) usw. bilden den Fokus der Betrachtung.

Zudem existiert eine unüberschaubare Fülle von Untersuchungen über die Situation vaterloser Kinder (BMSG 2003a). Dies steht im krassen Gegensatz zu dem eklatanten Mangel an Forschungen über den anwesenden Vater (Schon 2002).

Defizitär ausgerichtete Studien sind jedoch nicht in der Lage, die komplexe Rolle und Funktion des Vaters in intakten Familien zu erfassen und zu beschreiben (Biller, Salter 1989).

Daher resultieren die Bemühungen von Ballnik, Martinetz und Garbani-Ballnik in der Studie „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“ im Auftrag des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung (BMSG 2005a), um einen positiven Zugang zum Thema „Väterlichkeit“.

Positive Väterlichkeit hat viele Gesichter, doch damit sie glücken kann, müssen – vom Kind aus gesehen – die Väter gewisse Mindeststandards erfüllen.

Diese Mindeststandards sind in der **Vaterpyramide** zusammengefasst.

3.2.1 Die „Vaterpyramide“ – Neuer Systematisierungsansatz zur Beschreibung der Grundfaktoren positiv erlebter Väterlichkeit

Auf einer Basis der Zusammenschau der projektiven Verfahren, der Interviews und der Interaktionsanalysen lassen sich aus der Perspektive der Kinder und Jugendlichen folgende Gestaltungsfaktoren einer guten Lebenswelt Vater-Kind bzw. nachstehende Erlebnisqualitäten positiver Väterlichkeit ableiten.

Ihrer Form der Darstellung wegen wird diese Zusammenstellung der Faktoren auch „Vaterpyramide“ genannt. Die „Vaterpyramide“² zielt darauf ab, die Grundfaktoren positiv erlebter Väterlichkeit in einer klaren, nachvollziehbaren Systematik darzustellen.

Das Fundament von positiv erlebter Väterlichkeit bilden folgende Faktoren, die auf eine gute Vater-Kind-Beziehung einen maßgeblichen Einfluss ausüben oder diese begründen.

- Zuneigung
- Vertrauen
- Gemeinsame Zeit
- Verantwortung – Verlässlichkeit
- Stolz auf das Kind

Fundament positiver Väterlichkeit



Auf diesem Fundament, auf dieser ersten Ebene, baut sich positive Väterlichkeit in Form der Vaterpyramide auf. Weitere Faktoren sind ebenfalls von maßgeblicher Bedeutung, sie verändern jedoch während der Entwicklung des Kindes stärker ihre Form, sie sind mehr im Zeitverlauf zu betrachten. Der Altersangemessenheit der eingebundenen Faktoren und ihrer entwicklungsgemäßen Ausformung sollte besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden.

² Die „Vaterpyramide“ wurde von Peter Ballnik, einem der Autoren auch des vorliegenden Männerberichtes, im Rahmen der von der Männerpolitischen Grundsatzabteilung veranstalteten 1. Europäischen Väterkonferenz (Wien, 15. – 16. September 2004), erstmals präsentiert.

Folgende Faktoren konnten auf der zweiten Ebene der „Vaterpyramide“ gefunden werden:

1. Mit den Kindern etwas tun, aktiv sein, der Vater als Tor zur Welt.
 2. Vorbild sein, Orientierung geben, auch Strenge.
 3. AltersgemäÙe Beziehung, sich auf die Kinder einlassen, für sie da sein, zuhören.
 4. Eine Balance zwischen Nähe und Distanz.
 5. Der Vater als Introjekt, Über-Ich, Gewissen.
 6. Innere Bilder von Beziehungen zwischen Mann und Frau entwickeln
- Zuletzt - 7. - brauchen die Jugendlichen den “Segen” des Vaters beim Aufbruch in die Welt.



Was Kinder und Jugendliche von ihrem Vater brauchen



Während die Basisfaktoren der ersten Ebene das Fundament bilden, erscheint es wichtig, die Faktoren der zweiten Ebene der Pyramide verstärkt im zeitlichen Entwicklungsverlauf zu sehen, innerhalb dessen wachsen diese Faktoren und sie können sich kind- und jugendlichengerecht verändern. Dazu bedarf es selbstverständlich auch einer komplementären Beziehung zwischen Vater und Mutter.

Im Forschungsbericht „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“ – herausgegeben vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz – kann die erweiterte Darstellung der „Vaterpyramide“ mit Hilfe der Interaktionsanalyse und der qualitativen Interviews mit den Kindern und Jugendlichen nachgelesen werden.

Zusammenfassend ist zum Kapitel „Vaterpyramide“ zu sagen: Letztlich ist die Beziehung zwischen Vater und Kind das Grundelement in der Lebenswelt Vater-Kind und die Essenz der positiven Väterlichkeit.

Ist dieses Band zwischen Vater und Kind stark genug (good enough – Winnicott 1992), überdauert die Verbindung Vater-Kind vieles: Ungünstige Erziehungsmoden, die eventuelle Trennung des Vaters von der Mutter des Kindes, ...

Die Beziehungsqualität zwischen Vater und Kind spricht aus jedem Bild der „Vaterpyramide“. Dies ist letztlich auch die Erklärung dafür, weshalb, wie im Kapitel – „Die vier Persönlichkeitstypen von positiver Väterlichkeit“ – ausgeführt wird, positive Väterlichkeit so viele verschiedene Gesichter haben kann.

Wie wurde diese „Vaterpyramide“ entwickelt?

Bei 25 Kindern und Jugendlichen zwischen 4 und 19 Jahren wurde mit Hilfe von projektiven Verfahren festgestellt, ob sie positive Väterlichkeit erlebt haben, weiters wurden mit diesen Kindern und Jugendlichen auch qualitative Interviews durchgeführt. Ergänzt wurde diese Sicht – wie Kinder und Jugendliche positive Väterlichkeit erleben – noch mit 10 Interaktionsanalysen (5 Väter mit jeweils 2 Kindern, meist Bub und Mädchen). Aus der Zusammenschau dieser kind- und jugendlichengerechten Vorgehensweise wurde diese „Vaterpyramide“ entwickelt. Um dieses Vorgehen ein Stück weit transparent zu machen, wird es nachfolgend beschrieben und anhand eines Fallbeispiels erläutert.

Die Gesamtstudie „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“ hat gegenüber der Erstellung der „Vaterpyramide“ auf ein erweitertes methodisches Instrumentarium zurückgegriffen: Erst wenn diese positive Väterlichkeit gegeben war, wurden die dazugehörigen 25 Väter, 25 Mütter und 25 Großväter (wenn diese nicht verfügbar waren, die Großmütter) mit Hilfe von qualitativen Interviews befragt. Abgerundet wurde diese Studie mit einer für Österreich repräsentativen quantitativen Befragung, durchgeführt durch das Fessel-GfK Meinungsforschungsinstitut.

3.2.2 Wie Kinder und Jugendliche positive Väterlichkeit erleben

Väterlichkeit kann nicht unabhängig von Mütterlichkeit gedacht werden.

Aus diesem Grund wurde die aktuelle Familienkonstellation Mutter-Vater-Kind, genannt Triade, mit Hilfe der projektiven Verfahren „Triaden-Verlaufs-Analyse“ und „Familie in Tieren“ durch die Kinder und Jugendlichen dargestellt. Und – wenn aufgrund des Alters des Kindes bereits ein Gespräch geführt werden konnte – in qualitativen Interviews die Beziehung des Kindes zum Vater näher erforscht.

Die Triade im Zeitverlauf

Ein Spezifikum der Triaden-Verlaufs-Analyse ist es, ab einem Entwicklungsalter, in dem das Kind bereits über einen stabilen Zeitbegriff verfügt (ab ca. 8 Jahren), die „plastische“ Darstellung der Entwicklung der Triade in den verschiedenen Altersstufen zu ermöglichen. Positive Väterlichkeit kann sich nicht aus dem Nichts entwickeln; durch die Rückverfolgung der zeitlichen Entwicklung der Triade können die Wurzeln der positiven Väterlichkeit freigelegt werden.

Markante Orientierungspunkte im Zeitverlauf – von der aktuellen Situation in die Vergangenheit zurückgehend – bilden die Übergänge in der kindlichen Entwicklung. Wesentliche Übergänge manifestieren sich in folgenden Altersstufen:

1. im Alter von 3 Jahren, zumeist mit dem Eintritt in den Kindergarten,
2. mit 6 Jahren, beim Eintritt in das Schulleben,
3. mit 10 Jahren, am Übergang von der Volksschule in die Hauptschule oder ins Gymnasium,
4. mit 14 Jahren, beim Einstieg in die Lehre oder in eine höhere Schule,
5. beim Übergang ins Erwachsenenalter.

Durch die projektiven Methoden – „Triaden-Verlaufs-Analyse“ und „Familie in Tieren“ – wurden die Kinder und Jugendlichen sozusagen zum Thema abgeholt und über die aktive Gestaltung der Familienkonstellation durch Formen oder Zeichnen in ihrer ganzen Leiblichkeit in die Thematik eingeführt. Durch Zeichnen und Tonarbeit wurde soweit gegenseitiges Vertrauen entwickelt, dass es möglich wurde, sich über das sensible Thema erlebte Väterlichkeit auch mittels eines „direkten“ Gesprächs auszutauschen.

Ausgehend von den beiden projektiven Verfahren war es meist möglich, mit Kindern und Jugendlichen ins Gespräch zu kommen. Dies vor allem deswegen, da die befragten Kinder nicht über schwierige Familiensituationen, sondern über positives Erleben von Väterlichkeit berichteten.

3.2.2.1 Fallbeispiel

Anhand eines Beispiels von einem 5-jährigen Kind, das positive Väterlichkeit erlebt, wird nun die Reise durch die Lebenswelten Vater-Kind bildlich und schriftlich dargestellt. Dabei soll zuerst, als Ausgangsbild der Triaden-Verlaufs-Analyse, die aktuelle Familiensituation kommentiert werden. Dann werden die wichtigsten Aussagen der Kinder und Jugendlichen zu den Themen Lebenswelten Vater-Kind, Komplementarität zwischen Vater und Mutter und zu positiver Väterlichkeit zusammengefasst.

Im Forschungsbericht „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“ wird, um das Erleben positiver Väterlichkeit der Kinder und Jugendlichen anschaulich zu machen, dieses Vorgehen exemplarisch an einem 5-jährigen Jungen, an einem 7- und an einem 10-jährigen Mädchen, an einem 14-jährigen Jugendlichen und an einer 18-jährigen jungen Frau gezeigt. Das ist in diesem Bericht aus Platzgründen nicht möglich. Darum wird hier nur das Fallbeispiel eines 5-jährigen Jungen gezeigt. Wichtig erscheint es, in der Studie, einerseits verschiedene Altersstufen zu präsentieren, andererseits sowohl Buben als auch Mädchen zu beschreiben.

Durchführung der Triaden-Verlaufs-Analyse, kombiniert mit den qualitativen Interviews:

Bei der Triaden-Verlaufs-Analyse wird das Kind, der Jugendliche angeleitet, jeweils Symbole aus Ton für seinen Vater, seine Mutter und für sich selbst zu formen. Anschließend wird das Kind aufgefordert, die familiäre Triade so zu stellen, wie es diese zur Zeit erlebt.

Bei der Triaden-Verlaufs-Analyse, bei den qualitativen Interviews und bei der Interaktionsanalyse wird jeweils das Familienmitglied mit dem ersten Buchstaben

abgekürzt (V = Vater, M = Mutter, K = Kind, GV = Großvater, GM = Großmutter), die Zahl dahinter ist immer die Nummer der untersuchten Familie, aufgrund dieser Angaben können die demographischen Daten der Familie im Anhang des Forschungsberichts „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“ (BMSG 2005a) nachgeschlagen werden.

K11 (Einzelkind, männl., 5 Jahre)

K11 formt „mit ganzem Herzen“, schon bei seinem Arbeiten mit Ton ist spürbar, wie sehr er an seinen Eltern „hängt“. Phänomenal merkt man, dass er mit viel Hingabe die Symbole formt, er wählt für seinen Vater eine Banane, „weil der so gerne Bananen hat“, für die Mutter wählt er einen Apfel, er kann gar nicht sagen warum, für sich selbst nimmt er ein Zelt, weil er Zelte mag.



Aus der Anordnung der Symbole ist erkennbar, dass K11 im Mittelpunkt der Triade steht. Seine familiäre Lebenswelt strahlt Geborgenheit aus. Auch dass die Eltern (Banane links und Apfel rechts) größer sind als er (das Zelt in der Mitte) und dass er be- und geschützt in der Mitte ruht, zeigt diese Geborgenheit. Die Beziehung zu seinen Eltern, die Art der Bindung an sie, kommt darin gut zum Ausdruck. K11 ist sowohl zwischen seinen Eltern, aber auch für sich – in seinem Zelt – zu Hause. Nähe und Autonomie sind gegeben.

K11 kann aus seiner Position sowohl zu seinen Eltern als Paar wie auch zu jedem einzelnen Elternteil kommen. Auch die Entwicklungsphase des Kindes – Autonomiephase – ergibt sich klar aus dem gewählten Symbol, dem Zelt. Beide Elternteile – hier kommen sowohl Komplementarität als auch Gleichartigkeit zu Tage – sind Früchte, Früchte des Lebens für den kleinen K11, wie es scheint. Betrachtet man die Symbolik der Früchte, zeigt K11, dass er auch die Verschiedenheit der Eltern erkannt hat.

Dem Interview von K11 sind folgende Schwerpunkte zu entnehmen:

Bereich Lebenswelten Vater-Kind

Aus dem Interview ergibt sich, dass K11 und sein Vater „ganz viel Zeit“ miteinander verbringen, dass sie viel gemeinsam unternehmen. „Wenn wir z.B. irgendwohin fahren können, wenn einer da ist, dann können wir, wenn wir Lust haben, da hinfahren.“ Aber nicht nur unterwegs sein, auch zu Hause mit dem Vater spielen, das ist ihm wichtig: „Manchmal tun wir Lego spielen und Play Blade“.

Nur beim Jugi ju (Kartenspiel) steigt sein Vater aus, weil er das nicht so gerne spielt. Und die gemeinsamen Aktivitäten machen auch Spaß. Auf die Frage, was ihm denn am meisten Spaß mit seinem Vater mache, antwortet er: „Lego spielen und mit ihm irgendwo hinfahren.“

Am meisten mag er am Papa, dass dieser „so nett ist“. Mit Stolz auf den Vater berichtet er, „dass er arbeiten tut, dass er viel Geld verdient und die Mama auch. Und ich finde das toll, dass er mit mir spielt“. Hier merkt man auch, wie relativ Geld ist, K11s Vater ist Briefträger und kann sich sicher keinen Luxus leisten, aber K11 erlebt ihn als „reich“, weil er – gemeinsam mit seiner Frau, sie arbeitet halbtags in einer Lebensmittelkette – für das Leben sorgen kann. K11 hat auch einen Bezug zur Arbeit des Vaters, weil dieser ihn manchmal dorthin mitnimmt, er kennt auch die Arbeitskollegen des Vaters. K11 ist also eingebunden in die Welt, auch in die Arbeitswelt, des Vaters.

Bereich Komplementarität Vater – Mutter

Auch die Mutter spielt mit K11, aber andere Spiele – vor allem Jugi-Ju ist ihm da wichtig. Wenn K11 krank ist, dann kümmern sich beide Elternteile um ihn.

Wenn Mama und Papa streiten, ist das K11 aber nicht so ganz geheuer.

I. (Interviewer): „Streiten Mama und Papa manchmal?“

K11: „Nein, sie tun nur laut reden. Aber einmal war der Papa so wütend, dass er, glaube ich, ein Glas oder einen Teller kaputt gemacht hat.“

I.: „Wirklich, vor lauter Wut, gell?“

K11: „Ja, da war er in der Küche und hat, glaube ich, mit dem Ellbogen etwas runter geschmissen. Da habe ich meistens Angst, wenn sie sehr laut reden.“

Aus der „Lockerheit“, mit der K11 auch über diese Inhalte reden kann, spricht sein Vertrauen zu den Eltern.

Positive Väterlichkeit

I.: „Sag mal, was ist denn ein guter Vater für Dich, was glaubst du?“

K11: „Der spielt mit mir, unternimmt was, der viel mit mir spielt.“

K11 ist für sein Alter – er ist fünf Jahre alt – sprachlich schon sehr gut entwickelt.

Es ist noch nicht möglich, K11 die zeitliche Entwicklung der Triade stellen zu lassen, in seinem Alter verfügt er noch nicht über einen ausgeprägten Zeitbegriff. Im Alter von fünf Jahren können zudem noch nicht genügend familiäre Konstellationen dargestellt werden, um den Triadenverlauf zu dokumentieren.

Weitere Beispiele können im Forschungsbericht des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz „Lebenswelten Vater-Kind, Positive Väterlichkeit und männliche Identität“ nachgelesen werden.

Positive Väterlichkeit hat viele Gesichter, sie können in den **vier Persönlichkeitstypen von positiver Väterlichkeit zusammengefasst** werden.

3.2.3 Die vier Persönlichkeitstypen³ positiver Väterlichkeit

Ein Meilenstein in unserer Arbeit ergab sich eher zufällig. Bei einem fünfjährigen Mädchen, das eindeutig Kennzeichen von guter erfahrener Väterlichkeit zeigte, fiel uns im Kontakt mit dem Vater auf, dass dieser – nach den herkömmlichen Väterbildern – kein guter Vater sein konnte. Wir waren nahe daran, diese Familie aus der Studie herauszunehmen. Bei Durchsicht der Interviews kamen wir allerdings wieder zu dem Schluss, dass die Aussagen des Vaters, der Mutter und auch der Großmutter doch eindeutig in Richtung positiver Väterlichkeit gingen. Wir waren in einem Dilemma.

Wir analysierten noch einmal das Verhalten dieses Vaters, schließlich kamen wir zu dem Schluss, dass wir es hier mit einem Sonderfall von positiver Väterlichkeit zu tun hatten. Bei genauerem Hinsehen stellte sich heraus, dass es sich gar nicht um einen Sonderfall handelte, sondern dass man positive Väterlichkeit differenzierter betrachten muss. Wichtig ist dabei, nicht nur von den gängigen Inhalten positiver Väterlichkeit auszugehen, sondern vielmehr Väterlichkeit als einen ganzheitlichen Prozess zu sehen, in dem der Vater versucht, sein Kind, seine Kinder, so gut er es eben vermag, zuerst in das Leben hinein und dann in die Welt hinaus zu führen. Dieser Prozess kann völlig unterschiedliche Form annehmen und – vor allem in Verbindung mit einem komplementären Stil der Mutter – für das Kind sehr erfolgreich sein.

Worum geht es? Es geht um neue Sichtweisen, um den alten Mustern von Partnerschaft, Ehe und Familie neue Gestalt zu geben, es geht darum, den neuen Lebensformen eine Sprache zu verleihen, darum, diese Lebensformen auch in der Partnerschaft auszuhandeln: Denn das ist die Brücke und der Schlüssel zur komplementären Elternschaft. Die gegenseitige Ergänzung der Eltern ist notwendig, damit die Kinder und Jugendlichen in dieser Zeit unter optimalen Bedingungen heranwachsen können, damit sie positive Repräsentanzen von Mütterlichkeit, von Väterlichkeit und mehr noch, von vorbildlicher Komplementarität und positiver Paarbeziehung der Eltern aufbauen und verinnerlichen können, damit sie selbst gute Eltern werden und der Kreisel des Lebens sich weiterdreht.

³ Diese Persönlichkeitstypen wurden von Peter Ballnik entwickelt.

Wie sich in der Untersuchung abzeichnet, ist in einer gewissen Weise der Übergang von einem patrilinearen Familienmodell zu einem bilateralen vollzogen. Ein Kennzeichen des bilateralen Modells ist, dass Mutter und Vater sich individuell ergänzend und situationsbezogen aufeinander abstimmen. Dieser Prozess mag bewusst oder unbewusst geschehen. Die Kompetenzen und Performanzen sowohl des Vaters als auch der Mutter werden optimal kombiniert, um dem Kind, den Kindern die bestmögliche Be-Elterung, Erziehung zu bieten.

Dass Vater und Mutter komplementär handeln, also einander ergänzend – und nicht gleich – ist in seiner Bedeutung hervorzuheben. Wobei hier gilt: Die komplementäre Erziehung ist mehr als die Summe der Erziehung durch den Vater und die Erziehung durch die Mutter.

Nicht ein Elternteil entscheidet über die bestmögliche Entwicklung des Kindes, sondern die Synergie des Wahrnehmens, Fühlens, Denkens, Handelns und Planens sowohl der Mutter als auch des Vaters. Wesentlich an diesem Erfolg beteiligt sind natürlich auch das stützende soziale Netz, welches das Elternpaar im Hintergrund hat (also Großeltern, Tageseltern, später dann Kindergarten, Schule usw.).

Elternschaft kann also immer nur in der Synergie der Triade gesehen werden. Das macht die Erziehung spannend aber auch sehr komplex. Auf den Vater bezogen heißt das: Gute Väterlichkeit hat viele Gesichter. Im Folgenden möchten wir den Fokus vorerst auf die Rolle des Vaters legen.

Ein wichtiges Ergebnis der Studie ist: Für positive Väterlichkeit gibt es heute kaum Orientierung. Weder die Gesellschaft, noch die Religion geben eindeutige väterliche Normen vor, die der Mann, der Vater zu seinen individuellen Werten erklären kann. Der Bezug auf die an männlichen Bezugspersonen beispielhaft erlebte Väterlichkeit ist nicht eindeutig oder aufgespalten auf mehrere männliche Individuen, sowohl innerfamiliär als auch außerfamiliär. Auch das erschwert die Orientierung. Politische Vorgaben sind zur Zeit eher auf die erste Zeit mit den Kindern und auf pflegende, versorgende Aktivitäten beschränkt, für die noch weitgehend die Mütter verantwortlich zeichnen. Auch das kommt nicht unbedingt den väterlichen Bedürfnissen entgegen, begleiten diese doch eher in späteren Entwicklungsphasen

die Außenorientierung der Kinder. Da kommt es den väterlichen Ansprüchen doch mehr entgegen, für die Kinder das „Tor zur Welt“ zu sein. Diese politischen Vorgaben bergen eher die Gefahr in sich, die väterliche Orientierung noch mehr zu erschweren, weil es immer schwieriger wird, zu den männlichen Anteilen der Väterlichkeit zu stehen, diese Teile überhaupt wahrzunehmen und zu leben.

Wer oder was gibt den Vätern Orientierung? Wie wollen und können die Väter ihre Väterlichkeit in dieser Zeit leben? Vieles ist ungewiss. Gewiss jedoch ist, dass in unserem Kulturbereich Väterlichkeit heute mit der Partnerin ausgehandelt werden muss, das ist auch für die Entwicklung der Kinder bedeutsam. Doch der Übergang ist schwierig. Wir Menschen befinden uns in einer neuen Welt und tragen alte Muster, Archetypen und Mythen in uns.

Väterlichkeit ist immer persönlichkeitsbezogen, Väterlichkeit ist kein Mantel, in den man schlüpfen und den man wieder ausziehen kann. Für Väterlichkeit gibt es Leitlinien, aber keine Rezepte. Väterlichkeit kann nur in der Verbindung mit der eigenen persönlichen Identität greifen und jene Authentizität vermitteln, die es dem Kind, den Kindern ermöglicht, sie zu akzeptieren und anzunehmen. Dies bildet die Voraussetzung dafür, dass die Entwicklung einer väterlichen Beziehung zum Kind in Gang kommen und kontinuierlich über die Zeit hinweg wirken kann.

Typologien sollen die Wirklichkeit beschreiben, indem sie einen Raster an sie anlegen. Welchen Sinn erfüllen Typologien positiver Väterlichkeit? Sie versuchen Väterlichkeit ganzheitlich und umfassend zu erfassen und zu kategorisieren, ohne aber zu werten. Gerade die Beschreibung positive Väterlichkeit birgt die Gefahr vorschneller Bewertung in sich. Doch die soziale Wirklichkeit ist deutlich vielschichtiger, als dass man sie eindimensional auf ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ verkürzen könnte. Es gibt gewisse Grundvoraussetzungen und Grundqualitäten, diese wurden bereits unter der „Vaterpyramide“ (Kap. 3.2.1.) beschrieben, die bei jedem Vaternotyp gegeben sein müssen, sonst aber – vor allem in Verbindung mit einem komplementären mütterlichen Gegenpol – ist vieles möglich.

Väter sollen die Möglichkeit haben, bei sich zu sein, Väter sollen die Möglichkeit haben, authentisch zu sein, da ist es eher hinderlich, wenn das „Sollmodell“ zu weit

entfernt ist. Gut ist es, wenn sich ein Vater zu seiner Orientierung in einem oder zwei Typen wieder erkennt und dann seine Stärken ausweiten und, wenn möglich, ein Stück weit an seinen Schwächen arbeiten kann.

Letztlich geht es wieder um Beziehungsqualität zwischen Vater und Kind. Wenn dieses Band zwischen Vater und Kind wirken kann, steht für positive Väterlichkeit ein großer „Spielraum“ zur Verfügung.

Die hier vorgestellte Vätertypologie soll dazu beitragen, einerseits den Blickwinkel zu erweitern, unter dem Väterlichkeit gesehen werden kann, um dadurch andererseits die Palette an Möglichkeiten von Väterlichkeit beschreibbar und verhandelbar zu machen. Damit soll auch ein Beitrag zu einer gelingenden Komplementarität der Eltern – auch zum Wohle des Kindes – geleistet werden.

Vätertypologie

Im Prozess der Kategorisierung stießen wir auf vier Grundtypen, die – wenn sie gewisse inhaltliche Mindeststandards erfüllen, wie sie in der „Vaterpyramide“ zusammengefasst sind – sehr unterschiedlich und dennoch positiv wirksam sein können.

Diese Grundtypen sind wie Idealtypen im Sinne von Max Weber zu verstehen, die in der reinen Form kaum anzutreffen sind. Meist finden sich in der Realität Mischtypen bzw. so genannte Realtypen.

Dabei bieten einige der interviewten Väter eine gewisse Orientierung, weil diese zum Teil bestimmten Typen zugeordnet werden können. Um die unterschiedlichen Vätertypen plastisch darzustellen, wurden daher Zitate aus den Väterinterviews und Beispiele aus der Interaktionsanalyse verwendet.

Folgende Vätertypen wurden erarbeitet

- 1. der begeisternde Vater**
- 2. der einfühlende, empathische Vater**
- 3. der bodenständige, realitätsbezogene Vater**
- 4. der kreative Vater**

Jeder Vater folgt meist einem – eventuell auch zwei – dieser Leitmotive. Jeder Vätertyp hat gewisse Vorteile, birgt aber auch gewisse Gefahren in sich.

3.2.3.1 Der begeisternde Vater



Dieser Vater zieht seine Kinder in seiner Begeisterung mit, für ihn gibt es nichts Schöneres, als mit seinen Kindern die Welt zu erfahren und zu erleben. Dies geschieht oft in einer Art Abenteuer, das kann bis zu extremen Sportarten wie beispielsweise Klettern gehen. Oft sind es auch ganz alltägliche Gemeinsamkeiten, die seine Kinder mit ihm als Abenteuer erleben, z.B. ein gemeinsamer Schwimmbadbesuch, gemeinsames Kochen usw.

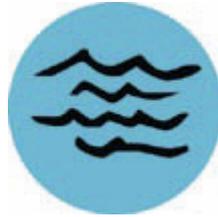
Häufig kommen von seinen Kindern Aussagen wie:

„Papa, du musst mitmachen, sonst ist es fad.“

Für diesen Vater stehen Begeisterung, Tatkraft, Dynamik, die Welt zu erfahren, Lebendigkeit, Abenteuer, Extraversion, Energie, Motivation, positiv geleitete Aggression und Veränderungsbereitschaft im Vordergrund.

Schwierig für die Kinder kann es werden, wenn sein Streben nach Autorität nicht mit dem Autonomiestreben der heranwachsenden Kinder einhergeht, wenn seine Begeisterung rücksichtslos wird, oder wenn seine Art in Unbeständigkeit, Hektik und Chaos mündet.

3.2.3.2 *Der einführende, empathische Vater*



Dieser Vater zeichnet sich durch seine Gelassenheit aus, durch seine Tiefe, durch sein Hinterfragen, er wirkt beruhigend, um Ausgleich bemüht, kompromiss- und konsensbereit, er durchschaut das Leben, er kann dem Kind folgen – er ist empfänglich, empfindsam, hingebungsvoll.

Für ihn ist Erziehung eine unendliche Folge von Verhandlungen, wichtig dabei ist, dass es immer wieder Grenzen gibt, „die beständig und nicht verhandelbar“ sind.

Schwierig für die Kinder kann es dann werden, wenn seine Passivität zu groß wird, wenn die Kompromissbereitschaft ausufernd wird, wenn seine Beeindruckbarkeit die so wichtige Grenzsetzung verhindert und wenn sein Wesen in Anhänglichkeit kippt.

3.2.3.3 *Der bodenständige, realitätsbezogene Vater*

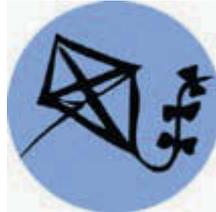


Dieser Vater ist durch seine Klarheit, durch seine Sicherheit, seine Verlässlichkeit, durch seine Realitätsbezogenheit bestimmt. Er ist sachlich, beständig, konventionell. Meist ist er ruhig und geduldig. Er ist ein Garant dafür, seine Kinder in die reale Welt zu führen.

Zu Unsicherheiten in der Entwicklung der Kinder kann dieser Vaternotyp führen, wenn es ihm nicht gelingt, die so wichtigen Freiräume für die Kinder zu öffnen, wenn sein

erzieherisches Vorgehen zu stark normiert, zu sachlich wird, vor allem wenn es einem rigiden Verhaltenskodex folgt. Die positive Väterlichkeit verlässt dieser Vater auch dann, wenn seine Beziehung zu den Kindern unpersönlich wird.

3.2.3.4 Der kreative Vater



Dieser Vatertypus zeichnet sich durch seine Flexibilität, seine Vielseitigkeit, seine Wendigkeit, seine Kreativität, seine Innovation, sein spielerisches Sein mit den Kindern aus. Interesse, Neugier, Kontakt stehen im Vordergrund.

Schwierig für die Kinder kann dieser kreative Vater werden, wenn sein Verhalten zu stark in den Willensdrang, in Instabilität, Unruhe, Rastlosigkeit, Sprunghaftigkeit, Ablenkung, in zu starke Diplomatie und Unverbindlichkeit geht. Die Bereiche positiver Väterlichkeit werden vor allem dann verlassen, wenn sein kreatives Wesen in Unberechenbarkeit und Unzuverlässigkeit mündet.

Wie sieht positive Väterlichkeit als Teil einer familienfreundlichen Gesellschaft aus? Es gibt viel mehr positive Väter als man glaubt, oft sind die Faktoren positiver Väterlichkeit nicht bewusst. Was sind die wesentlichen Faktoren der positiven Väterlichkeit?

3.2.4 Die wesentlichsten Ergebnisse der Studie „Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität“ (BMSG 2005a)

Betrachtet man die Ergebnisse dieser Studie, so kann man beruhigt sein: Um väterliche Qualität und um die Lebenswelten Vater-Kind ist es in Österreich insgesamt gut bestellt. Sobald ein Mann Vater ist und die Beziehung zur Mutter des gemeinsamen Kindes intakt bleibt, können sich meist positive Väterlichkeit und gute Vater-Kind-Lebenswelten entwickeln. Aber auch bei Scheidung oder Trennung der

Eltern ist es möglich – wenn bestimmte Voraussetzungen erfüllt werden –, dass positive Väterlichkeit erhalten bleibt und sich weiter entwickeln kann.

Drei Parameter positiver Väterlichkeit wurden in dieser Studie erhoben/beleuchtet/untersucht:

- die wichtigsten Qualitäten (z.B. den Kindern Zeit zu widmen)
- die bedeutendsten Aktivitäten (z.B. das gemeinsame Gespräch)
- wie Vater und Mutter einander ergänzen (Komplementarität)

Festgestellt wurde ein förderlicher Zusammenhang zwischen positiver Väterlichkeit und männlicher Identität (wie man sich als Mann fühlt und wie man als Mann gesehen wird). Dieser Punkt wurde bereits in Kapitel 2: Männer, unter dem Punkt 2.4. näher ausgeführt. Beschrieben wird, in welcher Form sich der kulturelle Wandel von männlich bestimmten (patrilinearen) zu geschlechtlich ausgewogenen (bilateralen) Verwandtschaftsbeziehungen abzeichnet. Weitere Erkenntnisse der Studie sind: Positive Väterlichkeit ist trotz Trennung oder Scheidung der Eltern möglich. Und: Für positive Väterlichkeit gibt es kein Rezept, sie hat viele Gesichter.

Betrachtet man die egalitäre Verteilung der Erziehungsfunktionen als ein wesentliches Kennzeichen positiver Väterlichkeit, sind 41,6% der Väter in der repräsentativen Stichprobe bereits am Ziel, die anderen sind gut unterwegs. Positive Väterlichkeit ist zeitlich und inhaltlich nicht punktuell zu sehen, sondern als lebenslanger Prozess, der nur in der Komplementarität mit der Mutter gelingen kann. Nicht diskutiert wird, dass immer weniger Männer überhaupt Väter werden.

3.2.4.1 Wesentliche Qualitäten positiver Väterlichkeit

Positive Väterlichkeit umfasst die Fähigkeit, Verantwortung für das Kind zu übernehmen und ein verlässlicher Ansprechpartner für das Kind zu sein. „Gute Väter“ – ihre positive Väterlichkeit wurde bei einem ihrer Kinder mit projektiven Verfahren bestätigt – nehmen das Kind ernst, begegnen ihm mit Zuneigung,

Offenheit und Verständnis und widmen ihm Zeit. Hinsichtlich der wesentlichen allgemeinen und speziellen Kennzeichen positiver Väterlichkeit stimmen „gute Väter“ mit ihren Partnerinnen und Kindern weit gehend überein.

Die Qualität der Verantwortung steht vermutlich in einem traditionellen Kontext, nachdem auch die Großeltern sie als wesentliche väterliche Eigenschaft betrachten. Bei den befragten „guten Vätern“ der heutigen Generation treten jedoch zu dieser überlieferten Qualität Eigenschaften mit deutlich emotionellem Charakter hinzu, wie etwa der Ausdruck von Zuneigung zum Kind.

In der direkten Interaktion zwischen Vater und Kind wurde vor allem das Phänomen der Zuwendung durch achtsames Sich-Einstellen auf das Kind und durch volle Präsenz des Vaters beobachtet. Positive Väterlichkeit unterscheidet im direkten Umgang zwischen dem mit dem Sohn und jenem mit der Tochter.

„Gute Väter“ verzichten auf Gewalt und auf das unkontrollierte Ausleben ihrer Affekte. Wesentlich wird durch die Väter erachtet, die Kinder nicht zur Einlösung eigener unerfüllter Ansprüche heranzuziehen oder sie zu idealisieren. Desinteresse wird ebenfalls als negative väterliche Eigenschaft angesehen. Diese Feststellungen werden großteils auch durch die Partnerinnen, die Kinder und durch die Großeltern des Vaters bestätigt.

3.2.4.2 Die wichtigsten Aktivitäten „guter Väter“

Als wichtigste Aktivitäten mit ihren Kindern sehen „gute Väter“ das Gespräch, gemeinsames Spiel und sportliche Aktivitäten, gemeinsame Rituale (z. B. zu Bett bringen), Wissensvermittlung und körperliche Begegnungen (Toben, Tollen, Kuscheln).

Grundsätzlich stimmen beide Elternteile darin überein, dass die Väter mit ihren Kindern vor allem eine genussvolle Lebenswelt teilen. Väter wie Mütter erachten

diese spielerische, sportliche, entspannende und kommunikative Freizeit, die Väter mit ihren Kindern verbringen, für die Entwicklung der Kinder als förderlich.

Aus der Sicht der Kinder nimmt Lernen und Wissensvermittlung durch und mit dem Vater einen relativ hohen Stellenwert ein. Allerdings wird darunter häufig nicht die eher mit der Mutter geteilte schulische Aufgaben- und Lernroutine verstanden, sondern vorwiegend die Auseinandersetzung mit und das gemeinsame Erforschen von neuen Wissensgebieten sowie die Information über Sachfragen.

Bei der Beobachtung der direkten Interaktion lässt sich positive Väterlichkeit in einer Haltung von Achtsamkeit und in der Wahrnehmung der Besonderheiten des Kindes erkennen. Außerdem ist ein differenzierter Umgang mit Sohn oder Tochter nachvollziehbar, so konnten Unterschiede im Sprachgebrauch, im Körper- und Blickkontakt und in der Sachbezogenheit festgestellt werden.

3.2.4.3 Der Faktor Zeit

Die Kontinuität der Beziehung „guter Väter“ zu ihrem Kind wird durch ein täglich zur Verfügung stehendes Zeitausmaß von 1 bis 2 Stunden sichergestellt. Diese Zeit schränkt sich bei Jugendlichen auf ca. 1/2 Stunde täglich ein. Am Wochenende widmen die „guten Väter“ ihren Kindern – unabhängig von deren Lebensalter – rund 3 bis 4 Stunden pro Tag.

Mehr als die Hälfte der befragten Kinder wünscht zwar, mehr Zeit mit dem Vater zu verbringen, dennoch ist die Zeit nicht das maßgeblichste Kriterium einer guten Vater-Kind-Beziehung, sondern deren Qualität. Die Beziehungsqualität zwischen Vater und Kind ist nur dann gegeben, wenn ein Mindestmaß mit dem Kind verbrachter Zeit ihren Aufbau ermöglicht.

3.2.4.4 Der Vater als „Tor zur Welt“

„Gute Väter“ erfüllen eine dem Entwicklungsalter der Kinder entsprechende „Weltöffnungsfunktion“. Während im Babyalter die Förderung der motorischen Fähigkeiten und generelle Motivation und Ermutigung im Vordergrund stehen, treten im Kleinkindalter die Förderung von speziellen Kenntnissen, Fähigkeiten und Fertigkeiten sowie die Kontaktpflege zur Umwelt hinzu, mit dem Volksschulalter auch die Diskussion von Einstellungen und Meinungen.

Im Hauptschulalter und in der Jugendzeit eröffnen die Väter vor allem durch die grundsätzliche Förderung von Interessen den Zugang zur Welt. Im Jugendalter werden zudem Ermutigung und das Vertrauen in die Fähigkeiten wieder bedeutsam, als Voraussetzung für die Verselbständigung und die Ablösung von der Familie. Die Jugendlichen sehen den Vater in diesen Lebensabschnitten auch als eine Brücke zur Berufswelt.

3.2.4.5 Zusammenarbeit, Komplementarität zwischen Vater und Mutter

Die Geburt des ersten Kindes wird durch die Väter der qualitativen Befragung – aber auch von den Müttern – als einschneidendes Erlebnis gesehen, das eine Neuverteilung von beruflicher und privater Arbeit zur Folge hat. Hinzu kommt die Versorgungs- und Erziehungsleistung für das Kind.

76 % der „guten Väter“ sehen die Bedeutung der Vaterrolle spätestens nach den ersten Lebensjahren des Kindes mit der Mutterrolle als gleichwertig. 100% der „guten Väter“ schätzen das Engagement in der Betreuung der Kinder durch ihre Partnerin als von Anfang an erwünscht ein und betrachten dieses Engagement als eine gegebene Notwendigkeit. Die Phase der intensivsten väterlichen Beziehung zum Kind setzt ein wenig später, nämlich mit dem 1. – 3. Lebensjahr, das heißt, mit dem Spracherwerb, ein. Ihre Rolle sehen Väter im frühesten Kindesalter in der Begleitung und Entlastung der Mutter sowie in einer Versorgungsfunktion bei ihrer Abwesenheit. „Gute Väter“ betrachten sich zu 80% im gleichen Ausmaß in der Erziehung engagiert wie die Mütter. Ein partnerschaftlich gleichwertiges Erziehungsengagement kann somit aus Sicht der Väter und der Mütter als wesentliches Kennzeichen positiv

gestalteter Vater-Kind-Beziehung gewertet werden, wobei dies nicht mit der „Halbe-Halbe Ideologie“ zu verwechseln ist.

Die gelungene Komplementarität zwischen „guten Vätern“ und den Müttern ihrer Kinder drückt sich in einer weit gehenden Übereinstimmung in den wichtigsten gemeinsamen Bereichen aus: Verteilung der Erziehungsaufgaben (80%), Gleichwertigkeit der Mutter- und Vaterrolle (78%), väterliches Engagement im Haushalt (88%), gegenseitige Beeinflussung von Männlichkeit und Väterlichkeit (52%) und gemeinsamer Kinderwunsch (75%). Selbst einschneidende Motive – wie zeitliche Verfügbarkeit – werden vorwiegend gleich bewertet. Auch bestehende Veränderungswünsche stellen das getroffene Arrangement nicht grundsätzlich in Frage. Schließlich zeigen die Paare auch bezüglich der Erziehungsinhalte vielfach Übereinstimmung. Sowohl Väter als auch Mütter meinen, zumindest in Grundfragen der Erziehung Konsens zu erzielen. Dieses zwischen den Eltern ausgehandelte Arrangement bildet eine wesentliche Voraussetzung ihrer partnerschaftlichen Zufriedenheit.

3.2.4.6 Väterlichkeit und Mütterlichkeit sind verschieden

Zum ersten unterscheiden sich die Aktivitäten der Eltern mit den Kindern in ihren Schwerpunkten, zum zweiten werden auch jene Aufgabenbereiche, die durch beide Elternteile wahrgenommen werden (Gespräche und Kommunikation mit dem Kind, gemeinsames Spiel, Wissensvermittlung und körperlicher Kontakt), unterschiedlich gelebt.

Die zwischen Vater und Kind geteilten Aktivitätsfelder stimmen wesentlich mit jenen pädagogischen Aufgabenfeldern überein, für die sich die Väter auch verantwortlich fühlen. Es sind dies Spiel, soziale Kontaktpflege und die Gestaltung von Alltagsritualen. Die Mütter hingegen messen der subtilen körperlichen Begegnung der Väter mit den Kindern höchste Bedeutung zu.

Als mütterliche Schwerpunktbereiche sehen Väter die gemeinsame Zubereitung von Mahlzeiten sowie Wissensvermittlung und Lernhilfe.

Dort, wo Aufgaben durch beide Eltern wahrgenommen werden, geschieht dies vorwiegend auf differente Art und Weise. Dies gilt aus Sicht der Väter vor allem für

den Sozialkontakt und die Kommunikation sowie für den spielerischen Umgang. Gemäß der Wahrnehmung beider Eltern trifft das auch auf gemeinsame Rituale, die sanften körperlichen Kontakte und die Wissensvermittlung zu. Diese Unterschiede werden auch durch die Kinder bestätigt.

3.2.4.7 *Kinderwunsch – die Zeit davor*

Für die Entwicklung positiver Väterlichkeit ist ein beidseitiger Kinderwunsch förderlich – auch wenn die Geburt des Kindes nicht unbedingt zum „idealen“ Zeitpunkt passieren muss. Weiters ist es hilfreich, sich in der Phantasie bereits konkret mit dem Kind auseinander zu setzen, wobei diese Auseinandersetzung nicht sehr intensiv sein muss. Ebenso erwies sich die emotionale Auseinandersetzung mit dem Kind während der Schwangerschaft (von der freudvollen Einstellung bis hin zur Beschäftigung mit Angst und Unsicherheit) als förderlich. Positive Väterlichkeit zeigt sich sowohl durch die gemeinsame aktive Geburtsvorbereitung mit der Mutter des Kindes als auch durch die väterliche Beteiligung an der Geburt.

Von Anfang an beeinflusst die väterliche Einstellung die Beziehungsqualität zum Kind erheblich. Einstellungen wie „das Kind willkommen zu heißen“, „es als Geschenk zu betrachten“ – also die Wertschätzung von Kindern – haben positive Auswirkung auf die Gestaltung der Lebenswelten Vater-Kind. Diese Wertschätzung der Kinder wird aber auch durch den Umgang mit ihnen angeregt oder bestätigt. Grundsätzlich ist die Wertschätzung des Kindes für eine positive Bewältigung des Übergangs zur gelebten positiven Vaterschaft bedeutsam.

3.2.4.8 *Positive Väterlichkeit und männliche Identität*

72% der „guten Väter“ sehen zwischen den Faktoren Männlichkeit und Väterlichkeit einen förderlichen Zusammenhang. Sehr häufig lässt sich eine starke Abgrenzung der Väter gegenüber negativ bewerteten männlichen Rollenbildern erkennen. Die ablehnende Haltung gegenüber „Macho“ und „Softie“ führt wohl auch generell zur fehlenden Bereitschaft, sich mit der Umsetzung von Männerbildern im väterlichen Verhalten näher auseinander zu setzen.

3.2.4.9 Gesellschaftlicher Wandel – Übergang von patrilinearen zu bilateralen Beziehungen

Eines der Ergebnisse dieser Studie ist, dass der Wandel vom patrilinearen zum bilateralen Verwandtschaftstypus für den Vater nicht die Entmachtung in seiner familiären Position mit sich bringt, sondern die Eröffnung eines mit der Partnerin komplementär gestaltbaren Raumes bedeutet.

Die egalitäre Verteilung der Erziehungsfunktionen ist ein wesentliches Kennzeichen guter Väterlichkeit. Ein Aushandeln der Erziehungsaufgaben wird zwischen den Eltern unter Berücksichtigung der elterlichen Kompetenz, ihrer beruflichen Position und nicht zuletzt der Entwicklungsanforderung des Kindes (der Kinder) gepflegt. Die Komplementarität der Elternfunktionen ist typisch für gute Väterlichkeit und Elternschaft. „Gute Väter“ und deren Partnerinnen sehen zudem die Erziehungsfunktionen zu einem hohen Prozentsatz als gleich unter sich verteilt (zu 80% der qualitativen Untersuchung – mit nachweisbar positiver Väterlichkeit – gegenüber 41,6% der quantitativen Erhebung).

Das Bild des guten Vaters hat sich gewandelt. Nach wie vor stellt zwar die väterliche Verantwortung ein wesentliches Charakteristikum dar. Im Vergleich zur Großelterngeneration hat sich jedoch eine Veränderung vom Vater als eher emotional distanzierterm Familienernährer zum nahen, emotional engagierten Vater vollzogen.

Die Verantwortung „guter Väter“ besteht im Mittragen der Erziehung und weniger als früher, in der sanktionierenden Macht der Reglementierung. Dies ist auch mit ein Grund, weshalb sich „gute Väter“ ihre eigenen Väter nur beschränkt (zu 44%) zum Vorbild nehmen können. Das bedeutet jedoch nicht, dass die Väter zur Großelterngeneration vorwiegend problematische Beziehungen unterhalten (zu 68% pflegen sie gute Kontakte) und dass diese in die Betreuung der Kinder nicht eingebunden wird. Einzig im ländlichen Raum konnte im Zuge der quantitativen Erhebung unter den Vätern eine vermehrte Orientierung an einer traditionellen Aufgabenteilung festgestellt werden.

Die erlebte positive Väterlichkeit belohnen die Kinder und Jugendlichen mit der Suche nach väterlicher Nähe, Vertrauen und freudvoller Zuwendung. Wie sich in der Interaktionsanalyse deutlich zeigt, genießen Vater und Kind das Miteinander. Väter können in den Interaktionen ein die Entwicklung förderndes – jedoch ihre Kinder nicht überforderndes – Milieu herstellen.

Väter übernehmen vorwiegend die Freizeitgestaltung mit den Kindern, ein Grund dafür kann sein, dass sie von ihrer Ernährerfunktion vielfach nicht entlastet werden. Ein weiterer Grund kann auch in einer partnerschaftlich einander ergänzenden Aufteilung der familiären Gesamtverantwortung liegen. Als Teilzeitbeschäftigte bleiben die Mütter aus diesen Gründen zumeist hauptverantwortlich für den Haushalt und für die tägliche, teilweise auch schulische Routine der Kinder.

Der Wandel zu einer bilateralen Gestaltung elterlicher und verwandtschaftlicher Beziehung ist voll im Gange. „Gute Väter“ haben gelernt, die mit dieser Veränderung einher gehenden Chancen eines vermehrten individuellen Freiraums zur Gestaltung der väterlichen Lebenswelt zu nutzen. Gemeinsam und in Abstimmung mit einer – vielleicht auch (unbewusst) nach dem Kriterium der grundsätzlichen Eignung zur gegenseitigen Ergänzung ausgesuchten – Partnerin bewältigen sie den Balanceakt zwischen Erziehung der Kinder und erfolgreicher Berufstätigkeit. Die Gewichtung zwischen Familie bzw. Kind/ern und Beruf muss ebenso wie die elterliche Aufgabenteilung immer wieder hinterfragt und verändert werden. Dennoch können „gute Väter“ die Gemeinsamkeit mit den Kindern genießen und stellen sich mit Freude ihrer väterlichen Verantwortung.

3.2.5 Positive Väterlichkeit bei Trennung oder Scheidung der Eltern

Aus der Studie geht hervor, dass es auch bei einer Trennung der Eltern möglich ist, gute Lebenswelten Vater-Kind bzw. positive Väterlichkeit zu erhalten und weiterzuentwickeln.

Dazu waren aus der Sicht der Qualität des direkten Kontaktes von Vater und Kind (mit einer Ausnahme) keine Unterschiede festzustellen, ob die Väter jeweils mit der Mutter des Kindes zusammen leben oder nicht. Die Begegnungen und Kontakte zwischen Vater und Kind erschienen bei getrennt lebenden Vätern eher intensiver,

was angesichts der Tatsache verständlich ist, dass Vater und Kind all das, was ihre Beziehung trägt, entwickelt, fördert und festigt, in einer kurzen Besuchszeit miteinander leben müssen.

Bedingungen der Aufrechterhaltung einer positiven Vater-Kind-Beziehung bei Trennung der Eltern sind:

- Dem Vater muss es vor der Trennung gelungen sein, eine tragfähige Beziehung bzw. Bindung zum Kind aufzubauen. Beiden Elternteilen muss es während und nach der Trennung möglich sein, die Bedeutung der Vater-Kind-Beziehung für die kindliche und jugendliche Entwicklung zu sehen. Nur so kann eine Basis gelegt werden, die auch nach einer Trennung oder Scheidung weiter trägt.

- Während und nach der Trennung muss es beiden Elternteilen möglich sein, den Trennungs- oder Scheidungskonflikt zum Partner von der Beziehung zum Kind zu trennen. Dadurch kann verhindert werden, dass das Kind in die „Mühle“ des Scheidungs- oder Trennungskonflikts gerät und dabei in verschiedenster Weise (Übertragung des Konfliktes auf das Kind, Missbrauch des Kindes als Stellvertreter oder Partnerersatz) „unter die Räder“ kommt.

Auf diese Art und Weise können beide Elternteile die organisatorischen Strukturen – die zeitliche ist dabei die Wichtigste – so anlegen, dass das Kind gut zwischen der „Papawelt“ und der „Mamawelt“ hin und her pendeln kann, ohne dabei in Loyalitätskonflikte zu geraten oder gar in diesen verharren zu müssen. Die gemeinsame Obsorge bietet eine gute Basis für dieses Vorhaben.

Auf die weiterführenden Fragen:

- Wie schreitet die psychische, die kognitive, die leibliche Entwicklung von Kindern langfristig voran, wenn die Eltern getrennt leben?
- Wo bleibt die Orientierung des Kindes hinsichtlich der Entwicklung von zwischenmenschlicher Partnerschaft zwischen Mann und Frau, wenn das positive Erleben funktionierender Partnerschaft fehlt? Wie wirkt sich dieses Fehlen auf eigene Partnerschaften aus?

kann ihm Rahmen dieser Studie nicht eingegangen werden.

Auch wenn die Trennung der Eltern für das Kind zum Glück nicht immer mit dem Verlust eines Elternteils einhergeht, so stellt sie doch für das Kind, die Kinder eine große Belastung dar (Fidgor 1997, Napp-Peters 1995).

Was muss die Politik tun, damit diese positive Väterlichkeit gelebt werden kann?

3.2.6 Anregungen an die Politik

Keinem Elternpaar bleibt es erspart, sein Beisammen-sein, sein gemeinsames Eltern-sein miteinander und auch gegeneinander auszuhandeln, um zu einem lebbareren Kompromiss, wenn möglich zu einem Konsens zu gelangen. Dieser weit gehende Konsens ist nach den Untersuchungsergebnissen jener Nährboden, auf dem positive Väterlichkeit wachsen und sich entwickeln kann.

Dazu ist es wichtig, sich von einer Position der Gleichartigkeit und Gleichmacherei der Geschlechterrollen zu verabschieden. Das bedeutet nicht, sich von der Grundforderung gleicher Entlohnung bei gleicher Leistung, oder von einer Gleichberechtigung von Mann und Frau in den Hierarchien der Arbeitswelt zu distanzieren. Aber es heißt, sowohl männlicher als auch weiblicher Identität individuell genügend Raum zu geben, um die jeweilige Lebenswelt unterschiedlich gestalten zu können.

Die Politik, aber auch die Arbeitswelt müsste auf diese gewünschte Flexibilität der Eltern reagieren. Es müssen passende Rahmenbedingungen für verschiedenartige Wege der elterlichen Komplementarität geschaffen werden. Für die elterliche Entwicklung ist es hemmend, in eine starre, vorgegebene Schiene gepresst zu werden.

Wichtig für die Politik ist es auch, Väterlichkeit, Mütterlichkeit, Elterlichkeit in ihrer fortschreitenden Entwicklung zu beachten. So ist beispielsweise die Gewährung von Väterkarenz einerseits für die einen Väter zu wenig, andererseits für manche Väter gar nicht notwendig. Für die kindliche und auch für die väterliche Entwicklung ist es wichtig, dem Kind, nicht nur unmittelbar nach der Geburt, sondern auch bei anderen Übergängen der Kindheit und Jugendzeit (zum Kindergarten, in die Schule, in den Beruf) verstärkt zur Seite stehen zu können. Dafür gilt es, flexible Modelle bereit zu

stellen (Lebensarbeitszeitmodelle, flexible Arbeitszeitgestaltung, Möglichkeit zur Heimarbeit usw.).

Für die Arbeitswelt ist es wesentlicher, das Bild des Vaters in der Öffentlichkeit und in der Berufswelt zu verändern, als es durch starre Vorgaben der Gesetzgebung zu reglementieren. Es sollte den Vätern möglich sein, ihre individuellen väterlichen Bedürfnisse direkt mit ihrem Betrieb, ihrer Institution auszuhandeln, ohne um ihren Arbeitsplatz fürchten oder sich zwischen Familie und beruflichem Aufstieg entscheiden zu müssen. Um diese Brücke zwischen familiärer Welt, der Gesellschaft und dem Betrieb zu schlagen und auf die Bedürfnisse der Väter verstärkt aufmerksam zu machen, bedarf es neuer politischer Ideen.

Um dies zu bewerkstelligen, müssten nicht nur die unterschiedlichen Rollen des Menschen – Vater, Mutter, Kind –, sondern auch die Identität des Menschen, seine gesamte Lebenswelt in den Blickpunkt rücken. Vor allem die Auseinandersetzung mit männlicher und väterlicher Identität muss auch durch die Politik vermehrt gefördert und gefordert werden. Für den Mann und Vater sind Erziehung, Familie und Gemeinsamkeit mit den Kindern noch nicht in einer Art und Weise im öffentlichen Bewusstsein verankert, wie es für die Entwicklung der Gesellschaft förderlich wäre (Stichwort Geburtenrückgang).

Lebensarbeitszeitmodelle sowie ein gleichberechtigtes Nebeneinander von Berufs- und Familienwelt sind gefragt – um so mehr, als im Idealfall beide Welten von einander profitieren. Vorteile, die diese Balance auch für das Unternehmen bringen kann (Schlagworte dazu sind die Förderung von soft skills, Mitarbeiterbindung), müssten nicht nur stärker beforscht, sondern auch durch einen „Imagewechsel“ ins Bewusstsein gerückt werden, wozu auch die Politik verstärkt beitragen kann.

Dieser Einstellungswandel braucht veränderte politische, gesellschaftliche (Schaffung von Einstellungen und Infrastrukturen in der Partnerschaft) und vor allem institutionelle (Arbeitswelt) Rahmenbedingungen. Dabei gilt es, grundsätzlich den Stellenwert des Zusammenlebens mit Kindern zu erhöhen.

Um für die Kinder positive Väterlichkeit auch nach Scheidung oder Trennung der Eltern zu erhalten, ist eine Scheidungsjustiz nötig, die ihren Fokus vermehrt auf dieses Thema legt. Zur besseren Anpassung der bereits bestehenden Gesetzgebung an die Bedürfnisse der Kinder und Väter wäre es notwendig, Richtern und Anwälten die Bedeutung des Vaters für das Kind durch Schulungen zu vermitteln.

Ein gesellschaftlich schwer wiegendes Problem besteht darin, dass tendenziell immer weniger Männer Väter werden:

- Tatsächlich lässt sich weniger als die Hälfte der zeugungsfähigen Männer in Österreich auf dieses Wagnis ein (Statistik Austria 2005b).
- Ein durchaus zulässiger Vergleich mit Deutschland zeigt, dass 25% der Männer zwischen 20 und 39 Jahren angeben, nicht Vater werden zu wollen. Vor zehn Jahren waren es erst 12% (Baumann 2005, S. 5). 40% der Frauen Deutschlands zwischen 35 und 44 Jahren in gehobeneren Positionen haben keine Kinder (Familienspiegel, zit. nach Le Camus 2001, S.27).
- Die Geburtenzahlen haben sich zwischen dem geburtenstärksten Jahrgang 1963 und 2003 nahezu halbiert (von 134.809 auf 76.944). (Statistik Austria 2005b, S. 84)

Wenn mehr Kinder erwünscht sind, dann gilt es, bei diesen Problemen anzusetzen, durch Einstellungswandel und Schaffung von geeigneten Infrastrukturen, die es den Elternpaaren ermöglichen, jene Form von Elternschaft zu wählen, mit der sie gut leben können. Dazu sind auch Lohnniveaus oder Lohnersatzleistungen (Familieneinkommen) notwendig, die es auch einem Alleinverdiener – sei es nun Vater oder Mutter – gestatten, die Familie zu ernähren, ohne dass diese dabei aus dem ökonomischen Rahmen fällt.

Wenn Männer erst einmal Väter sind, kommen sie meist mit dieser Rolle recht gut zurecht und können diese auch genießen. Auch wenn sie manchmal zu ihrem Glück überredet wurden:

„Die Entscheidung dann, die kam eigentlich von der A. (Partnerin), die mir alle Vorteile erzählt hat von Kindern, ... die Initiative ist eher von der A. ausgegangen ... aus heutiger Sicht sage ich, ich bin ihr ewig dankbar.“

Der wohlbekannte Spruch „Vater werden ist nicht schwer, Vater sein dagegen sehr“ ist heutzutage wohl umzudrehen:

„Vater sein ist nicht so schwer, Vater werden heute sehr.“

Um dieser Entwicklung entgegenzuwirken, wird nur die finanzielle Unterstützung von Vaterschaft nicht ausreichen. Hier geht es um Einstellungen; um Einstellungen zu Kindern, zur Partnerschaft, zum Leben.

Die eigentliche Frage ist, was kann langfristig getan werden, damit die Menschen es lernen, das Leben mit Kindern wert zu schätzen und zu lieben. Die Qualität des Seins zu dritt (zu viert, zu ...) muss, wie auch in den qualitativen Interviews beschrieben, wieder ein Stück weit „Sinn des Lebens“ werden.

Die jungen Männer wollen die Rolle als Vater der heutigen bilateralen Form von Partnerschaft entsprechend mehr wahrnehmen, als sie bei ihnen durch ihre Väter wahrgenommen wurde, eine Erkenntnis, die auch aus der Studie „Jugendliche Familienfähigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Väterthematik“ des BMSG (2004a) hervorgeht.

Durch die hohe Scheidungsrate und andere Formen der Vaterentbehmung muss von den Kindern und Jugendlichen ein großer Verzicht geleistet werden. Hier besteht die Gefahr, dass sich dieses Vakuum der Vaterentbehmung negativ auf die nächste Generation der Väter auswirkt.

3.3 „Vaterentbehmung – eine Literaturstudie“ (BMSG 2003a)

Das Ziel dieser Literaturstudie war es, die österreichische und die internationale Fachliteratur dahingehend zu analysieren, wie sich Vaterentbehmung in der Kindheit bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen auswirkt und ob sie zu psychischen Störungen in der Entwicklung führen kann.

Was bedeutet Vaterentbehmung?

Das Thema ist deshalb so komplex, da die Entbehmung des Vaters auf unterschiedliche Weise erfolgen kann. Vaterentbehmung kann unterschiedliche Gründe haben: Tod des Vaters durch Erkrankung, Suizid, Unfall, kriegerische Ereignisse; die temporäre oder dauernde Trennung der Eltern durch Scheidung – was der häufigste Grund der Vaterentbehmung ist -, durch Haftstrafe des Vaters, einen beruflichen Auslandsaufenthalt. Nicht nur die physische An- oder Abwesenheit

des Vaters ist von Bedeutung, auch die mangelnde Rollenerfüllung können Ursachen dafür sein, dass Kinder den ihnen zustehenden Vater entbehren müssen.

3.3.1 Zusammenfassung der Ergebnisse der Literaturstudie

Nach den Ergebnissen der Forschung der letzten Jahrzehnte ist die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes unbestritten. Die Rolle des Vaters muss im familiären Kontext gesehen werden und umfasst sowohl ökonomische, als auch soziale und emotionale Aspekte. Kinder können sich vom ersten Lebensjahr an an beide Elternteile binden; Väter können ihre Kinder durch ihre spezifische Form der Interaktion besonders in der Motorik und der Selbständigkeit fördern.

Vaterentbehrung kann für Kinder schädlich sein, sofern wichtige Bedürfnisse der Kinder nicht erfüllt werden. Viele Menschen entwickeln sich trotz Vaterentbehrung im Kindesalter ohne Auffälligkeiten. Das Aufwachsen mit einem stützenden, einfühlsamen, fördernden und Grenzen setzenden Vater wird als Bonus für die weitere Entwicklung betrachtet.

Punktuell können die Ergebnisse wie folgt zusammengefasst werden:

1. Die Entbehrung eines Elternteiles wird sehr häufig mit Vaterentbehrung gleichgesetzt, z.B. in der Scheidungsforschung und bei Ein-Elternfamilien generell.
2. Vaterlose Familien haben ein hohes Risiko, ökonomisch benachteiligt zu sein.
3. Die ökonomische Benachteiligung allein erklärt jedoch nicht die Verhaltensauffälligkeit von Kindern nach Vaterverlust bei Trennung der Eltern.
4. Die Reaktionen der Kinder auf Verlust des Vaters durch Scheidung, durch Tod oder auf den vermissten Vater sind unterschiedlich und werden durch das Geschlecht des Kindes und das Alter zum Zeitpunkt des Vaterverlustes mitbestimmt.

5. In Familien von allein erziehenden Vätern und Müttern tendieren Buben bereits im Schulalter zu externalisierendem Verhalten, Mädchen haben hingegen erst im Jugendalter die Tendenz zu Auffälligkeiten. Das Risiko für Verhaltensauffälligkeiten ist in diesen Familien größer als in Stieffamilien und in Kernfamilien am geringsten.
6. Stiefväter können zu einer Verbesserung der Lebensbedingungen und Entwicklungschancen der Kinder beitragen. Besonders Buben scheinen in ihren schulischen Leistungen von einem Stiefvater zu profitieren. Kinder in Stieffamilien wünschen zumeist weiterhin Kontakt zum leiblichen Vater.
7. Im Jugendalter sind Leistungsprobleme und Normenübertretungen bei Scheidungskindern, bei männlichen mehr als bei weiblichen, häufiger als bei Kindern aus Kernfamilien.
8. Erwachsene, die in Scheidungsfamilien aufgewachsen sind, haben ein höheres Risiko für den Abbruch von Lebensgemeinschaften und Ehen und haben weniger intergenerativen Austausch.
9. Vaterentbehrung kann im Erwachsenenalter Beziehungs- und Partnerschaftsprobleme sowie emotionale Störungen zur Folge haben. Generell sind Auswirkungen von Vaterentbehrung im Erwachsenenalter und im Alter kaum erforscht.
10. Die Förderlichkeit der in Österreich gerichtlich geregelten Besuchsrechtsausübung bei Scheidungskindern in einem üblicherweise 14-tätigen Rhythmus ist durch die Forschung nicht belegt. Zumindest wöchentliche Kontakte können nach neuesten Forschungen bei Scheidungskindern eine ähnliche Vaterbeziehung etablieren wie in Kernfamilien. Der Verlust des Vaters dürfte nach neuester Forschung für Kinder eine größere Belastung darstellen als der elterliche Nachscheidungs-Konflikt.

11. Auch Kleinkinder können unter dem Verlust des Vaters leiden, zumal davon ausgegangen werden kann, dass in den letzten Jahren viele Väter vom Typus „neuer Vater“ von Geburt an eine Beziehung zum Kind aufbauen. Manche Arbeiten sprechen für besonders nachhaltige negative Auswirkungen bei frühem Vaterverlust sowohl durch Scheidung als auch durch Tod.
12. Wenn getrennt lebende Väter auf Ausübung einer autoritativen Rolle bei gleichzeitiger Nähe zum Kind zu Gunsten einer verwöhnenden oder vernachlässigenden Haltung verzichten, kann dies zur Idealisierung und damit zur Reifungsverzögerung des Heranwachsenden beitragen.
13. Kinder von Vätern mit starker Substanzabhängigkeit oder schwerer psychischer Erkrankungen und Gewalttätigkeit tragen ein höheres Risiko für eine psychische Störung im Erwachsenenalter.
14. Manche Bereiche von Vaterentbehmung sind nicht von der Forschung bearbeitet: Vaterentbehmung durch Haft, Migration und auf Grund von Geheimhaltung.
15. Behinderte Kinder leben häufiger bei Alleinerzieherinnen. Forschungsarbeiten über die Folgen von Vaterentbehmung bei behinderten Kindern liegen kaum vor.
16. Wenig Arbeiten gibt es über Kinder, die den Vater durch Tod verloren haben, die ihn durch Krieg entbehren mussten, und ebenso wenig über Kinder, die bei lesbischen Paaren aufwachsen.
17. Für Kinder nach heterologer Insemination liegen im Wesentlichen keine Befunde vor, die für erhöhte Auffälligkeiten sprechen. Eine Aussage über das Jugendalter und das Erwachsenenalter kann noch nicht getroffen werden.

Scheidung ist die häufigste Form der Vaterentbehmung, aus diesem Grund soll diesem Thema mehr Raum gegeben werden.

3.3.2 Vaterentbehmung infolge Scheidung

Die folgenden Inhalte geben einen Überblick über die gegenwärtigen Perspektiven der Scheidungsforschung, nämlich die Defizitperspektive, den Prozesscharakter der Scheidung, den Stressaspekt und die Selektionsperspektive. Daran schließen Folgen des verminderten Kontakts der Kinder zu ihrem Vater an. Zudem wird versucht, ob und welche längerfristigen Folgen für die Kinder eine Ehescheidung der Eltern nach sich zieht.

In Österreich ist z.B. für den Geburtenjahrgang 1998 zu erwarten, dass etwa ein Fünftel aller Kinder bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres eine Scheidung der Eltern erlebt. Angesichts der steigenden Scheidungsfrequenz ist in den nachfolgenden Jahrgängen mit einer weiteren Zunahme von Scheidungskindern zu rechnen.

Die seit Jahren ständig ansteigende Scheidungshäufigkeit stellt sich in den USA derzeit so dar, dass etwa 40 % aller Kinder bis zur Volljährigkeit geschiedene Eltern haben (Amato, 2000). Die Entwicklung von Kindern aus Scheidungsfamilien war und ist besonders in den USA, bedingt durch die Aktualität dieses Themas, ein Bereich intensiver Forschung.

Sowohl Erhebungen aus den USA als auch aus dem europäischen, deutschsprachigen Raum kommen übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass ein großer Teil der Scheidungskinder nur mehr einen stark reduzierten oder überhaupt keinen Kontakt mehr zum nicht obsorgeberechtigten Elternteil, zumeist dem Vater, hat (Wilk, 2002a).

Auch von Adam und Lambert (1999) wird nach Aufarbeitung der Forschungsergebnisse aus den USA bestätigt, dass die Scheidung einen großen Einschnitt für die Vater-Kind-Beziehung mit sich bringt. 31 % der Kinder hätten innerhalb eines Jahres keinen Kontakt mehr zum Vater.

3.3.2.1 Frühe Scheidungsforschung

Schon 1982 sprechen Fthenakis, Niesel und Kunze von einer kaum mehr überschaubaren Literatur zur Thematik der Vaterabwesenheit und nehmen die Analyse der vorliegenden Forschungsergebnisse in den USA nach folgenden Aspekten vor: Ausmaß, Dauer, Ursache, Zeitpunkt der Vater-Kind-Trennung und Vaterersatz. Die Aufarbeitung der Scheidungsforschung aus den USA führt die Autoren zu folgenden Ergebnissen:

- Ehescheidung ist kein einmaliges, traumatisches Ereignis, sondern eine Folge komplexer Ereignisse, die von allen Betroffenen eine Vielzahl von Anpassungsleistungen verlangt;
- Für Kinder ist die Beendigung einer dauernd stark konfliktbeladenen Beziehung der Kindeseltern weniger schädlich, als das Aufwachsen in einer solchen Familie;
- Die Verhaltensweisen „erfolgreicher“ allein erziehender Eltern sollten Gegenstand der Forschung werden;
- Scheidungskinder bei allein erziehenden Müttern sind verhaltensauffälliger gegenüber ihren Müttern (oppositionell-aggressiv, fordernd, klagend, etc.) als Kinder aus vollständigen Familien, und zwar Buben stärker als Mädchen;
- Kinder tendieren dazu, Gefühle der Verletztheit, Hilflosigkeit und Trauer durch Ausagieren von Aggressionen abzuwehren;
- Langfristig weisen viele Scheidungskinder keine Störungen auf. Die Situation wird für die Kinder durch massive Konflikte der Eltern oder den emotionalen Rückzug der Mutter erschwert. Kinder werden von Müttern oft als Partnerersatz verwendet, und zwar stärker mit zunehmendem Alter und Buben mehr als Mädchen;
- Vater-Tochter-Beziehungen sind stabiler als Vater-Sohn-Beziehungen, was Häufigkeit und Regelmäßigkeit des Vater-Kind-Kontaktes betrifft;
- Die Wahrscheinlichkeit für die Verbesserung der Vater-Kind-Beziehungen ist bei unter 8-jährigen Kindern größer. In der Gruppe der 9- bis 12-jährigen ist die Tendenz zur Verschlechterung am stärksten ausgeprägt;
- Kinder mit enger Vaterbeziehung sind bei Rückzugstendenz der Väter besonders belastet. Die Beziehung zum Vater nach der Scheidung ist ebenso wichtig wie die Beziehung zur Mutter und von größerem Einfluss auf die Entwicklung des Kindes als die Scheidung selbst;

- Positive Einflussfaktoren für die Vater-Kind-Beziehung nach der Scheidung sind von Seiten des Vaters Sehnsucht nach dem Kind und Sorge um das Kind, psychische Stabilität, Einsamkeit, hoher Bildungsstand und gesicherte materielle Situation, von Seiten der Mutter Bejahung der Besuchskontakte;
- Verzicht auf Feindseligkeiten und gleiche Erziehungspraktiken beider Eltern wirken sich ebenfalls positiv auf die Vater-Kind-Beziehung aus;
- Kleinkinder zeigen deutliche Signale der Sehnsucht nach dem Vater; Beiträge aus der klinischen Praxis beschreiben eine große Variationsbreite von Reaktionsweisen bei Scheidungskindern.

3.3.2.2 Perspektiven neuerer Scheidungsforschung

Die gegenwärtige Scheidungsforschung orientiert sich an vier Perspektiven, nämlich an der Defizitperspektive, der Scheidung als Prozess, der Scheidung als Stress und der Selektionsperspektive (Amato, 2000).

Die **Defizitperspektive** ist zu Beginn der Scheidungsforschung vorherrschend, in welcher „broken-homes“ der „Normalfamilie“ gegenübergestellt werden und die Auswirkung von Defiziten, besonders das Fehlen des Vaters, Gegenstand der Forschung sind. Viele Querschnittuntersuchungen gehen von diesem Ansatz aus. Eine methodisch sehr differenzierte Querschnittstudie dieser Forschungsperspektive liegt von Hetherington (1972) vor: Die Auswirkung von Vaterentbehmung auf die Persönlichkeitsentwicklung jugendlicher Mädchen wird mit Tests, Interviews von Müttern und Töchtern und mittels Verhaltensbeobachtung untersucht. Im Vergleich der Scheidungskinder, der Halbwaisen und der Kontrollgruppe mit Vater in der Familie finden sich bei den Mädchen aus Scheidungsfamilien verstärkte Tendenzen zu inadäquater unsicherer Kontaktaufnahme mit Männern. Frühere Trennung vom Vater verstärkt dieses Verhalten. Die Mütter der vaterlosen Mädchen hatten keinen neuen Partner, zum geschiedenen Vater bestand minimaler Kontakt. Methodisch interessant ist, dass die Beobachtungsergebnisse keine Entsprechung in den Persönlichkeitsskalen haben.

Die Perspektive „**Scheidung als Prozess**“ untersucht den Verlauf der Trennung und unterscheidet zwischen Vorscheidungsphase, Trennungsphase und Nachscheidungsphase (vgl. Textor, 1991), wobei in der Nachscheidungsphase eine

anfängliche Desorganisationsphase mit einer darauf folgenden Reorganisationsphase zu beobachten ist (Walper, 2002). Längsschnittstudien dürften der Untersuchung der Phasenverläufe am ehesten gerecht werden. Dabei wären nach Schneewind (1999) die Variablen Alter des Kindes zum Zeitpunkt der Scheidung, sein Temperament, der elterliche Erziehungsstil, die Qualität der Nachscheidungsbeziehung der Eltern, die ökonomische Situation sowie die soziale Unterstützung mit in Betracht zu ziehen. Zu Beginn der Nachscheidungsphase machen Kinder oft eine Krise durch, was sich in Verhaltensauffälligkeiten in der Schule und zu Hause manifestiert und emotionale Probleme ansteigen lässt (Kiernan, 1998). Ca. nach zwei Jahren (nach der Scheidung) verhalten sich viele Scheidungskinder weit gehend unauffällig. Die akute Familienkrise dürfte in diesem Zeitraum bewältigt sein. Einen Überblick über prospektive Scheidungsstudien, über Studien in der akuten und in der Konsolidierungsphase sowie über langfristige Studien, vor allem Jugendliche betreffend, gibt Schwarz (1999).

Die Ergebnisse der Studien über die Vorscheidungsphase sind unterschiedlich, ebenso wie die Ergebnisse über die Scheidungsphase. Emotionale Probleme werden nach Schwarz (1999) kaum an den Jugendlichen selbst untersucht. Die verminderte erzieherische Kompetenz in der Scheidungsphase wird als ungünstig für die Entwicklung der Jugendlichen erachtet. In der Nachscheidungsphase sind nach Amato und Keith (1991) Verbesserungen vor allem in Längsschnittuntersuchungen zu sehen.

Die empirische Arbeit von Schwarz (1999) untersucht den Phasenverlauf und beruht auf einer Berliner Längsschnittuntersuchung zwischen 1982 und 1988 an über 2000 Jugendlichen im Alter zwischen 11 und 17 Jahren. Die Jugendlichen werden mit bestimmten Items aus diversen Skalen zu den Bereichen Familien- und Freundesbeziehungen, Schulleistungen, Selbstkonzept und Problemverhalten befragt.

Bei den Ergebnissen dieser Studie wird zwischen Vorscheidungsphase, Akutkrise und Konsolidierungsphase (im 2. Nachscheidungsjahr) unterschieden. In dieser schneiden Jugendliche aus Scheidungsfamilien hinsichtlich Selbstwert, Tendenz zur Normenübertragung und Zigarettenkonsum schlechter ab. Mädchen aus Scheidungsfamilien weisen externalere Kontrollüberzeugungen auf und tendieren früher zu Partnerbeziehungen als Gleichaltrige aus Kernfamilien. Jugendliche aus

Scheidungsfamilien haben zu dieser Zeit mehr Probleme mit Schulnoten und wenden sich stärker Freundesgruppen zu.

Die **Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive** untersucht die Auswirkung verschiedener Stressoren in den unterschiedlichen Scheidungsphasen auf die Betroffenen. Als Stressoren für Kinder werden elterlicher Konflikt, reduzierter Kontakt zum außerhäuslichen Elternteil, abnehmende Zuwendung und Kontrolle durch die Eltern, Verringerung der ökonomischen Ressourcen und andere trennungsbedingte Faktoren, wie Wohnungs- und Schulwechsel, Verlust der Freunde und anderer Familienangehöriger sowie Hinzukommen eines Stiefelternteils genannt.

Je nach Forschungsperspektive wird die Bedeutung von Stressoren unterschiedlich bewertet (Amato, 1993); jedenfalls sind Kinder und Jugendliche aus Scheidungsfamilien mehr Stressoren ausgesetzt als solche aus Kernfamilien (vgl. Wallerstein & Blakeslee, 1989; Seiffge-Krenke & Tauber, 1997).

Stressfaktor ökonomische Situation: Auf die Wichtigkeit der ökonomischen Situation für die kindliche Entwicklung nach der Trennung der Eltern wird vielfach hingewiesen. Durch die elterliche Trennung werden beide Elternteile und dadurch die Kinder von negativen finanziellen Folgen erfasst.

Amato und Gilbreth (1999) kommen in ihrer Meta-Analyse von 63 Studien über nicht beim Kind wohnende Väter und das kindliche Wohlbefinden zu dem Ergebnis, dass väterliche Zahlungen mit dem kindlichen Wohlbefinden einhergehen. Die finanzielle Verschlechterung infolge Trennung der Kindeseltern wird jedoch nicht als alleiniger Stressor für Scheidungskinder betrachtet: „Unter Berücksichtigung der heute verfügbaren empirischen Literatur können ökonomische Schwierigkeiten weder als notwendige noch als hinreichende Erklärung der Problematik von Scheidungskindern angesehen werden“ (Huss & Lehmkuhl, 1997, S. 20).

Stressfaktor Familiärer Konflikt: Als Stress-Faktor „ließ sich am eindeutigsten über alle Studien hinweg die familiendynamische Perspektive bestätigen. In den meisten neueren Übersichtsarbeiten wird ihr die höchste Vorhersagekraft für mögliche psychische Probleme von Scheidungskindern zugesprochen“ (Huss & Lehmkuhl, 1997, S. 20). Der elterliche Konflikt vor, während und nach der Scheidung wird auch

von Kiernan (1998) unter Hinweis auf die amerikanische Forschung als negativer Faktor für das Wohlbefinden der Kinder hervorgehoben.

Schmidt-Denter, Beelmann und Hauschild (1997) belegen dies durch eine Längsschnittstudie in Deutschland (drei Messzeitpunkte nach der Scheidung: 10, 25 und 40 Monate) an 60 Scheidungsfamilien mit obsorgeberechtigten Müttern. Die Anpassungsprozesse der Kinder werden demnach durch andauernde elterliche Konflikte erschwert. Verhaltensauffälligkeiten der Kinder sind auch noch 3 Jahre nach der Trennung zu diagnostizieren, wenn die elterlichen Konflikte weiterhin bestehen. Die Autoren unterscheiden zwischen drei Gruppen von Trennungspaaren:

- In der ersten Gruppe erleben beide Elternteile die Beziehung als weniger problematisch. Es zeigt sich zum dritten Messzeitpunkt, dass Kinder aus dieser Gruppe von einer positiven Beziehung zum Vater sprechen. Darüber hinaus verlaufen die Beziehungen in dieser Familie weniger konfliktbelastet, was sich förderlich auf die weitere Anpassung des Kindes auswirkt.
- In der zweiten Gruppe erlebt zumindest ein Elternteil die Beziehung als belastend. Die Problembelastung, wenn auch nur von einem Elternteil, kann vor allem in der ersten Zeit nach der Trennung zu Verhaltensauffälligkeiten der Kinder beitragen.
- In der dritten Gruppe erleben beide Elternteile die Beziehung zum jeweiligen anderen als sehr negativ. Hier finden sich erhebliche Verhaltensauffälligkeiten der Kinder, die jedoch im Laufe der Zeit zurückgehen, aber zum dritten Messzeitpunkt immer noch sichtbar sind.

Aus familien- und paarsystemischer Sicht nimmt Blesken (1998) zum Konflikt der getrennten Eltern Stellung. Die Reduzierung der Kontakte zwischen Vätern und Kindern nach der Scheidung wird von dem Autor auf der Basis seiner Praxiserfahrung auf familiendynamische Faktoren zurückgeführt. Der Beziehungsverlust zwischen Vater und Kind ist nach Meinung des Autors nicht eine Folge von persönlichkeitspezifischen männlichen Defiziten.

Die **Selektionsperspektive** (Amato, 2000) geht von der Hypothese aus, dass sich in Scheidungsfamilien gehäuft Personen mit schweren psychopathologischen Störungen befinden, die das Scheidungsrisiko erhöhen und bereits bei aufrechter Ehe eine Belastung für die Kinder darstellen. Dieser Aspekt hat in der Forschung bis jetzt noch wenig Niederschlag gefunden.

3.3.2.3 Kurz- und mittelfristige Auswirkung von Vaterentbehmung nach Scheidung

Kinder, die elterlichen Stress, Konflikt und Trennung erleben, leiden anfänglich unter einem großen Spektrum von emotionalen und Verhaltensproblemen. Obwohl diese Probleme nach zwei Jahren geringer werden, weisen Kinder aus Scheidungsfamilien im Durchschnitt mehr Verhaltensprobleme auf. Ihre Anpassung in der Schule, im sozialen und emotionalen Bereich ist durchschnittlich geringer. Es muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass zwischen 70 % und 80 % der Scheidungskinder keine ernstesten und anhaltenden Probleme als Reaktion auf die Trennung der Eltern zeigen (Hetherington & Stanley-Hagan, 1997).

Eine negativ erlebte Beziehung zum getrennt lebenden Vater ist ein sozialer Risikofaktor, während eine positiv erlebte Beziehung zu ihm protektive Wirkung hat (Schmidt-Denter, 2000). Die Einstellung der Mutter zum abwesenden Vater ist von wesentlichem Einfluss auf die weitere Vater-Kind-Beziehung. Schon (1995) berichtet, dass die Kinder eine positive Einstellung zum Vater haben, deren Mütter ebenfalls positiv zum Vater eingestellt sind. Häufiger Kontakt zum getrennt lebenden Vater ist für eine positive, sichere Beziehung zu ihm förderlich (Walper, 2002). Nicht nur die Frequenz der Kontakte, sondern auch die pädagogische Haltung des Vaters ist für die Kinder wichtig. „Autoritative Erziehung seitens getrennt lebender Väter – gekennzeichnet durch hohe Zuwendung und Unterstützung, aber auch klare Regeln und Supervision der Kinder – geht durchgängig mit besseren Schulleistungen sowie weniger externalisierendem und internalisierendem Problemverhalten der Kinder einher“ (Walper, 2002, S. 824).

Bei derzeitiger Forschungslage kann davon ausgegangen werden, dass die Entbehmung des Vaters nach Trennung der Eltern für viele Kinder ein Trauma ist, das geschlechtsspezifisch verarbeitet wird. Buben ohne Vater neigen im Schulalter auf Grund einer erhöhten Unsicherheit häufiger zu aggressivem, externalisierendem Verhalten als Buben aus Kernfamilien, während Mädchen eher im jugendlichen Alter auffällig werden.

Studien aus den USA belegen nach Biller und Kimpton (1997) schulische und kognitive Defizite bei Scheidungskindern, Probleme in der sozialen Anpassung und in der Beziehung zu Gleichaltrigen sowie gesundheitliche Probleme im physischen und psychischen Bereich. Niederer sozialökonomischer Status kann als zusätzlicher Stress hinzukommen, die Belastung durch das Fehlen einer zufrieden stellenden Vaterbeziehung wird aber höher eingeschätzt.

Emotionale Probleme treten bei Scheidungskindern vermehrt auf (Blanz et al., 1986; Wallerstein & Blakeslee, 1989; Kardas & Langenmayr, 1999; Böhm & Grossmann, 2000). Das Selbstwertgefühl ist häufiger geringer (Böhm et al., 2001). Auf die wichtige Funktion des Vaters weisen nicht nur tiefenpsychologische Arbeiten (Figdor, 1991; Bauers, 1993 a, b), sondern auch die methodisch sehr anspruchsvolle empirische Arbeit von Simons et al. (1999) hin.

In der Adoleszenz tendieren Scheidungskinder beiderlei Geschlechts in größerem Ausmaß zu Normenübertretungen und Leistungs- und Beziehungsproblemen als Jugendliche aus Kernfamilien (Schwarz, 1999; Hetherington & Stanley-Hagan, 1997).

3.3.2.4 Längerfristige Scheidungsfolgen

Verlaufsuntersuchungen sprechen dafür, dass sich spezifische Ängste auch erst nach einer längeren Latenzzeit, nämlich im jungen Erwachsenenalter manifestieren (Wallerstein & Blakeslee, 1989).

Junge Erwachsene aus Scheidungsfamilien unterscheiden sich von denen aus Zwei-Eltern-Familien in mehrfacher Hinsicht. „Sie weisen einen niedrigeren Bildungsgrad auf, verdienen und haben weniger Geld, ihre Ehen verlaufen weniger glücklich und sie tendieren eher zur Scheidung. Sie haben weniger Zuneigung zu ihren Eltern, speziell zu den Vätern. Sie geben den Vätern weniger Hilfe und erhalten von ihnen auch weniger Unterstützung. Ihr Wohlbefinden ist geringer“ (US-amerikanische Übersichtsarbeiten: Amato, 1999, S. 159; Adam & Lambert, 1999).

Obwohl statistisch signifikant, sind die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen dennoch nicht sehr groß. Dementsprechend verfügen auch viele Scheidungskinder

über eine gute schulische Ausbildung und machen Karriere. Viele leben in glücklichen Ehen und halten enge Kontakte zu ihren Eltern. Hingegen gibt es auch viele Kinder aus Zwei-Eltern-Familien, welche das alles nicht erreichen. Scheidung bewirkt bei den meisten Kindern nicht, dass sie ein unproduktives und unglückliches Leben im Erwachsenenalter führen. Allerdings erstrecken sich Scheidungsfolgen auf viele Bereiche und betreffen viele Kinder (Amato, 1999).

Die Scheidungsforschung aus verschiedenen Ländern über langfristige Scheidungsfolgen kommt nach Kiernan (1998) zu folgenden Ergebnissen: Scheidungskinder haben im Vergleich zu Kindern aus Zwei-Eltern-Familien ein geringeres Bildungsniveau und ein geringeres Einkommen, haben ein höheres Risiko für Arbeitslosigkeit und geringere Chancen für beruflichen Aufstieg. Frauen gehen früher sexuelle Verbindungen und Ehen ein, tendieren eher zu Schwangerschaften im Jugendalter und unehelichen Geburten. Das Scheidungsrisiko bei den erwachsenen Scheidungskindern ist erhöht. Manche junge Erwachsene aus Scheidungsfamilien leiden unter psychischen Erkrankungen in Verbindung mit der Scheidungserfahrung der Eltern. Frauen aus Scheidungsfamilien weisen im mittleren Erwachsenenalter mehr psychiatrische Symptome auf. Insbesondere Frauen aus Scheidungsfamilien, die selbst wieder eine Scheidung erlebten, haben hohe Depressionsscores (Kiernan, 1998; Hetherington & Stanley-Hagan, 1997).

Als Ursache für Spätfolgen beschreibt Kiernan (1998) neben der eingeschränkten finanziellen Situation der Heranwachsenden die Verringerung der Kontakte zum nicht beim Kind lebenden Elternteil, meist dem Vater. Auch die obsorgeberechtigten Kindesmütter würden wegen Arbeitsüberlastung und depressiver Reaktionen weniger Zeit und Aufmerksamkeit für ihre Kinder aufbringen können. Da Scheidungskinder den Vater zumeist nur mehr selten sehen, fehlt es den Kindern an einem vorgelebten Rollenmodell für Beruf und Familie, wodurch diese Kinder weniger Möglichkeiten haben, soziale Fertigkeiten zu erlernen.

In Österreich findet Novak (1997) folgende Auffälligkeiten bei einem Vergleich von jungen Erwachsenen aus Scheidungsfamilien und Nicht-Scheidungsfamilien: Scheidungskinder sind bei Beginn einer Lebensgemeinschaft um ein 3/4 Jahr jünger. Scheidungskinder, vor allem Frauen, heiraten um ein halbes Jahr später. Bei

Personen, die eine Scheidung miterlebt haben, ist das Risiko eines Abbruchs der eigenen Lebensgemeinschaft deutlich höher.

Nach Huss und Lehmkuhl (1997, S. 21) dürfte die hohe Scheidungsrate bei ehemaligen Scheidungskindern ein internationales Phänomen sein: „Über alle Studien und nahezu alle Differenzierungen nach Alter, Geschlecht, sozioökonomischem Status und Hautfarbe hinweg lagen die Scheidungsraten bei Eheleuten, die selbst als Scheidungskind aufgewachsen waren, höher als bei Paaren aus nicht geschiedenen Familien. Die Effekte waren teilweise nur schwach ausgeprägt. Gegen die Hypothese des Rollenlernens spricht, dass die höchsten Scheidungsraten bei Frauen auftraten, die mit einem Stiefvater oder einer Stiefmutter aufgewachsen waren“.

Die Beziehungen zwischen Söhnen und Vätern sowie Töchtern und Müttern sind im Erwachsenenalter nicht beeinträchtigt, wenn die Scheidung in die späte Adoleszenz der Kinder fällt. Für die Entwicklung der Kinder wirken sich Armut, Vernachlässigung und Misshandlung sowie schlechte Nachbarschaft negativer aus als Scheidung (Amato, 1999).

Im psychotherapeutischen Kontext finden sich Hinweise auf langfristige Traumatisierung durch Scheidung, doch kann der Faktor Vaterentbehmung oft nicht isoliert erfasst werden, wie beispielsweise bei der Fallbeschreibung von Grothaus-Neiss (2001) über die Psychotherapie einer etwa 30-jährigen Frau, welche Scheidung der Eltern, Selbstmordversuch der Mutter, Wiederverheiratung der Mutter, Alkoholabusus des Stiefvaters und neuerliche Scheidung der Mutter erlebt hat. Die Patientin litt unter einer depressiv-zwanghaften Neurose mit konversionsneurotischen Zügen.

Zusammenfassend

lassen sich aus dem Vergleich zwischen den Entwicklungsverläufen von Kindern aus geschiedenen Ehen und Zweielternfamilien nur bedingt Schlüsse hinsichtlich möglicher Vaterentbehmung ziehen, weil viele weitere Faktoren im Scheidungsgeschehen von Bedeutung sind. Dazu gehören die Verschlechterung der sozioökonomischen Situation, die Reaktion der Mutter auf die Trennung und

möglicherweise dadurch zumindest eine vorübergehende Beeinträchtigung ihrer pädagogischen Kompetenz und die Umstellung auf eine neue Lebenssituation samt Wechsel des Wohnsitzes und der Schule, Verlust des bisherigen Freundeskreises und der väterlichen Verwandtschaft. Insbesondere stellt der Konflikt der Eltern vor, während und nach der Scheidung eine besondere Belastung für die Kinder dar.

Viele Scheidungskinder entwickeln sich unauffällig bis in das Erwachsenenalter. Das Fehlen einer positiven Vaterbeziehung wird allerdings bei den meisten Autoren als Risikofaktor für unmittelbare Auswirkungen, für die Entwicklung in der Adoleszenz und für das Erwachsenenalter angesehen. Es finden sich geschlechtsspezifische Effekte. Schulische und berufliche Ausbildung sowie Beziehungsfähigkeit, Emotionalität und soziale Integration können bei Vaterentbehmung nach Scheidung schwer beeinträchtigt sein. Armut, Misshandlung und Vernachlässigung werden jedoch als gravierendere Traumatisierungen eingeschätzt.

Gesellschaftspolitisch sind die Auswirkungen der Vaterlosigkeit auf die Kinder und Jugendlichen relevant.

3.3.3 Vaterlos aufgewachsene Kinder

Die Studien von Fthenakis und seinen Mitarbeitern werden hier hervorgehoben, weil sie zu den umfangreichsten und zu den frühesten gehören. Außerdem können sie hohe sozialwissenschaftliche Standards in Anspruch nehmen. Es wird auch der Frage nachgegangen, ob ein Zusammenhang zwischen psychosomatischen Erkrankungen und der Vaterbeziehung besteht.

3.3.3.1 Die Studien von Fthenakis

Fthenakis (1988a, vgl. auch Fthenakis, Niesel & Kunze, 1982) differenziert zwischen unterschiedlichen Graden der Verfügbarkeit des Vaters, er geht nicht mehr von einer Dichotomie „An- oder Abwesenheit“ des Vaters aus, sondern von einem Kontinuum.

Er schlägt dazu folgende Kriterien vor:

- Ausmaß und Dauer
- Scheidungsursachen
- Zeitpunkt der Vater-Kind Trennung
- Vatersurrogate
- Geschlecht des Kindes

Zur sozioökonomischen Situation vaterlos aufwachsender Kinder

In nahezu allen Fällen führt der Verlust des Vaters zu einer wirtschaftlichen Schlechterstellung der Familie. Es ist allerdings auch der Anteil von Kindern, die ohne Vater aufwachsen, in niedrigeren sozialen Schichten höher.

Zur kognitiven Entwicklung vaterlos aufgewachsener Kinder

Die meisten Studien belegen ein niedrigeres Leistungsniveau bei Menschen, die ihren Vater in der Kindheit entbehren mussten. Hier finden sich jedoch Unterschiede bezüglich der Trennungsursache. Der plötzliche Tod des Vaters scheint keine negativen Auswirkungen auf die kognitive Entwicklung des Kindes zu haben. Der Verlust des Vaters durch Scheidung oder durch eine lange Krankheit hat jedoch sehr wohl nachteilige Effekte.

Zur Geschlechtsrollenentwicklung vaterlos aufwachsender Kinder

Allgemein hat die Vaterabwesenheit eine negative Wirkung auf die Fähigkeit, sich in heterosexuellen Beziehungen zurechtzufinden. In der Forschungsliteratur wird darauf hingewiesen, dass Abwesenheit des Vaters zur Ausbildung einer weniger ausgeprägten männlichen Identität und eines männlichen Selbstkonzepts bei Knaben beiträgt. Die Differenzen betreffen eher das Selbstkonzept (Geschlechtsrollenorientierung) und drücken sich weniger in geschlechtsbezogenen Verhaltensvariablen (soweit messbar) aus.

Die meisten Forschergruppen stimmen darin überein, indem sie dem Vorhandensein eines Vaterersatzes eine kompensatorische Bedeutung zuschreiben.

Zur psychosozialen Entwicklung vaterlos aufgewachsener Kinder

Mehrere Arbeiten gehen von einer vermehrt auftretenden Ängstlichkeit und Unsicherheit, psychischer Labilität und geringerem Vertrauen in andere aus. Die Anpassung an die soziale Umwelt gelingt oft nicht so gut wie bei Kindern aus intakten Familien. Viele vaterlose Kinder haben gleichzeitig ein großes Bedürfnis nach sozialer Anerkennung.

Auch hier ist wichtig, nach dem Anlass der Trennung der Eltern zu unterscheiden. Kinder aus Scheidungsfamilien fielen eher durch Aggressivität und antisoziales Verhalten auf, wohingegen bei Kindern, deren Vater verstarb, öfter ängstliche oder depressive Störungsbilder diagnostiziert wurden. In einigen Untersuchungen korrelierte das Ausmaß der Störung positiv mit der Dauer der Vaterabwesenheit, ebenso wirkte sich eine lebenszeitlich frühe Trennung negativ auf die psychosoziale Entwicklung des Kindes aus, wobei die Untersuchungen in diesen Bereichen zum Teil widersprüchlich sind.

Fthenakis betrachtet die Vaterentbehmung als prozesshaftes Geschehen, deren Auswirkungen von allen Beteiligten beeinflusst werden können. Per se ist die Familie ohne Vater nicht „als defizitär“ anzusehen. Fthenakis fordert umfassende Längsschnittstudien. Im Besonderen sei die Thematik der „vaterlosen Tochter“ zu wenig erforscht.

Die langfristigen Auswirkungen der Vaterentbehmung sind noch nicht wirklich erforscht. Vor allem die psychischen und psychosomatischen Folgen der Vaterentbehmung, die emotionale Entwicklung bei Vaterentbehmung, der Zusammenhang zwischen Psychopathologie und Vaterentbehmung etc. müssen genau untersucht werden, um einen Dominoeffekt negativer Wirkungen über die Generationen hinweg zu unterbinden.

3.3.4 Langfristige Auswirkungen der Vaterentbehmung

Hier zeigt sich, dass sich die Frage, ob das Fehlen des Vaters im (früh-)kindlichen Lebensabschnitt negative gesundheitliche, psychische oder psychosomatische Folgen für den Erwachsenen hat, auch in Untersuchungen mit einer langfristigen Perspektive nicht so einfach beantwortet werden kann. Einige der Untersuchungen

zeigen zwar auf, dass vaterlos aufgewachsene Erwachsene tendenziell eher psychische Auffälligkeiten und vor allem depressive Verstimmungen aufweisen, sowie sich als weniger streitsüchtig, kontrollierter, weniger dominant, abweisend und kalt einschätzen. Allerdings ist es auch aus den bisher durchgeführten Untersuchungen kaum möglich, Kausalbeziehungen zu erfassen, da dazu echte Längsschnittuntersuchungen oder differenzierte retrospektive Untersuchungen erforderlich sind. Offen sind unter anderem Fragen, wie die Qualität der Elternbeziehungen und die Qualität der Beziehungen in der Familie insgesamt aussehen.

3.3.5 Psychopathologie und Vaterentbehrung

Bei psychosomatisch Kranken ist oft ein distanzierteres, wenig reales Vaterbild zu finden, bei bestimmten Schlafstörungen von Buben im Kleinkindalter wird von physischer Absenz des Vaters durch Trennung berichtet; Essgestörte erleben ihren Vater emotional distanziert mit Mangel an Empathie bei physischer Anwesenheit.

Jugendliche Brandstifter berichten häufig von Vaterabwesenheit oder massiven Vaterkonflikten, wie überhaupt ein Zusammenhang zwischen defizitärer Vaterbeziehung und kindlicher oder juveniler Delinquenz zu bestehen scheint.

Möglicherweise werden die Auswirkungen von Vaterentbehrung – weniger der physischen als der psychischen – auf die spätere Gesundheit insgesamt unterschätzt.

Erhard und Janig (BMSG 2003a) schlagen folgende **Forschungsempfehlungen** vor.

3.3.6 Forschungsempfehlungen

- a) Kurz- bis längerfristige Auswirkungen von Vaterentbehrung und Vaterverlust im Kleinkindalter sollten unter Berücksichtigung der Bindungsqualität der Vater-Kind-Beziehung untersucht werden, z.B. dahin gehend, wie sich die Frequenz und die Dauer des Besuchskontakts im Kleinkind- und Schulalter unter Berücksichtigung der Beziehungsqualität zwischen Vater und Kind auswirkt, bzw. welcher Zusammenhang zwischen Bindung an den Vater und Bewältigung von Scheidungsfolgen besteht. Auch ist hier die Rolle von Stiefvätern näher zu analysieren.

- b) Welche Wirkung hat die Aufrechterhaltung bzw. die Aussetzung von Besuchskontakten, wenn die Mutter diese entschieden ablehnt. Für diese Fragestellung scheint eine retrospektive Analyse bei bereits erwachsenen Scheidungskindern angebracht, da Kinder in der aktuellen Situation in einem Loyalitätskonflikt zwischen den Eltern stehen könnten und damit die Angaben der Kinder verfälscht sein könnten, bzw. mittel- und langfristige Folgen nicht in der aktuellen Situation erfasst werden können.
- c) Das Rollenverständnis geschiedener Väter ist zu analysieren, die Möglichkeiten, die ein gesellschaftlich bedingtes verändertes Rollenbild (Stichwort „neue Väter“) für ein anderes Verständnis von Beziehung bietet, sind zu nutzen und Modelle für die Förderung des Erziehungspotentials von Vätern sind zu entwerfen und zu evaluieren.
- d) Die Probleme der vaterdeprivierten Kinder von gesellschaftlichen „Randgruppen“ und wenig beachteten Subpopulationen sind notwendigerweise zu erforschen und allfällige Hilfsangebote zu formulieren. Es betrifft dies Kinder von inhaftierten Vätern, von Vätern mit schweren psychiatrischen Erkrankungen, im Speziellen von drogenabhängigen Vätern (Alkohol und andere psychotrope Substanzen), von körperlich und psychisch misshandelnden Vätern und behinderte Kinder, die bei Alleinerzieherinnen aufwachsen, sowie Kinder mit geheim gehaltenem Vater und Kinder, die wegen Migration den Vater entbehren.
- e) Durch retrospektive Studien könnte den Fragen nachgegangen werden, ob die Aufrechterhaltung der Kontakte zum Vater den Bedürfnissen des Kindes entspricht, wenn der Vater eine schwere Persönlichkeitsstörung, eine Psychose oder eine schwere Suchterkrankung aufweist oder in der Familie gegen ein Kind oder die Mutter gewalttätig (misshandelnd, missbrauchend) vorgegangen ist, bzw. eine asoziale Persönlichkeit aufweist oder keine Beziehung zum Kind aufgebaut hat. Prävalenzraten der Formen von körperlicher und psychischer Misshandlung durch beide Kindeseltern sind in Österreich aktuell nicht erhoben und sollten nicht durch Befragungen von Kindern ermittelt werden, da sich diese dafür in der Regel schämen und solche „Erziehungspraktiken“ der Eltern verschweigen. Ein retrospektives Projekt (vgl. Wetzels, 1997) wäre adäquater. Da Misshandlung auch kulturspezifisch definiert wird, erscheint eine aktuelle Erhebung in Österreich

in Anbetracht der Einwanderung in den letzten Jahren dringend notwendig. Misshandlungsursachen und –folgen im Kindesalter sind empirisch zu wenig abgesichert. Ob spezifisches, z.B. externalisierendes Verhalten der Kinder, Misshandlung bei erziehungsschwachen Eltern provoziert oder durch diese Erziehungspraktiken verursacht ist, wieweit die Bindungsqualität zwischen Kind und Eltern (Vater) Misshandlungen fördert oder hintan hält, sind Fragen, deren Abklärung relevant für die Prävention von Misshandlung wären, ebenso die Untersuchung von kulturspezifischen Erziehungspraktiken und der Einfluss von Stressfaktoren.

3.4 Exkurs: Besuchsbegleitung

Auf die Ergebnisse der Literaturstudie „Vaterentbehmung“ hat das Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, hier vor allem die Männerpolitische Grundsatzabteilung, reagiert: Besuchscafés werden gefördert.

In den Besuchcafés findet Besuchsbegleitung statt, diese dient der Neu- und Wiederanbahnung des persönlichen Kontakts zwischen dem getrennt lebenden Elternteil und dem Minderjährigen. In bestimmten Fällen kann die Besuchsbegleitung zu einer Art Dauereinrichtung für die laufende Besuchsabwicklung werden (z.B. bei besonders konfliktgeschädigten Eltern-Kind-Verhältnissen).

Dadurch soll jenen 71 % der Kinder geholfen werden, die einen Elternteil unregelmäßig oder gar nicht mehr sehen (Ergebnis einer repräsentativen Studie des Instituts für Markt- und Sozialanalysen im November 1988).

Der 2001 erfolgten Gesetzesänderung (KindRÄG 2001) liegt eine grundsätzlich neue Sicht des Besuchsrechtes zu Grunde. Das Besuchsrecht wird nunmehr auch als Recht des Kindes gesehen, und zwar unter Berücksichtigung der eminenten Bedeutung, welche die Aufrechterhaltung ausreichender persönlicher Kontakte zwischen dem Kind und jenem Elternteil, bei dem es nicht lebt, für seine weitere Entwicklung, Persönlichkeits- und Charakterbildung hat.

Wenn der mit der Obsorge betraute Elternteil den persönlichen Verkehr des Kindes mit dem anderen Elternteil verhindert oder aber vereitelt, haben die Gerichte die Möglichkeit, Besuchsbegleitung auf Antrag oder von Amts wegen anzuordnen.

Für die Besuchsbegleitung ist aus rechtlicher Sicht eine neutrale dritte Person erforderlich, die über eine entsprechende fachliche Eignung verfügt und in deren Gegenwart das Besuchsrecht ausgeübt wird. Dafür geeignete Personen stehen in den Besuchscafés zur Verfügung.

Die Besuchsbegleitungen finden an Werktagen in den Abendstunden, sowie an Samstagen und Sonntagen statt.

Denn: Partner können sich trennen, Eltern bleiben sie immer.

Neben dem Leid der Kinder gilt es auch, die negativen Scheidungsfolgen für Männer und Väter zu analysieren und dagegen gesellschaftspolitische Maßnahmen zu ergreifen.

3.5 „Scheidungsfolgen für Männer – Juristische und wirtschaftliche Implikationen“ (BMSG 2003c)

Es ist allgemein bekannt, dass Scheidung – nicht nur in Österreich – ein gesellschaftliches Phänomen ist.

3.5.1 Quantitative Entwicklung der Scheidungen in Österreich

Im Jahr 2004 wurden laut Statistik Austria (Pressemitteilung vom 4. Juli 2005) nach den Meldungen der zuständigen Gerichte 19.590 Ehen rechtskräftig geschieden, um 524 oder 2,7% mehr als im Vorjahr. Die Gesamtscheidungsrate betrug im Jahr 2004 46,1%, d.h., 46 von 100 gegenwärtig geschlossenen Ehen werden früher oder später vor dem Scheidungsrichter enden.

Damit übertraf die Scheidungsrate den bisherigen Höchstwert aus dem Jahr 2001 (46,0%) und erreichte einen historischen Rekordwert. 15.607 Minderjährige wurden 2004 zu „Scheidungswaisen“. Fast 9 von 10 Scheidungen (89,1%) erfolgten im beiderseitigen Einvernehmen.

Die Gesamtscheidungsrate war auch 2004 in Wien mit 60,1% deutlich höher als im Durchschnitt, gefolgt von Niederösterreich mit 46,6%. In allen anderen Bundesländern war die Rate unter dem Österreichwert. Die Rangfolge lautet dabei Vorarlberg (43,0%), Steiermark (42,2%), Salzburg (41,7%), Oberösterreich (40,2%), Burgenland (39,4%), Tirol (36,7%) und Kärnten (36,5%).

Im Jahr 2004 erfolgten 89,1% (2003: 88,4%) aller Scheidungen im Einvernehmen (§55a Ehegesetz: 17.460 Fälle). Wegen Auflösung der häuslichen Gemeinschaft (§55) wurden 973 und wegen sonstiger Gründe (§§ 49, 50, 51, 52 und nach ausländischem Recht) 1.157 Ehen geschieden.

Die mittlere Dauer (Median) der im Jahr 2004 geschiedenen Ehen war mit 9,5 Jahren kürzer als im Jahr davor (2003: 9,9 Jahre). Insgesamt bestanden damit fast die Hälfte aller geschiedenen Ehen zehn Jahre oder länger. Der Anteil der Scheidungen innerhalb des ersten Ehejahres betrug 2,1%, und insgesamt 8,3% der Ehen dauerten weniger als zwei Jahre. Deutlich zugenommen haben in den letzten 10 Jahren Scheidungen bei Paaren, die schon sehr lange verheiratet waren: 1994 war nur jedes dreizehnte geschiedene Paar bereits mindestens 25 Jahre verheiratet, 2004 trat bereits jedes zehnte Paar erst nach der Silberhochzeit den Gang zum Scheidungsrichter an. Es gab 2004 sogar dreizehn Paare, die erst nach der Goldenen Hochzeit auseinander gingen.

15.607 minderjährige „Scheidungswaisen“

Insgesamt 39,3% aller geschiedenen Ehen (7.694 Fälle) war kinderlos geblieben. Aus 5.013 Ehen war je ein Kind hervorgegangen, 5.147 hatten zwei und 1.736 drei oder mehr Kinder. Die Scheidungen des Jahres 2004 betrafen 15.607 Minderjährige (unter 18 Jahren). Von diesen Kindern waren 1.317 zur Zeit der Scheidung der Eltern noch nicht drei Jahre alt, 2.798 im Kindergartenalter (3 bis unter 6 Jahren), 4.050 im Volksschul- (6 bis unter 10 Jahren) und 4.020 zwischen 10 bis unter 14 Jahren alt. Zu den Jugendlichen von 14 bis unter 18 Jahren zählten 3.422 Scheidungswaisen. Darüber hinaus gab es noch 5.127 Kinder, die bereits volljährig waren, als sich die Eltern scheiden ließen. Im Schnitt hatten die geschiedenen Ex-Ehepaare lediglich 1,07 Kinder im Alter von unter 14 Jahren.

3.5.2 Die wichtigsten Ergebnisse

Die österreichische Rechtsordnung stellt in Wahrung des verfassungsrechtlich garantierten Gleichheitsgebotes Mann und Frau bei der Scheidung zweifelsfrei gleich. Dennoch bestehen in der Vollziehung des Ehe- und Familienrechts Unterschiede zwischen Mann und Frau. Diese sind vor allem in der in Österreich vorherrschenden traditionellen Rollenaufteilung zwischen Mann und Frau begründet.

In der bisherigen Forschungsliteratur wird die Situation geschiedener Männer kaum berücksichtigt. Die hier besprochene Studie widmet sich genau dieser Gruppe. Mittels ExpertInnen und Betroffeneninterviews, einem Vergleich europäischer Unterhaltssysteme und der Darstellung des österreichischen Scheidungsrechts wird die Situation von Familienvätern während und nach einer Scheidung beleuchtet. Auf besondere Belastungsfaktoren und potentielle Benachteiligungen wird eingegangen und eine Personengruppe identifiziert, die durch die Scheidungsfolgen besonders stark finanziell-materiell und emotional belastet ist.

Bei Veränderung der Rechtsprechung oder eines Gesetzes sollte bzw. muss die soziale Realität berücksichtigt werden. Auf der einen Seite betrifft das die quantitativen Verteilungen: So gibt es zwar die Gruppe der „neuen Männer“, die Scheidungsfolgen besonders hart treffen können, sie bilden nach Einschätzung der Experten und nach dem Ergebnis der Literaturanalyse zu urteilen aber eine sehr kleine Gruppe. Auf der anderen Seite sind damit auch die geschlechtsspezifischen Disparitäten gemeint, die in unserer Gesellschaft vorhanden sind, im Speziellen Unterschiede in der Erwerbs- und Haushaltstätigkeit und Einkommensunterschiede zwischen Frau und Mann. Bei Veränderung der bestehenden Unterhalts- und Scheidungsregelung muss dafür Sorge getragen werden, dass durch eine Verbesserung der Situation für Unterhaltspflichtige nicht Personen, die auf den Unterhalt angewiesen sind, belastet werden.

3.5.2.1 Potentielle Benachteiligungen und Belastungspunkte

Das Scheidungsrecht selbst wird von den ExpertInnen weit gehend positiv beurteilt. Die Kritik der ExpertInnen gilt in erster Linie der Rechtsprechung. Derzeit werden in

Österreich zwar 90 % aller Ehen einvernehmlich geschieden (siehe Kap. 3.5.1.), die Rechtsprechung zu strittigen Scheidungen ist aber auch für einvernehmliche Scheidungen von Bedeutung, da die zwischen den Ehepartnern getroffenen Vereinbarungen indirekt von der Rechtsprechung beeinflusst werden.

Folgende potentielle Benachteiligungen der Männer bei Scheidung und Unterhaltsbemessung durch die Rechtsprechung bestehen:

- Männer, die die alleinige Obsorge für ihre Kinder anstreben, obsiegen vor allem dann, wenn die Kinder noch klein sind, selten.
- Unterhaltspflichtige Männer, die für ein weiteres Kind aus einer neuen Beziehung in Karenz gehen, können nur unter besonders berücksichtigungswürdigen Umständen die Herabsetzung des bisherigen Unterhalts bewirken; Männer werden während ihrer Karenz meist auf den Unterhalt ihres Arbeitseinkommens angespannt.
- Unterhaltsanpassungen bei veränderter Einkommenslage durch Arbeitslosigkeit oder Berufswechsel dauern bis zu 4 Monate. Bis dahin muss der Unterhalt auf Basis des alten Einkommens gezahlt werden.
- Zahlt der Unterhaltspflichtige zu hohem Unterhalt, muss der Obsorgeberechtigte meist den Überbezug mit der Begründung, das Geld sei bereits im „guten Glauben“ verbraucht worden, nicht zurückerstatten.
- Kredite wirken sich, da bei der Scheidung meist verabsäumt wird, schriftlich festzuhalten, wofür die Kredite aufgenommen bzw. ausgegeben wurden, nur in sehr spezifischen Fällen unterhaltsmindernd aus.
- Geht das Gericht bei Anspannung zu wenig fallspezifisch vor und unterbleibt ein Antrag gemäß § 140 Abs. 2, 2. Satz ABGB, können soziale Härtefälle produziert werden. Besonders selbständige Erwerbstätige kritisieren, dass sich unverschuldete Einkommenseinbußen nicht unterhaltsmindernd auswirken und einmal festgesetzte Unterhaltsbeträge nicht herabgesetzt werden.
- Kinderbetreuungsleistungen wirken nicht unterhaltsmindernd, solange die Betreuungszeit nicht regelmäßig mehr als 50 % beträgt.
- Informations-, Äußerungs- und Besuchsrecht können schwer durchgesetzt werden.

Betrachtet man einzelne der genannten Punkte vor dem gesellschaftlichen und sozialökonomischen Hintergrund, so relativieren sich einige Benachteiligungsaspekte.

3.5.2.2 Scheidungsfolgen

Eine Scheidung ist vor allem bei mittleren bis niedrigen Familieneinkommen eine sehr große finanzielle Belastung. Durch die Trennung kommt es für alle Beteiligten zu massiven Einbußen des Lebensstandards. Synergieeffekte des Zusammenlebens gehen verloren, es müssen in der Regel zwei anstelle eines Haushaltes finanziert werden. Auf geschiedene Väter kommen erhebliche soziale und finanzielle Einschränkungen zu.

Dies gilt umso eher, je mehr der folgenden Kriterien erfüllt sind:

- Der Mann war vor der Scheidung Alleinverdiener und ist nun für die Exehfrau und die Kinder unterhaltspflichtig.
- Den Mann treffen mehrere Unterhaltspflichten aus früheren Beziehungen und/oder Kindern daraus.
- Der Mann befindet sich in einer prekären Erwerbssituation (wiederkehrende Arbeitslosigkeit, schlechte Chancen am Arbeitsmarkt z.B. durch mangelnde Ausbildung) oder auf Grund von „Anspannung“ in einer prekären finanziellen Situation.
- Bereits vor der Scheidung bestanden Schulden.
- Der Mann hat mit der Exehfrau schlechtes Einvernehmen, wodurch hohe Gerichtskosten entstanden sind und keine Kooperation bei finanziellen Engpässen besteht.
- Die Schuld an der Scheidung trägt überwiegend oder alleine der Mann.
- Der Mann besitzt keine Kenntnisse über ehe- und familienrechtliche Bestimmungen, hat keine Rechtsberatung eingeholt und war bei der Scheidung und/oder Unterhaltsfestsetzung nicht anwaltlich vertreten.
- Das Familieneinkommen vor der Scheidung war gering.
- Der Mann ist aus der gemeinsamen Ehwohnung ausgezogen, die Ehefrau konnte nicht die volle Ausgleichszahlung leisten.

- Der Mann hat hohe psychische Belastungen durch die Trennung und verfolgt eine kontraproduktive Coping-Strategie (Alkohol; Selbstaufgabe; das Zurückziehen von jeglicher Verantwortung für die Familie und für sich selbst; Passivität; auch Schwarzarbeit und Unterhaltsflucht sind auf Dauer als Risiko für den Betroffenen zu klassifizieren).

Ein Kriterium alleine, beispielsweise die Verpflichtung zu einer Unterhaltsleistung, führt nicht zu finanziell-existentieller Gefährdung, kumulieren jedoch die Belastungsfaktoren, kann die Wechselwirkung von finanziellen Einschränkungen, psychischer Belastung und Selbstaufgabe zur sozialen Abwärtsspirale führen.

Scheidung kann dann ein Auslöser von momentaner Wohnungslosigkeit sein, wenn der Geschiedene über keine ausreichenden Vermögensreserven verfügt, sich in einer prekären Erwerbssituation befindet und ein soziales Auffangnetz fehlt. Für chronische Wohnungslosigkeit müssen mehrere Armutskriterien zusammentreffen.

Zu einer emotional stark belasteten Gruppe von Geschiedenen zählen Männer, die sich in aufrechter Ehe sehr in der Kindererziehung engagiert und dafür auf berufliche Karriere verzichtet haben. Besteht schlechtes Einvernehmen mit der Expartnerin und bekommen Väter nicht die Obsorge für ihre Kinder, verlieren sie durch die Scheidung sowohl auf materiell-finanzieller als auch auf emotional-psychischer Ebene.

Was die Scheidungsfolgen für Männer betrifft, gibt es noch viel zu tun. Wie bei den Erkenntnissen über die Vaterlosigkeit gibt es auch hier bei den Scheidungsfolgen noch unzureichend gesicherte Erkenntnisse. Vor allem aber müsste auch erforscht werden, was Paare zusammenhält und diese Faktoren müssten gesellschaftspolitisch gefördert werden, damit diesem Trend der immer stärker steigenden Scheidungsziffern entgegengetreten werden kann.

3.5.3 Schlussfolgerung

- Da es bis dato in Österreich keine Erhebung zur Alimentationshöhe der Unterhaltspflichtigen gibt, wäre eine solche im Hinblick auf sozialpolitische Überlegungen sowie als wichtiger Beitrag zur Grundlagenforschung zu überdenken.

- Die rechtliche Zulässigkeit, das Existenzminimum bei Unterhaltszahlungen um 25 % zu unterschreiten, ist sozial als sehr kritisch zu werten. Benötigen die Unterhaltsempfänger das Geld auch dringend, so ist dennoch zu überlegen, ob nicht Regelungen gefunden werden könnten, die alle Betroffenen, auch die Väter, entlasten. ExpertInnen entwickelten in den Interviews hiezu Veränderungsvorschläge.
- Die Kinderbetreuung, die Väter über den Rahmen des Besuchsrechtes hinaus leisten, sollte bei der Bemessung des Unterhaltes, insbesondere dann, wenn sich die Kinder nicht im Sinne des § 177 Abs. 2 ABGB hauptsächlich (mehr als 50 %) beim Vater aufhalten, Berücksichtigung finden.
- Der überwiegenden Mehrheit der betroffenen Männer mangelt es an dem erforderlichen Wissen über die ehe- und familienrechtlichen Bestimmungen der österreichischen Rechtsordnung, die finanziellen Mittel für die Vertretung durch einen im Ehe- und Familienrecht versierten Rechtsanwalt sind oft nicht vorhanden. Die Erfahrung zeigt, dass die Manuduktionspflicht der Richter (§§ 342 und 435 ZPO) für unvertretene Parteien zu kurz greift. Damit Männer, auch im Interesse des Wohles ihrer Kinder, die ihnen vom Gesetzgeber eingeräumten Rechte wahrnehmen (und in Verfahren durchsetzen) können, sollte es in ehe- und familienrechtlichen Verfahren – abweichend von den Bestimmungen der §§ 404 und 405 ZPO – Richtern analog zu §§ 37 und 39 Abs. 2 AVG 1990 gestattet sein, amtswegig den maßgeblichen Sachverhalt zu ermitteln und auf dessen Grundlage zu entscheiden.
- Mediation wird sowohl von ExpertInnen als auch von Betroffenen bei einer Scheidung begrüßt. Da Mediation von der Bundesministerin für soziale Sicherheit und Generationen einkommensabhängig gefördert wird, ist sie überdies auch für geringe Einkommen leistbar. Durch die Erlassung des bereits seit langem beabsichtigten Mediationsgesetzes könnte die Inanspruchnahme der Mediation in ehe- und familienrechtlichen Streitfällen forciert werden.

Väterlichkeit ist nicht nur in Österreich sondern europaweit ein Thema, wobei aber Österreich in diesem Themenbereich auch durch die Implementierung der Männerpolitischen Grundsatzabteilung im Bundesministerium für soziale Sicherheit,

Generationen und Konsumentenschutz im März 2001 eine Vorreiterrolle einnimmt. Diese Abteilung hat die 1. Europäische Väterkonferenz organisiert.

3.6 1. Europäische Väterkonferenz

Im September 2004 referierten und diskutierten führende Experten und Interessierte zwei Tage lang die Themenbereiche „Vaterschaft und männliche Identität“, „Triade Vater-Mutter-Kind“, „Vaterschaft und Vereinbarkeit von Beruf und Familie“.

Dazu entstand ein Tagungsband, der auch in die englische Sprache übersetzt wird.

3.6.1 Begrüßung durch Frau Bundesminister Ursula Haubner

Frau Bundesminister Ursula Haubner begrüßte die Anwesenden und wies auf die Wichtigkeit väterlichen Engagements hin. Vor allem auf die Wichtigkeit der Väter-Präsenz in der kindlichen Entwicklung. Auch aus diesem Grund hat die österreichische Bundesregierung in ihrem Regierungsprogramm den Vätern einen Schwerpunkt zugeordnet.

Die Frau Bundesminister betonte die Bedeutung zweier Botschaften:

Erstens, Kinderbetreuung als Chance zu sehen, als Chance, Qualifikationen zu erwerben, die man im Job braucht. Das Motto „Karriere mit Kind“ soll nicht nur für Mütter Gültigkeit haben, sondern auch für Väter. Väter sollen erkennen, dass es nicht nur eine persönliche Bereicherung ist, sondern, dass es gerade im Umgang mit Kindern sehr viel an sozialer Kompetenz, an Toleranz, an Geduld, an Nachhaltigkeit zu erwerben gilt und dass man sehr viel lernen kann, das letztendlich auch in die berufliche Tätigkeit, auch in Führungspositionen einfließen kann.

Zweitens, kann das Netzwerk Familie, dessen Funktionstüchtigkeit wir in Zukunft alle wollen, nur auf die Dauer funktionieren – vor allem, wenn beide berufstätig sind – wenn die Männer motiviert dabei sind, wenn die Männer Verantwortung übernehmen, für ihre Familie, für ihre Kinder, aber auch für die älteren Mitglieder der Familie, die

es im Regelfall auch durch das höhere Alter immer wieder zu betreuen und zu begleiten gilt.

Um eine gewisse Authentizität der 1. Europäischen Väterkonferenz zu vermitteln und um der Persönlichkeit der Vortragenden gerecht zu werden, wurde der Vortragsstil der einzelnen Experten und Expertinnen auch in die Zusammenfassung der Vorträge übernommen.

3.6.2 Vaterschaft – Einführung und Überblick

3.6.2.1 „Väter. Worüber reden wir?“

Univ. Prof. Dr. Heinz Walter aus Konstanz

„Väter. Worüber reden wir?“ – diese Frage beantwortete Prof. Walter mit einem Streifzug durch die letzten 20 Jahre Väterforschung. Er setzte dabei einen Schwerpunkt auf die aktuellen Erkenntnisse im Zusammenhang mit der ‚Triade‘ aus Vater, Mutter und Kind. Aus diesen Forschungen ist abzuleiten, dass das Kind von Anfang an eine positive Beziehung zu beiden Elternteilen braucht. Heinz Walter appellierte, in Zukunft verstärkt positive Väterlichkeit zu erforschen und zu fördern. Und: Väterlichkeit kann man lernen, sei es durch Literatur oder durch strukturierte Angebote für Väter, die Männer- und Väterorganisationen, ebenso wie Erwachsenenbildungseinrichtungen etc. immer häufiger in ihren Programmen anbieten.

Der nächste Schritt der 1. Europäischen Väterkonferenz ging von der Wissenschaft zur Spiritualität.

3.6.2.2 „Can men be initiated into fatherhood?“

Father Richard Rohr OFM, USA

Richard Rohr ist Initiator einer spirituellen Männerbewegung. Sie heißt MALE (Männer als Lernende und Ältere). Der Bub wird zum Mann durch die Initiation. Diese Initiation, die es auf allen Teilen der Welt gab und in einigen wenigen – z.B. Papa Neu Guinea – immer noch gibt, war der Kernpunkt des Vortrags von Richard Rohr.

Initiationen sind die Erfahrungen, die ein Junge braucht, um zum Mann zu werden. Diese Erfahrungen können nicht in Lektionen vermittelt werden, Initiation ist eine ganzheitliche Form des Lernens, nicht in Räumen, sondern draußen in der Natur, Initiation ist eine Erfahrung des Leibes, nicht beschränkt auf kognitives Lernen. Initiation „verwandelt“ den Menschen. Richard Rohr legt seinen Fokus auf den Anfang: Wenn der Junge wirklich (eben durch Initiation) zum Mann wird, dann erfolgt – lt. Rohr – der nächste Schritt, jener vom Mann zum Vater, von alleine. Wenn sich Jungen zu Männern durch Initiation „wandeln“, dann übernehmen sie automatisch mehr Verantwortung in der Partnerschaft, in der Familie, in der Gesellschaft, in der Politik und auch in der Religion.

3.6.3 Vaterschaft und männliche Identität

Als „Mann der Tat“ ist ein Vater besonders wirkungsvoll, vorausgesetzt, er wird in seiner Rolle als Mann richtig verstanden und „eingesetzt“. Scheitert die Beziehung zur Mutter trotz aller Anstrengungen, zeigt sich, dass Scheidungen am ‚starken Geschlecht‘ keineswegs spurlos vorübergehen.

3.6.3.1 *„Betreuung, Pannenhilfe oder sporadische Einsätze? Vaterarbeit auf der Grundlage männlicher Eigenschaften“*

Univ. Doz. Dr. Allan Guggenbühl, Zürich

1. Allan Guggenbühl ging u.a. auf die unterschiedlichen Geschlechter ein:

Mann und Frau unterscheiden sich nicht nur physiologisch, sondern auch psychologisch. Lange Zeit hat man geglaubt, dass alle Verhaltens- und Denkunterschiede ein Produkt der Gesellschaft sind und dass es eigentlich nur genügend Kampagnen und Aufklärungen braucht, und dann gleichen sich die Verhaltensweisen an und sind einander ähnlich. Aber inzwischen zeigen verschiedene Untersuchungen, dass dem nicht so ist. Es gibt effektiv Verhaltensweisen, Denkweisen, in denen sich die Geschlechter grundsätzlich unterscheiden. Es gibt genetische Unterschiede, hormonelle wie auch neurologische, die zu verschiedenen Verhaltensweisen, Denkweisen und zu einer unterschiedlichen Emotionalität führen.

Die überwiegende Mehrheit der Menschen identifiziert sich entweder als Mann oder als Frau und ordnet sich damit einem der beiden Geschlechter zu. Im Laufe des Aufwachsens identifiziert man in sich weibliche oder männliche Tendenzen und sucht sich dann eine männliche oder weibliche Identität. Vieles, was man heute gemeinhin als Stereotypen abtut, ist nicht einfach etwas, das von der Gesellschaft gesetzt ist und das man einfach transformieren oder ändern kann, wie dies diverse wissenschaftliche Untersuchungen zeigen.

Wichtige Punkte sind die Objektorientierung und die Beziehungsorientierung. Allan Guggenbühl ist wichtig, dass man nicht von Gegensätzen spricht. Wenn man von Männern und Frauen spricht, gibt es oft dieses Gegensatz-Denken, und genau das stimmt ja in sich nicht. Männer und Frauen sind keine Gegensätze, sondern haben verschiedene Eigenschaften, die sich nicht ausschließen, sondern mehr Tendenzen sind und sich ergänzen.

Für Männer haben Objekte oft eine andere Bedeutung als für Frauen. Mit Objekten sind Gegenstände gemeint – ein Computer, ein DVD-Player oder ein Auto. Männer bringen sich oft über Objekte ein, die seelische Entwicklung des Mannes wird oft über ein Objekt – z.B. das Auto – dargestellt, je nachdem in welcher Phase er ist.

Männer denken eher in Systemen und sehr viel weniger beziehungsorientiert; das heißt, sie suchen Kategorien, und in diese wollen sie ein System hineinbringen, das dann ein ganzheitliches Konzept ergibt. Wenn Menschen in einen Raum hineingehen und Menschen sehen, sehen Frauen tendenziell eher die Personen: „er schwitzt ein bisschen, er ist ein bisschen nervös“ und registrieren das. Männer beginnen sehr rasch Kategorien zu bilden. Also bei Jugendlichen ist da so: Das ist der typische Hip Hopper, das ist ein Skater, Raucher, Nichtraucher. Männer denken in Systemen, sie sind aus diesem Grund auch die größeren Sammler.

Männer tendieren auch zu einem anderen Problemlösungsverhalten als Frauen. Während eine Frau, wenn sie ein Problem hat, dazu neigt, dieses zu umkreisen – darüber sprechen, nochmals darüber sprechen, nochmals und nochmals – und dann irgendwann ist das Problem gelöst, haben Männer eine ganz andere Art. Sie denken

„Was ist das Problem, gut, die Lösung!“ – gehen hin und propagieren die Lösung. Das kann dazu führen, aus weiblicher Sicht, dass man undifferenziert ist.

Männer und Frauen haben auch nicht die gleiche Sprache. Auch hier sind Männer direkter und fragen sich des Öfteren: „Warum kommt sie nicht einfach und sagt mir das direkt.“ Auch in Punkto Wortschatz ist die Sprache von Mann und Frau verschieden. Männer gelten als mundfaul, sie haben weniger Wörter, wenn man den Alltag betrachtet. Der Gebrauchswortschatz bei Frauen ist viel größer. Wenn man den Sachwortschatz auch mit einbezieht, sieht es plötzlich anders aus. Männer lernen vor allem Wörter, die man gar nie gebraucht, die man gar nie einsetzen muss, tote Wörter. Sei es die verschiedenen Saurierarten, Automarken und Modelle usw. Männer lernen einen anderen Code, aber das kann dann zu Missverständnissen führen. Wenn man mit einem Mann sprechen will, muss man herausfinden, wo sein Interesse ist, sein Thema und dann beginnt er zu reden. Aber generell haben viele Mühe zu sprechen.

Da gibt es noch einen anderen Punkt, etwas, das sich in der Schule zeigt: Eine Form der Beziehungsaufnahme, die die Jungen vor allem in der Schule einsetzen, ist die Provokation.

Männer tendieren auch zur Grandiosität. Viele Männer setzen sich im Beruf ein, weil sie das Gefühl haben, sie tun etwas für die Zivilisation oder für die Familie. Die Familie ist ein großer Motivator – also wenn die Männer arbeiten, dann machen sie das für ihren Sohn oder ihre Tochter.

2. Welche Schlussfolgerungen ergeben sich daraus?

Männer sind wichtig. Es ist wichtig wegzukommen, vom Sozialisationsdogma – im Sinne, Hausarbeit ist nur sozialisierbar – sondern wir müssen uns überlegen: Wie kann man Väter einbringen mit ihren männlichen Eigenschaften? Das ist ganz wichtig, es ist auch nicht so, dass mehr Mitwirkung im Haushalt unbedingt dazu führt, dass man einen besseren Bezug hat zum Kind. Da gibt es Untersuchungen, die zeigen, dass viele Väter, die immer zu Hause sind und sich dem Computer widmen oder dem Weinkeller, sich eigentlich gar nicht um die Kinder kümmern. Der

Zusammenhang mehr zu Hause zu sein und eine bessere Beziehung zum Kind zu haben, stimmt nicht. Väter sind aber ein Risiko. Das Risiko ist, dass sie sich eventuell ganz anders einbringen. Z.B. ist es für Kinder viel gefährlicher mit Vätern zusammen zu sein, das ist ganz klar. Es gibt viel mehr Unfälle, weil sie mehr Tätigkeiten außerhalb machen, viel mehr Wagnisse, viel mehr Risiko einbringen und oft kleine Details der Pflege vergessen. Aber das ist oft für Kinder wichtig – Angst zu überwinden, etwas zu wagen, vielleicht auch einmal verletzt zu sein. Das führt natürlich auch zu Konflikten – „Wie kannst du mit meinen Kindern ausgehen und vergessen, dass sie Jacken tragen sollen? Das geht doch nicht!“

Ein anderer Punkt ist: Männer brauchen oft Einsätze – sie müssen das Gefühl haben „Wo ist das Problem? Was muss ich machen? Jetzt kann ich mich einbringen!“ Als Frau muss man denken: Wie kann ich die Einsätze formulieren? – „Dein Sohn braucht jetzt dringend Hilfe in der Schule, die nächsten drei Wochen sind entscheidend!“ – Da denkt er: „Aha, Auftrag, gut, kann ich gehen.“ Das sind Dinge die sehr entscheidend sind. Und diese konstante Beziehungsarbeit ist vielen Männern leider weniger wichtig.

Es ist auch wichtig für Väter, sich über Taten einzubringen, sich über Projekte zu definieren. Die Arbeit des Vaters ist immer da; es gibt immer wieder Phasen, in denen eine wichtige Einflugschneise da ist, wo ein Vater sich einbringen muss. Dann gibt es wieder Phasen, wo man vielleicht im Hintergrund steht und gar nichts tut; da ist es wichtig, bereit zu sein.

Wir müssen wegkommen von solchen Modellen wie: Am Anfang der Erziehungsphase müssen Männer freigestellt werden, damit sie zu Hause unterstützen können und zu Modellen gehen, wo wir die Väter motivieren können, bereit zu stehen, sich einsetzen zu können – aber auf eine männliche Art und Weise!

Der renommierte Münchner Familienforscher Wassilius Fthenakis sagt: „Scheidungsfamilien sind rational handelnde, normale Familien.“ Doch drei Viertel aller Scheidungen werden heute von Frauen eingereicht, und das ist neu. Für manche Männer ist die Scheidung psychisch und materiell eine so starke Belastung, dass sie darunter zerbrechen: Einsamkeit, Alkoholismus, Verlust des Arbeitsplatzes,

Obdachlosigkeit, Perspektivenlosigkeit. Welche Auswirkungen hat die Scheidung auf die männliche Identität und was ändert sich dabei in Bezug auf das Familiensystem und die Vaterschaft?

Dazu hielt Univ. Prof. Dr. Gerhard Amendt – er ist Direktor des Instituts für Geschlechter und Generationenforschung an der Universität Bremen – einen Vortrag.

3.6.3.2 „Welche Auswirkungen hat die Scheidung auf die männliche Identität? Was ändert sich dabei in Bezug auf das Familiensystem und die Vaterschaft?“

Univ. Prof. Dr. Gerhard Amendt, Wien

Ich möchte Ihnen die Erlebnisweise, die Bedeutung der Scheidung für Männer näher bringen. Es geht nicht darum, Modelle zu zeigen, sondern Prozesse – und Prozesse sind immer konfliktreich. Ich betone die Eigenständigkeit von Männlichkeit. Diese Eigenständigkeit ist dadurch charakterisiert, dass sie nicht mit dem Weiblichen zusammenfällt. Der Unterschied zwischen den Geschlechtern ist aufrecht zu erhalten. In der Literatur gab es eine Tendenz, in der Geschlechterforschung diesen Unterschied zu dekonstruieren und so zu tun, als müsste die Welt sich in Richtung der besser vorgestellten Weiblichkeit entwickeln. Auch Väterlichkeit ist von Mütterlichkeit verschieden.

Das entscheidende Argument, warum Väterlichkeit und Mütterlichkeit zwei Gegensätze sind, die die Kinder brauchen, entsteht aus dem Interesse der Kinder, dass diese Formen der Unterschiede wahrgenommen werden – wegleugnen kann man sie vielleicht noch – sie sind aber real da. Das ist etwas ganz Erhebliches. Die Väterlichkeit muss, das ist in jetzigen Zeiten des Geschlechterdiskurses sicher wichtig zu sagen, sie muss respektiert werden, sie muss anerkannt werden, sie muss sich auch ändern. Aber dies hat zu geschehen, weil es im Interesse der Kinder ist, nicht nur der Söhne, auch der Töchter. Diese Akzentverschiebung im Hinblick auf das Kind ist wichtig. In Österreich, Deutschland, und in allen anderen europäischen Ländern im Übrigen auch, gibt es eine Neuorientierung im Schatten der

Scheidungsdebatte, die auch darauf hinausläuft, dass gesagt wird: Die Eltern haben zwar das Recht sich scheiden zu lassen – und ich bin auch dafür, dass sie das so halten sollen. Aber was sie tun, um ihre eigene Glücksfähigkeit lebensfreudiger zu gestalten, muss auch vor dem Hintergrund interpretiert werden, was eine Scheidung für die Kinder bedeutet. Aus der Sicht der kindlichen Entwicklungsbedürfnisse ist dieser Gegensatz von Väterlichkeit und Mütterlichkeit auch hinreichend wissenschaftlich beschrieben. Das heißt wiederum nicht, dass die Form von Väterlichkeit, die wir haben, die einzig denkbare Form von Väterlichkeit ist.

Vor dem Hintergrund, dass also für Kinder die Elterlichkeit, die Gemeinsamkeit von Vater und Mutter verbunden durch die Liebesbeziehung, zusammengehört, möchte ich jetzt auf die Frage eingehen: Was bedeutet dann eigentlich die Scheidung? Mit der Scheidung nehmen Mann und Frau ein Recht wahr, das nicht mehr nach der Schuldfrage sucht und einen Schuldigen an der Scheidung benennt. Es gilt heute in den meisten Fällen das Zerrüttungsprinzip. Indem die Eltern dieses Recht für sich in Anspruch nehmen – und das ist eines der Ergebnisse meiner psychoanalytisch-hermeneutischen Bearbeitung von Interviews, die wir im Rahmen des Forschungsprojektes „Scheidungsäter“, das am Institut für Geschlechter- und Generationenforschung an der Universität Bremen durchgeführt wurde, gemacht haben – begehen sie den Kindern gegenüber eine existenzielle Gewalttat. Das ist etwas, das jemand, der geschieden ist oder sich scheiden lässt, sicher nicht gerne hört, aber es ist eine wesentliche Erkenntnis. Wer sich scheiden lässt, zerstört die Elterlichkeit von Vater und Mutter, die ja traditionell in guten Zeiten durch die Liebe verbunden und als solche dann den Kindern als Elternpaar gegenüber getreten sind. Mit der Scheidung wird die Elterlichkeit zerstört. Übrig bleibt der Vater, übrig bleibt die Mutter. Was fehlt, ist die Elterlichkeit, weil die Elterlichkeit nur möglich ist, solange die beiden – Mann und Frau – sich als Partner mögen, begehren und in guten wie in schlechten Zeiten zusammen sind und die Gemeinsamkeit als Paar gegenüber den Kindern als ein wesentliches Modell und Vorbild für Beziehungsfähigkeit vorführen können.

Mir scheint auch wichtig, die Rolle des Väterlichen zu sehen. Unter dem Aspekt, was eigentlich passiert, wenn ein Vater, der sich von der Exfrau drangsaliert fühlt und das als seine Realität erlebt, sich von den Kindern trennt. 85 % der Scheidungskinder in

Deutschland bleiben bei der Mutter, 15 % bleiben beim Vater. Wir sprechen jetzt mal über die Mehrheit: Was passiert, wenn der Vater nach vielen Schwierigkeiten über Umgangsrecht, über Zahlungen, über Besuche, die nicht stattfinden oder verzögert werden, sagt „Jetzt ist es aus, jetzt gehe ich!“ Was passiert? Er verzweifelt nach langen Kämpfen, in den wenigsten Fällen geschieht eine Affekthandlung aus der Sekunde heraus. Nach langen, langen Zweifeln und Kämpfen wirft er die Flinte ins Korn und überlässt damit die Kinder einer Einseitigkeit der Mütter, die für die Kinder eine zusätzliche Verarmung darstellt – jenseits des Elterlichkeitsverlustes. Im Übrigen, wenn Mütter Besuchsrechte haben und die Kinder nur alle 14 Tage sehen und auch auf Grund irgendwelcher Drangsalierungen durch den Expartner sagen „Ich werfe die Flinte ins Korn“, gilt genau die selbe Logik. Also auch die Mutter darf im Grunde, wenn sie drangsaliered wird, sich drangsaliered fühlt, diesen Schritt nicht gehen.

Warum sind Scheidungen für Männer so problematisch? Erstens, es gibt nicht „die Männer“. Es gibt Männer, die man unterteilen muss nach Kulturen, aus denen sie kommen, in denen sie leben. Es gibt Männer mit niedrigem Einkommen und niedriger Bildung und hohem Einkommen und hoher Bildung. Diese beiden möchte ich einfach mal hier kurz festhalten. Und ich möchte auch im Gegensatz zur Befassung der Wissenschaft mit den mittleren Schichten zur Abwechslung einmal die vernachlässigte Schicht, nämlich diejenige der unteren Einkommen, der niedrigen Bildung betrachten. Väter aus dieser unteren Schicht beziehen ihre Identität in einer sehr traditionellen Weise: Aus der Tatsache, dass sie für die Familie erfolgreich sorgen können. Das heißt, sie gehen nicht weg aus der Familie, um zu arbeiten und sie los zu sein, sondern sie tun das in dem Bewusstsein: „Ich arbeite, damit die Familie leben kann“. Das ist immer noch so, auch wenn wir hier sehr viel modernere Begriffe strapazieren. Eine Ausnahme will ich einräumen. In der Mittelschicht gibt es in der Zwischenzeit eine Gruppe von hoch professionalisierten Leuten, jungen Männern, die das Arbeiten als etwas sehen, was sich lohnt und die von der Familie bereits abkommen. Aber für diese Schicht, für die ich spreche, ist es so: Die Arbeit wird getan, dass die Väter ihre Familien versorgen können.

Und jetzt passiert folgendes: Die Scheidung ist da, die Armut setzt ein. Der größte Teil der Männer, die wir untersucht haben, ist nicht mehr in der Lage, eine zweite Partnerschaft einzugehen – das ist alles nicht finanzierbar. Sie leben selbst am unteren Minimum, viele kehren – das ist durchaus ein regressiver Akt einer mangelnden Realitätsbeherrschung – zurück zu ihren Eltern. Im Hinblick auf die Väterlichkeit passiert etwas für diese Schicht Typisches: Die Frauen verhalten sich so, dass sie sagen „Ein Vater ist einer, der für die Familie sorgt“, wie es der Vater selbst sieht. Wenn er für die Familie nicht sorgt und sie dazu bringt, zum Sozialamt, zur Notstandshilfe gehen zu müssen, dann ist er kein Vater mehr. Wenn er kein Vater mehr ist, hat er auch keine Kinder, und wenn er für die Kinder nicht sorgt – was er ja nicht tun kann auf Grund seines geringen Einkommens –, dann sieht er auch die Kinder nicht mehr. Das ist eine ganz eigentümliche, aber überzeugende Logik einer sehr polarisierten aber komplementären Vorstellung von Partnerschaft, von Ehe und von Elterlichkeit. So deprimierend dieser empirisch gesicherte Sachverhalt in der Unterschicht ist, humaner sind die Bedingungen in der Mittelschicht auch nicht. Sie sind nur anders!

Von der väterlichen Identität zum Wirkungskreis Vater-Mutter-Kind, genannt Triade. In diesem Dreieck werden die Weichen der Entwicklung für das Kind gestellt und auch der Vater erfährt in dieser Triade seine Bewährungsprobe und die Möglichkeit, seine Identität als Mann und Vater zu erweitern. Durch das Dritte, das Kind, bietet sich die Chance für persönliches Wachstum nicht nur des Vaters – und wenn die Weichen günstig gestellt werden, erfahren alle drei Zufriedenheit und Glück.

3.6.4 Triade Vater-Mutter-Kind

Die Qualität von Elternschaft, von Vaterschaft und Mutterschaft, hat eine enorme Bedeutung für die psychische Stabilität von heranwachsenden Kindern. Welche Bedeutung haben also Vaterschaft, Mutterschaft in dem Dreieck Vater-Mutter-Kind?

3.6.4.1 „Zur Psychoanalyse des Vater-Mutter-Kind Dreiecks“

Univ. Prof. Dr. Horst Petri, Berlin

Die moderne Entwicklungspsychologie des Mutter-Vater-Kind Dreiecks unterscheidet drei Phasen von der Geburt bis zur Pubertät – die „Triangulierungsphase“ zwischen dem ersten und dritten Lebensjahr, die „ödipale Phase“ zwischen dem vierten bis sechsten Lebensjahr und die „zweite ödipale Phase etwa zwischen dem zwölften und sechzehnten Lebensjahr.

Die Triangulierungsphase (erstes bis drittes Lebensjahr)

Dieses Konzept wurde Ende der Siebzigerjahre wissenschaftlich entdeckt. Danach beginnt die eigentliche Dreiecksbeziehung Mutter-Vater-Kind bereits in der Separationsphase zwischen dem neunten und vierzehnten Lebensmonat. Wenn das Kind durch die Ablösung von der Mutter in eine Krise gerät, bietet der Vater als weniger ambivalent besetztes Objekt den notwendigen Halt. Seine zentrale Funktion in dieser Zeit liegt darin, durch seine Präsenz die Trennungsängste des Kindes zu mildern und ihm dadurch zu helfen, die Symbiosewünsche mit der Mutter aufgeben zu können.

Im Zusammenhang mit der Triangulierung wird häufig von einer „Pufferfunktion“ des Vaters gesprochen, die dem Kind die Überwindung seiner Trennungsangst und die Ambivalenz erleichtert und dadurch die Ablösung von der Mutter beschleunigt. Entscheidend kommt hinzu, dass das Kind in der Dreieckskonstellation zwei voneinander getrennte Liebesobjekte zur Verfügung hat, die Mutter und den Vater. Sie bieten zwei verschiedene Identifizierungsmöglichkeiten an, eine weibliche und eine männliche. Dadurch wird der Reifungsprozess des Kindes entscheidend vorangetrieben. Erst durch die Integration beider Anteile kann es ein ganzheitliches, weiblich-männliches Selbstbild aufbauen, das für seine Individuation entscheidend ist.

Das Familiensystem ist dann im Gleichgewicht, wenn es der Mutter gelingt, auf die Bedürfnisspannungen des Kindes zwischen seinen Symbiosewünschen und Autonomiebestrebungen einführend zu reagieren, und wenn der Vater durch ausreichende Anwesenheit dem Kind genügend Sicherheit bietet, damit es sich aus der mütterlichen Hülle befreien kann.

Entscheidend im Sinne der Systemgesetze ist aber auch die Beziehung der Eltern in dieser Zeit. Nur wenn der Mann seine Frau als Partnerin akzeptiert und sie gleichzeitig in ihrer Mutterrolle bestätigt, ist sie innerlich ausgeglichen genug, um das Kind freigegeben zu können. Umgekehrt wird der Mann seine Vaterrolle umso besser ausfüllen, je mehr er sich von seiner Frau geliebt und in seinem väterlichen Engagement nicht ausgegrenzt fühlt. Eine gelungene Triangulierung stellt also einen Kreislauf wechselseitig positiver Bezogenheit innerhalb des Beziehungsdreiecks dar.

In der Teilnahme des Vaters an der Geburtsvorbereitung, in seiner Anwesenheit und Unterstützung seiner Frau während der Geburt und in seiner Beteiligung an Pflege und Ernährung des Säuglings nimmt die Triade durch die engen körperlichen und emotionalen Austauschprozesse zwischen den Dreien konkrete Formen an. Bereits mit zwei Monaten kann das Baby, erkennbar an seinen unterschiedlichen Körperreaktionen, Mutter und Vater an Stimme und Gesicht unterscheiden. Mit drei Monaten treten die ersten Vorläufer sozialer Kommunikation auf, indem das Kind dem Blickkontakt der Eltern, die sich im Dreieck befinden, folgt. Von einer Bindung im engeren Sinn sprechen wir ab dem neunten Monat. Ihr entscheidendes Kriterium sind die emotionalen Reaktionen des Säuglings – Protest, Weinen, Schreien, wenn die Eltern weggehen, Lächeln, Juchzen und Freude, wenn sie wiederkommen. Die von Bowlby eingeleitete, aber auf die Mutter-Kind Beziehung beschränkte Bindungsforschung wurde in den letzten Jahrzehnten enorm weiterentwickelt und bezieht heute unter dem Einfluss der Triangulierungstheorie den Vater selbstverständlich mit ein.

Um die Vielzahl der Ergebnisse, trotz mancher Überschneidungen, auf eine einfache Formel zu bringen: Mütter bewahren, schützen und trösten; Väter aktivieren, regen an und ermutigen zum Risiko. Somit bilden Mütter in den ersten Lebensjahren die Sicherheitsbasis, während Väter als Brückenkopf zu fremden Territorien fungieren. In dieser typischen Konstellation erweisen sich beide Rollen in idealer Weise komplementär und garantieren so einen harmonischen Reifungsprozess des Dritten im Bunde, des Kindes. Eine gelungene Triangulierung ist die wichtigste Voraussetzung, um die psychischen Spannungen und Konflikte abzumildern, die in den folgenden Phasen unvermeidbar im Dreieck auftreten.

Die erste ödipale Phase (viertes bis sechstes Lebensjahr)

Entwicklungspsychologisch sah Freud die Frühkindheit unter dem Primat der erwachenden Sexualität des Kindes und nannte die Zeit die ödipale Phase.

Die erste ödipale Phase wäre unvollständig erfasst, wenn man sie auf die frühkindliche Sexualität und die Verinnerlichung des Inzesttabus beschränken wollte. Weit wichtiger erscheinen andere Erfahrungen in dieser Zeitspanne. Nach der Triangulierungsphase betritt das Kind die außerfamiliäre Welt (Kindergarten, Schule) mit all ihren neuen Anforderungen, Gefahren und Bedrohungen. Die Lebensaufgabe in dieser Zeit, soziale Bindungen einzugehen und die Umwelt aktiv zu erforschen, sich in ihr zu orientieren und zu behaupten, setzt ein ausreichendes Gefühl der Sicherheit über die eigenen Kompetenzen voraus. Das dazu notwendige Selbstwertgefühl können nur die Eltern dem Kind durch Schutz, Ermutigung und Förderung vermitteln. Dabei setzen sich, angepasst an die Ausdifferenzierung der kindlichen Entwicklung, die geschlechtstypischen Unterschiede der elterlichen Beziehungsangebote und Erziehungsstile fort, wie fundierte Studien in dieser Altersphase zeigen.

Auch hier verkürzt ausgedrückt: die Mutter bietet dem Kind vor allem durch ihre Emotionalität und durch sprachliche Kommunikation den notwendigen Rückhalt, während der Vater durch motorische Spiele, Konfrontation, Wissensvermittlung und Anleitung zum praktischen Handeln dem Kind die Welt erschließt und dessen Mut, Wagnis und Risikobereitschaft fördert. In diesen komplementären Funktionen im Eltern-Kind-Dreieck werden emotionale, soziale, kognitive und instrumentelle Anreize zu einer Einheit ergänzt, die die Ich-Funktionen des Kindes und sein Selbst weiter erstarken lassen. Entwicklungspsychologisch stellt die Psychomotorik in der ersten ödipalen Phase vor allem den Vater vor eine neue Herausforderung. Ab dem dritten Lebensjahr wachsen durch die Ausreifung des Muskelapparates die motorischen Fähigkeiten des Kindes sprunghaft an. Die Motorik gilt als Träger der Aggression. Ob diese sich konstruktiv auf die Erreichung nützlicher und erlaubter Ziele richtet oder destruktiv in Erscheinung tritt, hängt von der Art der Sozialisierung aggressiver Energien ab. Wenn der Vater erwiesenermaßen motorische Spiele bevorzugt, bringt er in der ersten ödipalen Entwicklungsphase das neben der Sexualität menschlich

beherrschende Thema der Aggression „ins Spiel“. Indem er die motorischen Fähigkeiten des Kindes anspricht, führt er ihm gleichzeitig den durch feste Regeln kontrollierten Umgang mit seinen Aggressionskräften vor. Auf diese Weise wird der Vater zu einer moralischen Instanz und als solche im Gewissen verankert, das über die Einhaltung aggressiver Tabus wacht. Nach meiner Einschätzung ist diese Vaterfunktion um vieles entscheidender als seine Autorität bei der Kontrolle der Sexualität und des Inzesttabus.

Wenn es dem Vater in der ersten ödipalen Phase gelingt, seine Überlegenheit nicht zu missbrauchen, sondern sich in die Kleinheitsgefühle des Sohnes einzufühlen und seine wachsenden Fähigkeiten anzuerkennen, wird er dem Sohn helfen, seine Ambivalenz schrittweise zu überwinden und den Vater als überwiegend „gutes“ Objekt zu verinnerlichen.

Die zweite ödipale Phase (zwölftes bis sechzehntes Lebensjahr)

Freud betonte, dass die frühkindliche ödipale Phase in der Pubertät noch einmal verstärkt auftritt, weil durch die Sexualreifeung der Inzestwunsch nicht mehr auf die Phantasie beschränkt bleibe, sondern konkret erfüllbar sei. Man kann daher zu Recht von einer „zweiten ödipalen Phase“ sprechen. Aber auch hier gilt, was über die erste Phase gesagt wurde: nicht die gegengeschlechtlichen Sexualwünsche der Kinder zu ihren Eltern stehen im Vordergrund, sondern die körperlichen, seelischen, geistigen und sozialen Umbrüche in dieser Zeit und die mit ihnen verbundenen sexuellen, aggressiven und narzisstischen Konflikte zur Außenwelt.

Bekanntlich stellt die Pubertät den Übergang dar und bildet die Schnittstelle zwischen Familie und Gesellschaft. Durch die genannten Umbrüche wird die Pubertät zu einer Zeit der Unruhe, der Orientierungslosigkeit und des revolutionären Aufbruchs, die regelhaft mit der von Erikson beschriebenen „Identitätskrise“ verbunden ist. In dieser Situation stehen Mädchen wie Jungen vor der Frage, ob sie den Schritt ins Erwachsenenleben jemals bewältigen werden. Die Zweifel erschweren oft die Sinnfindung für eine langfristige Lebensgestaltung. Besonders in der heutigen Zeit ist die Zukunft der jungen Generation durch manche gesellschaftliche Krisen blockiert. Mangelnde Berufsperspektiven, hohe

Arbeitslosigkeit im Zusammenhang mit fortschreitender Technisierung, der Zerfall tradierter Normen und Werte in Familie, Kirche und Gesellschaft, der Geschlechterkampf, Wirtschaftskrisen im Rahmen der Globalisierung und nicht zuletzt die ökologische und Klimakatastrophe mit der Gefährdung des planetaren Überlebens schaffen Risiken, auf die viele Jugendliche mit Angst, Resignation, Verzweiflung und Depression reagieren. Deswegen kehrt in der Pubertät, heute verschärft, der existentielle Konflikt wieder, der bereits im ersten Lebensjahr entstand – das regressiv bedürfnis, im Schutz des Eltern-Kind Dreiecks zu verharren, gegen den autonomen Willen, sich innerlich und äußerlich von den primären Liebesobjekten zu lösen und das Leben selbständig zu gestalten, um eine erwachsene Identität zu entwickeln.

Besonders für Söhne, und davon ist die Kulturgeschichte voll, kommt es in der zweiten ödipalen Phase zu einer Zerreißprobe. Der Wunsch, sich mit dem Vater zu identifizieren und von ihm auf dem noch unübersichtlichen Gelände eine Zeit lang begleitet zu werden, gerät in Widerspruch zu dem unbedingten Willen nach einem unabhängigen Selbstentwurf. Der Vater darf dem Kampf nicht ausweichen, er muss ihn aushalten. Damit wachsen die Anforderungen an ihn in dieser Phase. Denn der Wildwuchs des Sohnes sucht Reibung und Grenzen, um nicht auszufern und sich selbst und anderen eine Gefahr zu werden. Nur in der Konfrontation mit dem Vater wird sein Ich stark und sein Über-Ich mit den nötigen Kontrollmechanismen ausgestattet. Wie beschrieben, werden diese Strukturen schon viel früher angelegt. Ich glaube aber, dass die Bedeutung der Pubertät mit ihrer noch ungesteuerten Sexualität und Aggression für die Ausreifung der Ich- und Über-Ich-Instanzen weit unterschätzt wird.

Für Mädchen ergeben sich in der zweiten ödipalen Phase bei vergleichbaren Grundbedingungen deutliche Akzentverschiebungen. Die Tochter muss nicht mit dem Vater rivalisieren, um aus dem Kampf ihre eigene Identität als Frau zu entwickeln. Diesen führt sie mit ihrer Mutter. Dabei besteht die Gefahr, dass sie sich bei dem Vater für die Entbehrungen entschädigt, die sie mit der Mutter erlebt. Ihre jetzt verfügbare Sexualität und ihr weiblicher Reiz können in den Dienst ihrer Konkurrenz mit der Mutter gestellt werden und die Vater-Tochter Beziehung erotisch aufladen. Die sprichwörtliche „Verliebtheit“ pubertierender Töchter in ihre Väter hat

aber auch einen von der Mutter unabhängigen Anteil. Schließlich ist der Vater ihr erstes männliches Liebesobjekt, das sich unter dem Schutz des Inzesttabus für ungefährliche Partnerphantasien anbietet. Diese im Sinne Freuds klassische ödipale Konstellation erfordert vom Vater einen Balanceakt zwischen väterlicher Zuneigung und eindeutiger Grenzsetzung. Weit über die sexuelle Komponente hinaus braucht auch die Tochter den Vater in all seinen beschriebenen Funktionen besonders in der Pubertät, um ein positives Männerbild verinnerlichen zu können. Nur mit diesem Vertrauen kann sie den Schritt aus der Familie hinaus und vom Vater weg planen. Wenn der Vater sie in ihrer weiblichen Identität bestätigt hat, wird sie auch beim Eintritt in die Gesellschaft über eine angstfreie Sexualität und ein stabiles Frauenbild in sich verfügen.

Jugendliche brauchen jedoch beide Eltern als Rückhalt, Orientierung und Unterstützung bei der Überwindung der pubertären Schwelle. Entwicklungspsychologisch sind die Funktionen des Dreiecks erfüllt, wenn die Töchter und Söhne, ausgerüstet mit stabilen inneren Instanzen und mit dem Gefühl der Sicherheit und Selbstidentität, das Land der Erwachsenen betreten. Erst dann beginnt für die Eltern die Zeit der Trauer und des Glücks über die gelungene Auflösung der Triade.

Begriff und Rolle von ‚Vater‘ und ‚Vaterschaft‘ aus der Sicht der Religion: Was ist gemeint, wenn man von „Gott Vater“ spricht und welche kritischen Impulse liefert die Religion für das diskutierte Konzept von Vaterschaft? Welche Rolle spielen Erzählungen vom Vater in der Religion?

3.6.4.2 „Gott Vater – Mensch Vater“

S.E. Weihbischof Univ. Prof. Pater Dr. Andreas Laun O.S.F.S., Salzburg

Was ist der Beitrag der Religion, genauer der jüdisch-christlichen Religion zur Frage nach dem Vater? Die katholische Kirche sieht ihren Beitrag wesentlich darin, den Menschen das richtige, wahrheitsgemäße Menschenbild zu vermitteln, in dem natürlich der Vater enthalten ist. Sie entnimmt dieses Bild der Offenbarung, nicht irgendeiner Theorie. Ihre Antwort auf die moderne Fragestellung der Gender-Ideologie und des Feminismus ist eine doppelte:

1. Die Schöpfungsgeschichte –

Nein zur Gender-Ideologie

Wer ist der Mensch? Die Bibel erzählt den für alle, für Gläubige und Ungläubige, geheimnisvollen Anfang der Welt in gewaltigen, einprägsamen Bildern. Im Mittelpunkt steht dabei die Erschaffung des Menschen. Dabei heißt es: „Dann sprach Gott: Lasst uns Menschen machen als unser Abbild, uns ähnlich ... Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau schuf er sie. Gott segnete sie, und Gott sprach zu ihnen: Seid fruchtbar, und vermehrt euch, bevölkert die Erde ...“ (Gen 1). Das heißt: Von Anfang an konzipierte und wollte Gott den Menschen als Mann und Frau. Gerade in dieser Verfasstheit sind sie „Ebenbild“ Gottes. Damit ist nicht nur bestimmten alten Mythen, die die Geschlechtlichkeit auf einen Sündenfall und eine Bestrafung durch die Götter zurückführten, sondern vor allem der feministischen „Gleichheitsideologie“ eine klare Absage erteilt: Der Mensch existiert nicht als geschlechts-neutrales Wesen, das sich seine „Rolle“ selbst wählen müsste, sondern von Anfang an als Mann und Frau – und Gott sah, dass es so sehr gut ist. Die Idee, abgesehen von seiner biologischen Ausstattung könne der Mensch sein „Gender“ selbst bestimmen, ist eine fatale, folgenschwere Illusion. Den Menschen in dieses ideologische Prokrustes-Bett spannen zu wollen, führt notwendig zu schwerem Leid.

2. Der biblische Unterschied von Mann und Frau –

Nein zur Diskriminierung der Frau

Die Frau ist anders, nicht aber weniger „wert“ als der Mann, der Mann bedarf der Frau, und die Frau hat Verlangen nach dem Mann.

Darin steckt ein radikales Nein zum patriarchalen Denken, wenn damit die Vorstellung von Minderwertigkeit der Frau, die nur zu gehorchen hätte, gemeint ist. Dieses Nein ist katholisch, auch wenn es die so definierte „patriarchale Häresie“ in der Kirche gegeben hat – wie viele andere Häresien, die sie nur langsam überwunden hat. Aus dieser biblischen Sicht der Geschlechter folgt: Mann und Frau sind gleich in ihrer Würde, aber sie sind nicht „gleich“, Frau und Mann haben je ihren Genius und ihre Aufgabe. Gleich sind sie auch in ihrer Bestimmung zu Gott hin, aber zugleich sind sie ungleich in ihren spezifischen Fähigkeiten und gerade so füreinander geschaffen. Durch ihre einander ergänzende Liebe erreichen sie ihre irdische Erfüllung.

Der Vater

Damit ist bereits klar: In jüdisch-christlicher Sicht ist der Vater weder unnütz noch schädlich. Mann und Frau sind von dem Willen des Schöpfers her dazu bestimmt, „fruchtbar“ zu sein und daher Vater und Mutter zu werden. Diese Ausrichtung auf Elternschaft gehört zum Wesen des Menschen. Damit ist aber auch gesagt: Die Frau hat ihre spezifische Aufgabe als Mutter, der Mann die seine in der Vaterschaft. Daraus folgt, was der Vater nicht sein soll: Der Vater soll Vater sein und nicht eine zweite Mutter. Daraus folgt nicht, dass er nicht grundsätzlich auch bereit sein sollte, mehr der Mutter zugeordnete Aufgaben zu übernehmen, ohne sich in seiner Männlichkeit gekränkt zu fühlen. Aber es heißt: Er darf und soll ein Mann sein und bleiben, auch wenn er die Windeln wechselt und Staub saugt.

Der Beitrag der Religion

Ich vertrete eine religiöse Gemeinschaft, deren erster Glaubenssatz lautet: „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater“. Die Bibel, auf der dieser Glaube beruht, beschreibt den Vater-Begriff durch eine der bewegendsten Geschichten der Weltliteratur, nämlich durch das Gleichnis vom „barmherzigen Vater“. Gemäß dieser Jesus-Geschichte ist die Haupteigenschaft dieses „Vaters“ gerade nicht ein irgendwie tyrannisches Verhalten gegenüber den Söhnen, denen er nur blinde Unterwerfung abverlangen würde, sondern im Gegenteil: Dieser Vater liebt auch noch den „verlorenen“ Sohn, er läuft ihm ohne Rücksicht auf seine „patriarchale Würde“ entgegen, umarmt und küsst ihn, bereitet ihm ein Fest. Auch dem anderen Sohn (was selten beachtet wird) geht er nach und versucht behutsam, ihn aus seiner Verhärtung zu lösen. So, sagt Jesus, ist dieser „Vater im Himmel“, von dem ich zu euch spreche. Viele andere biblische Geschichten zeigen kraftvolle Vaterfiguren – etwa Abraham, den Juden und Christen in besonderer Weise als ihren geistigen Vater ansehen. Tatsache ist: Die jüdisch-christliche Religion schenkt der Welt ein ausgesprochen positives Vaterbild, in dem die beiden spezifisch väterlichen Elemente organisch verbunden sind: Autorität und Güte.

Die Bedeutung des Vaters

In den letzten Jahrzehnten hat man sich allenthalben bemüht, die Rolle der Frau hervorzuheben und jeder Missachtung, Unterdrückung, Diskriminierung der Frau ein Ende zu bereiten. Das ist gut so, aber nicht gut ist es, wenn dies auf Kosten des

Mannes geschieht in einer Art und Weise, dass Männer nicht mehr Männer und nicht mehr männliche Väter sein dürfen. Was ist der Vater? Die Antwort des Katechismus der Katholischen Kirche (KKK) lautet: „Wenn die Sprache des Glaubens Gott „Vater“ nennt, so weist sie vor allem auf zwei Aspekte hin: dass Gott Ursprung von allem und erhabene Autorität und zugleich Güte und liebende Besorgtheit um alle seine Kinder ist“ (KKK 239).

Angewandt auf den irdischen Vater heißt das

1. Verantwortung und Autorität des Vaters: Durch den Zeugungsakt entsteht eine einzigartige Beziehung zwischen Vater und Kind. Dem Vater kommt damit eine hohe Verantwortung für das von ihm gezeugte Kind zu. Umgekehrt wollen Kinder wissen, wer ihre Eltern sind – auch, wer der Vater ist – und es ist ihnen wichtig, sich ihrer nicht schämen zu müssen. Damit der Vater seine Verantwortung wahrnehmen kann, hat er eine gewisse Autorität, eine Vollmacht des Entscheidens für und über das Kind. Diese väterliche Autorität ist am wohlthuendsten in dem schönen alttestamentlichen Segenswort enthalten: „Gott lasse sein Antlitz über dir leuchten“. Angewandt auf den irdischen Vater: Schon die Gegenwart eines guten Vaters allein ist für die Kinder wichtig. Das „Leuchten“ seiner väterlichen Gegenwart gibt den Kindern Sicherheit und Orientierung. Dieses Licht leuchtet sogar, wenn der Vater aus einem triftigen und verstehbaren Grund abwesend ist – im Unterschied zu jenen Vätern, die die Familie ohne jede Rücksicht allein gelassen haben. Zu vermeiden ist dabei das Missverständnis, dass Autorität immer nur im Interesse des Autoritäts-Trägers ausgeübt wird. Thomas von Aquin unterscheidet: Der Gehorsam des Sklaven dient dem Besitzer, der Gehorsam des Kindes dem Wohl des Kindes selbst. Darum: Wahrhaft väterliche Autorität ist im Interesse des Kindes, nicht in dem irgendeines anderen Menschen. Es ist wahr, die Menschen haben diese Autorität nicht selten missbraucht und auf Kosten der Kinder zum egozentrischen Selbstzweck gemacht. Aber die Autorität zu leugnen und so zu tun, als gäbe es sie nicht, ist nicht das Ende des Missbrauchs, sondern nur ein anderer Missbrauch. Wer auf die väterliche Autorität verzichtet, kann seinen Kindern auch nicht jene väterlichen Dienste erweisen, auf die die Kinder angewiesen sind. Die Folgen von „anti-autoritärer Erziehung“ beweisen es.

2. Die väterliche Liebe: Nach dem Vorbild Gottes soll den Vater „Güte und liebende Besorgtheit“ auszeichnen, so, wie sie in dem schon zitierten Gleichnis Jesu von dem barmherzigen Vater geschildert wird. Diesem Bild ist nichts mehr hinzuzufügen. Dem christlichen „Gott Vater“ sollte der „Mensch Vater“ entsprechen, und der „Mensch Vater“ sollte sich als „Ebenbild Gottes des Vaters“ gerade in seinem Vatersein verstehen. Vater-Sein gründet in der Männlichkeit und über eine rein äußerliche, sozusagen gespielte „Rolle“ hinaus. Frauen und Männer spielen nicht die „Rolle Mutter“ oder die „Rolle Vater“, sondern sie sind Mütter und Väter. Die Abwesenheit des Vaters in der heutigen Gesellschaft beraubt das Kind sowohl der ihm wohl tuenden Autorität des Vaters als auch der spezifisch männlichen Liebe, die es vom Vater ersehnt.

Es ist höchste Zeit, den Vater neu zu entdecken und den Kindern den Vater zurückzugeben.

Eines der schwierigsten Lernziele in einer Partnerschaft ist es, die gesunde Balance zu finden zwischen Selbstzuwendung und Partnerzuwendung. Wo diese Balance über längere Zeit verloren geht, ist die Beziehung in großer Gefahr, zu zerbrechen.

Was aber tun, wenn tatsächlich nichts mehr geht? Wie kann dann die Vater-Kind-Beziehung im Dreieck Vater-Mutter-Kind trotzdem gesichert werden?

3.6.4.3 „Sicherung der Vater-Kind-Beziehung im Dreieck Vater-Mutter-Kind bei Trennung/Scheidung“

Prof. Dr. Roland Proksch, Nürnberg

„Die Sicherung der Vater-Kind-Beziehung im Dreieck Vater-Mutter-Kind bei Trennung und Scheidung“, das soll mein Thema sein, und ich will mich gerne einreihen bei meinen Vorrednern, Pater Laun und meinem Kollege Petri, die zu diesem Thema deutlich zum Ausdruck gebracht haben: Kinder brauchen Mutter und Vater – Vater und Mutter sind wichtig für die Kinder.

1.

Eine der Hauptschwierigkeiten, die wir nach Trennung oder Scheidung haben, ist der Umgang des Kindes mit dem anderen Elternteil. Unbestritten ist, und das ist auch Petris Forschungsergebnis, dass die Triade Vater-Mutter-Kind erhebliche Bedeutung gerade für das Kind hat, und zwar die Triade biologische Mutter-biologischer Vater. Die biologischen Mütter und biologischen Väter sind wichtig, dass das Kind sich ablösen kann von der Mutter, die es geboren hat. Und erst im Konflikt zu Mutter und zu Vater reift das Kind zu einem autonomen Wesen, das wir hoffentlich so haben wollen.

Wenn wir schon Scheidung nicht verhindern können, dann müssen wir alles tun – alle beteiligten Professionen – dass nach Trennung und Scheidung die Möglichkeit bestehen soll, dass den Kindern ihre Eltern erhalten bleiben, Mutter wie Vater. Zunächst einmal, Scheidung ist mit Sicherheit ein finanzielles Desaster für alle Beteiligten – für den Elternteil, der die Kinder hat und für den Elternteil, der die Kinder nicht hat. Und Scheidung ist ein psychologisches Desaster, es sind Verletzungen, es sind Enttäuschungen: „Wir haben es nicht geschafft; du bist daran Schuld, du trägst die Verantwortung, dir werde ich die Kinder nicht mehr geben ...“. Das sind Auswüchse der psychologischen Verletzung nach Trennung und Scheidung, und daraus resultieren Konflikte, die nicht aufgearbeitet werden können, Kommunikationsprobleme und – auch in Ergänzung zu gestern – ein anderer Kreislauf. Wir haben gestern gehört, der Vater, der nicht mehr seinen Sorgepflichten nachkommen kann – auch finanziell – der wird nicht mehr als Vater anerkannt, der soll auch nicht mehr die Kinder haben.

Ich bin sehr dankbar für die Konferenz, und ich verstehe nicht den Einwurf von gestern, nach einer Väterkonferenz müsste eine Mütterkonferenz kommen. Wir wissen ganz genau, dass in den letzten Jahren Mütterthemen, Frauenthemen im Vordergrund waren, und Männerthemen immer vernachlässigt waren und werden. In Deutschland gibt es nach wie vor ein Ministerium für Jugend, Familie, Frauen und Senioren – und wo bleiben die Männer? Zum Glück ist das bei Ihnen in Österreich anders: Tu felix Austria, du hast eine Männerabteilung.

2.

Scheidungsrecht als Möglichkeit, dieses Desaster zu verhindern. Die Möglichkeiten, Einfluss zu nehmen, hat der Gesetzgeber erkannt. Es ist im Wesentlichen die Problematik der Sorge und daraus folgend des Umgangs und daraus folgend des Unterhalts. Was notwendig durch Scheidungsrecht zu verbessern ist, ist die Präsenz für Eltern zu sichern, die Ausgrenzung von Eltern zu verhindern, Entlastung zu gestalten und eine sichere Beziehung zwischen Mutter und Vater zu etablieren, damit die Kinder sicher sind. Denn, bei aller Arbeit der Psychologen an den Kindern, dürfen wir nicht vergessen, die Eltern sind das Schicksal ihrer Kinder in jedem Sinne. In dem Maße wie Eltern nicht mehr funktionieren wollen oder können oder dürfen, leiden die Kinder. Und wenn es uns ernst ist mit unseren Sprüchen der Politiker und der Gesellschafter, dass uns die Kinder wichtig sind, dann tut bitte schön hier auch im Scheidungsrecht etwas. Es gibt in Deutschland, in Österreich und der Schweiz im Scheidungsrecht insbesondere die gemeinsame elterliche Obsorge – und ich habe gespürt, welcher Widerstand hier sich formiert hat. Ich habe die Protokolle gelesen in Österreich, als es darum ging, das Scheidungsrecht zu reformieren und vor allem die gemeinsame Obsorge zu etablieren. Es waren die gleichen Menschentypen, und die Protokolle waren fast haargleich dieselben in Deutschland wie in Österreich, was denn alles gegen die gemeinsame Sorge spricht, was denn z.B. auch gegen das Umgangsrecht von Kindern und der Pflicht der Eltern spricht. Es kann doch nicht sein, so ist gesagt worden, dass die Mütter die ganze Arbeit haben und die Väter sich mit ihren Rechten bekleckern. Das ist Elterndenken, das ist nicht Kinderdenken. Wir wollen nicht darum fragen, wer hat Rechte und Pflichten, sondern wir sagen: Mütter und Väter haben die Pflichten, und sie sollen nicht fragen, welche Rechte sie haben – umgekehrt, Kinder haben die Rechte. Und daher bin ich sehr erfreut, dass der deutsche Gesetzgeber mutig war, der österreichische nicht ganz so mutig und der schweizerische ebenso wenig. Ich möchte auch deutlich machen weshalb, und vielleicht sehen wir auch eine Relation zu Österreich, dass hier Konsequenzen gezogen werden und zum Nachziehen Anregungen geschaffen werden, um den Kindern ihre Eltern zu erhalten.

3.

Eine Studie über die deutsche Situation. Der Gesetzgeber hatte den Mut die gemeinsame Sorge als Regelfall zu etablieren. Ich möchte mich auf zwei Punkte konzentrieren.

Ich kann Ihnen sagen, die Diskussion lief nur, weil es um die Rechte von erwachsenen Personen ging und nicht um die Kinder. Und es funktioniert, wir haben bis zur Reform 98 im ganzen Bundesgebiet 20 % gemeinsame Sorge gehabt. „Es wird nicht funktionieren!“, ist uns gesagt worden. Es sind offizielle Amtszahlen in Deutschland, die sagen, wie sich die gemeinsame elterliche Sorge in Deutschland entwickelt hat. 1998 war die Reform – 20 %, 1999 51 %, 2000 70 %, 2001 77 %, 2002 81 % - das sind die Zahlen, und jeder ist erstaunt. Ich bin nicht erstaunt – es war eine Chimäre, eine Fantasie, „es darf nicht sein, was wir nicht wollen“. „Wir haben die Arbeit, und deswegen bleiben die Rechte alleine bei uns!“ Es ist verkannt worden, was der Gesetzgeber erkannt hat: Die „Entsorgung“ eines Elternteils hat erhebliche psychologische Wirkungen, und dies führt selbstverständlich weiter zu einer Fortsetzung des Krieges zwischen den Eltern: „Ich bin zu Unrecht entsorgt worden! Ich möchte mich einmischen!“ – „Du hast nichts zu sagen!“ – „Wenn ich nichts zu sagen habe, dann zahle ich keinen Unterhalt!“ – „Gut, dann siehst du die Kinder nicht!“ Das schaukelt sich auf und es ist ein Kampf mindestens bis zum 18. Lebensjahr der Kinder.

Die Hypothese des Gesetzgebers war, dass mit der gemeinsamen Verantwortung von beiden Elternteilen mindestens eine psychologische Komponente ins Spiel kommt und sich kein Elternteil mehr „entsorgt“ fühlen muss. Das hat eine gravierende psychologische Wirkung auf den Elternteil, der früher entsorgt worden ist.

Ich möchte die Dinge aufzeigen, die nach meinem Verständnis desinteressiert wurden, aber nun deutlich geworden sind. Wir haben drei Gruppen gebildet, eigentlich mehrere, aber ich möchte drei herausstellen: Eltern, die für die alleinige Sorge gefochten haben und sie erreicht haben; Eltern, die für die alleinige Sorge gefochten haben und sie nicht erreicht haben, weil der Richter sie abgewiesen hat, und Eltern, die von Haus aus die gemeinsame Sorge behalten haben. Ich stelle fest: die Eltern, die gegen ihren Willen die gemeinsame Sorge leben müssen, weil das

Gericht den Antrag abgelehnt hat, haben fast dieselben Werte wie die Eltern, die freiwillig die gemeinsame Obsorge leben. Sie haben erheblich bessere Werte in der Kommunikation, im Umgang und im Unterhalt, als die Eltern mit dem alleinigen Sorgerecht. Nun könnten Sie sagen: Na, kein Wunder, das waren ohnehin die „Holzköpfe“. Es waren ja 30 % „Holzköpfe“, die die alleinige Sorge haben wollten, von den 30 % sind immerhin 15 % abgewiesen worden. Ich habe diese 15 % im Jahre 99 überprüft und stellte fest: Bei derselben biografischen Situation, bei derselben Streitsituation, bei derselben Einkommenssituation verhalten sich diese zwangs-gemeinsam versorgenden Eltern ganz anders als die allein versorgenden Eltern. Und woran liegt das? Ich habe die These: Man kann nun heftig diskutieren, dass diese psychologische Komponente ganz erheblich wirkt, und ein weiterer Teil dabei ist: Die so genannte Beruhigung, die die Gerichte benennen, ein alleiniges Sorgerecht, damit die Familie beruhigt wird, ist ebenfalls Fantasie – wie soll den eine Beruhigung stattfinden, wenn ein Elternteil sich als „entsorgt“ fühlen muss? Die Probleme tauchen doch nicht auf beim Sorgerecht, sondern beim Umgang. Nun können Sie sich vorstellen, wenn ein Elternteil „entsorgt“ worden ist, aber Umgang hat, dann wird es hier Krieg geben. Die Justiz denkt zu kurz, altmodisch, sie glaubt durch die alleinige Sorge den Frieden herzustellen, und sie übersieht, dass sie den Krieg fördert.

Ausblick

Was ist förderlich für mehr Kinder? Es gibt mindestens eine Antwort: Schafft Betreuungsplätze, damit Frauen ihre Karriere und Familie unter einen Hut bringen können und auch die Väter einbezogen werden können. Die Mütter mit gemeinsamer Sorge sind erheblich häufiger berufstätig als die Mütter mit alleiniger Sorge – kein Wunder, die Symbiose ist stärker, das ist meine Ansicht. Die Väter mit gemeinsamer Sorge haben erheblich höhere Berufstätigkeit als die Väter mit alleiniger Sorge. Ich will sagen, meine Behauptung, die Entlastung von Müttern hat zur Folge, dass sie mehr arbeiten gehen können; mehr arbeiten gehen heißt mehr Geld, mehr Geld heißt mehr Wohlstand, mehr Wohlstand heißt natürlich mehr Zufriedenheit, weniger Krieg mit dem Partner. Wie werden Streitigkeiten gelöst? 67 % der Eltern mit gemeinsamer Sorge sagen, sie lösen Streit so wie es sein soll, im Gespräch miteinander, aber nur 35 % der allein sorgeberechtigten Eltern. Und null Diskussion – kein Wunder, ist auch erwünscht durch die Justiz. Null Diskussion bei fast 40 % der allein

sorgeberechtigten Eltern, aber nur bei 18 bis 19 % der gemeinsam sorgeberechtigten Eltern. Wir müssen aber Diskussionen haben, die Justiz irrt – ich wiederhole das – das Umgangsrecht ist der Eingang für Konflikt und für Streit.

Da hilft keine Entsorgung, der Konflikt bleibt bestehen, und er wird nicht diskutiert. Deswegen haben wir von der ersten bis zur letzten Instanz laufend Gutachten, Gutachten, teures Geld für nichts. Nächster Punkt, Umgangsrecht – der deutsche Gesetzgeber hat gesagt „Umgang ist ein Recht des Kindes – und die Pflicht der Eltern!“ Und prüfen Sie die Eltern, die die alleinige Sorge haben, auf die Umgangsmöglichkeiten – und ich stelle fest, bei 40 % der Eltern, die die gemeinsame Sorge haben, sieht das Kind die Eltern jede zweite Woche und bei 21 % mindestens einmal pro Woche. Aber es ist nach wie vor so, über 40 % der Kinder von Eltern mit alleiniger Sorge sehen den anderen Elternteil, sprich den Vater, nicht mehr. Und das ist bereits bei der Scheidung der Fall – und wenn da die Justiz einfach sagt „Beruhigung“, dann übersieht sie, dass die Beruhigung zu Lasten des Kindes geht. Das Kind ist beruhigt, es gibt keinen Knatsch mehr zwischen Mutter und Vater, weil der Vater weit weg ist – zu Lasten des Kindes, wie ich gesagt habe. Letzter Punkt – Unterhalt: Es wird behauptet, Väter entziehen sich der Unterhaltspflicht. 93 % der Väter bei der gemeinsamen Sorge sagen, sie zahlen Unterhalt, und knapp 90 % der Mütter bestätigen dies – das heißt, ich habe ein beachtliches Unterhaltszahlungsniveau bei Vätern mit gemeinsamer Sorge. Eine kleine Diskrepanz habe ich bei den Eltern mit alleiniger Sorge – da behaupten auch über 80 % der Väter, sie würden bezahlen, aber die Mütter bestätigen dies in weit geringerem Maße.

Ich fasse zusammen: Die gemeinsame Sorge wirkt, entgegen den Prognosen, wir haben das mittlerweile als Regelfall. Es funktioniert, ich habe keine „entsorgten“ Väter mehr, keine „entsorgten“ Mütter, ich habe eine bessere Kommunikation, einen besseren Umgang und eine bessere Unterhaltszahlung; just das, was sich die Justiz erwartet, aber nicht durch ihre kurzsichtigen Entscheidungen. Natürlich reicht das Familienrecht nicht aus, notwendig sind gesellschaftliche Veränderungen, in der Wirtschafts- und Arbeitswelt, aber vor allem auch bei den „Profis“. Dass Jugendämter, Anwälte, Gerichte und Kindergärten wegkommen von diesem Denken, „Beruhigung“ durch Wegsperrern des Einen.

Wir wollen Kinder haben, die Kontakte haben, und die Eltern müssen die Unruhe aushalten, und die Professionen müssen dafür sorgen, dass die Eltern die gemeinsame Sorge weiter tragen, dass die Eltern gemeinsam weiter Kontakt haben. Wenn uns, den Professionisten und den Politikern, die Kinder wirklich wichtig sind, wenn es uns wirklich um die Kinder geht, dann müssen wir alle gemeinsam daran arbeiten, dass kein Elternteil „entsorgt“ wird, dass die Kinder ihre Eltern behalten dürfen.

Gemeinsam als Paar zu leben und gemeinsam zu wachsen – das ist heute im Zeitalter von Hedonismus, Selbstverwirklichung und „Ich-AG“ zu einer Kunst geworden. Für eine Familie gilt das noch mehr. Es gibt Konflikte, Prozesse und Brüche, die – von außen kommend – Familien in Krisen bringen können. Wie geht es Männern und Frauen miteinander nach einer Familiengründung?

3.6.4.4 „Partnerschaft und Elternschaft im Konflikt“

Dr. Gabriele Peitz, München

In den 90ern ist der Vater hauptsächlich Versorger, die Frau ist primär für die Kinder zuständig, ihrer Erwerbstätigkeit wird untergeordnete Bedeutung zugesprochen. Bis heute hat sich diese Einstellung nur zögerlich verändert.

Wie zufrieden sind Väter nach der Familiengründung? Welche Auswirkungen hat nun die vom Paar praktizierte Rollenverteilung auf die Zufriedenheit und die Beziehungsentwicklung junger Väter? Sind Männer, die in ihrer Beziehung ein traditionelles Modell praktizieren auch zufrieden damit? Oder sind Väter, die ihre Vaterrolle aktiv ausüben und eine stärker egalitäre Rollenverteilung praktizieren, die glücklicheren und zufriedeneren Väter? Oder leidet ihre Zufriedenheit nicht vielmehr infolge der mangelnden Vereinbarkeit widersprüchlicher Anforderungen, nämlich das Familieneinkommen zu sichern, sich ihrem Kind zu widmen und ihre Partnerin von innerfamiliären Aufgaben zu entlasten?

Um es vorwegzunehmen: es trifft weder das eine noch das andere zu. Vielmehr kommt es darauf an, inwieweit es den Vätern gelingt, ihre persönlichen Vorstellungen

von der Vaterrolle zu verwirklichen. Dies zeigen die Befunde der LBS-Familien-Studie (Fthenakis, Kalicki, Peitz 2002).

Männer, die egalitäre Rollenauffassungen vertreten, (die also der Ansicht sind, dass beide Partner sowohl für innerfamiliäre Aufgaben als auch für die Sicherung des Einkommens zuständig sein sollten), leiden darunter, wenn sie, entgegen ihren Überzeugungen, die Verantwortung für Haushalt und Kind ihrer Partnerin überlassen (müssen). Ihr Befinden verschlechtert sich in diesem Fall in den drei Jahren nach der Geburt deutlich.

Im Gegensatz dazu profitiert das Befinden der Männer mit traditionellen Auffassungen (der Mann ist für das Familieneinkommen zuständig, die Frau sollte auf ihre berufliche Karriere verzichten), wenn sie die Verantwortung für den Haushalt und das Kleinkind an die Partnerin delegieren können: Müssen sie sich, entgegen ihrer Einstellung in substantiellem Ausmaß an den innerfamiliären Aufgaben beteiligen, verschlechtert sich ihr Befinden jedoch.

In beiden Fällen gilt: Stimmt die Aufteilung nicht mit den persönlichen Vorstellungen überein, leidet das Wohlbefinden der Väter nachhaltig.

Auswirkungen auf den Selbstwert von Vätern

Der Selbstwert von Männern mit egalitären Rollenauffassungen profitiert davon, wenn ihre Partnerin im Beruf verbleibt und nimmt ab, wenn sie aus dem Beruf aussteigt. Bei traditionellen Männern verhält es sich umgekehrt. Ihr Selbstwert nimmt ab, wenn ihre Partnerin nach der Geburt des ersten Kindes ihre bisherige Berufstätigkeit fortführt und bleibt stabil, wenn sie sich zurückzieht. Ein ähnlicher Effekt zeigt sich im Hinblick auf die Wertschätzung der Partnerin.

Auswirkungen auf die Beziehungsqualität

Destruktive Auswirkungen von Diskrepanzen zwischen den Rollenauffassungen des Mannes und der in der Beziehung tatsächlich praktizierten Rollenverteilung manifestieren sich auch im Umgang der Partner miteinander und in ihrer Beziehungszufriedenheit. Männer sind fünfeinhalb Jahre nach der Geburt umso

unzufriedener mit ihrer Beziehung, je weniger die tatsächlich praktizierte Aufteilung innerfamiliärer Aufgaben ihren Vorstellungen entspricht.

Traditionelle Väter erleben außerdem langfristig einen drastischen Einbruch ihrer Beziehungszufriedenheit, wenn es ihnen nicht gelingt, die Rolle des Brotverdieners zu übernehmen.

Bei Männern mit egalitären Orientierungen finden wir wiederum den gegenläufigen Effekt: ihre Zufriedenheit nimmt leicht ab, wenn sie eine überdurchschnittlich hohe Arbeitszeit haben und nimmt leicht zu, wenn ihr berufliches Engagement sich im Rahmen hält. Dieser Effekt fällt allerdings weniger deutlich aus als bei den traditionellen Vätern.

Es sind also nicht bestimmte Formen der Rollenaufteilung von Vorteil oder Nachteil für die Zufriedenheit von jungen Vätern. Vielmehr kommt es darauf an, ob die vom Paar praktizierte Aufteilung mit den Wünschen und normativen Orientierungen des Mannes übereinstimmen.

3.6.5 Vaterschaft und Vereinbarkeit von Beruf und Familie

Vereinbarkeit von Familie und Beruf wird zur Zeit fast ausschließlich als Frauenproblematik gesehen. Der Spagat zwischen Familie und Beruf ist aber auch für Männer ein Problem. Aus einer im Jahr 2000 vom schweizerischen Staatssekretariat für Wirtschaft durchgeführten Studie wissen wir, dass bei den Faktoren, welche Stress am Arbeitsplatz zur Folge haben, die Schwierigkeiten in der Vereinbarung von Familie und Beruf als Ursache an zweitoberster Stelle stehen. Auch um zu einem geschlechtergerechten Alltag zu finden, ist es wichtig, diese Vereinbarkeitsproblematik einmal von der Männerseite zu betrachten.

Die Männerpolitische Grundsatzabteilung, Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz hat eine Studie zu diesem Thema in Auftrag gegeben. Die Ergebnisse werden Anfang 2006 präsentiert.

3.6.5.1 „Die Vereinbarkeit ist auch ein Männerproblem“

Univ. Prof. Dr. Walter Hollstein, Bremen

Wie ist die Situation?

Erstens: Die traditionelle Familie erodiert.

Zweitens: Kindererziehung ist weit gehend Frauenpflicht geblieben.

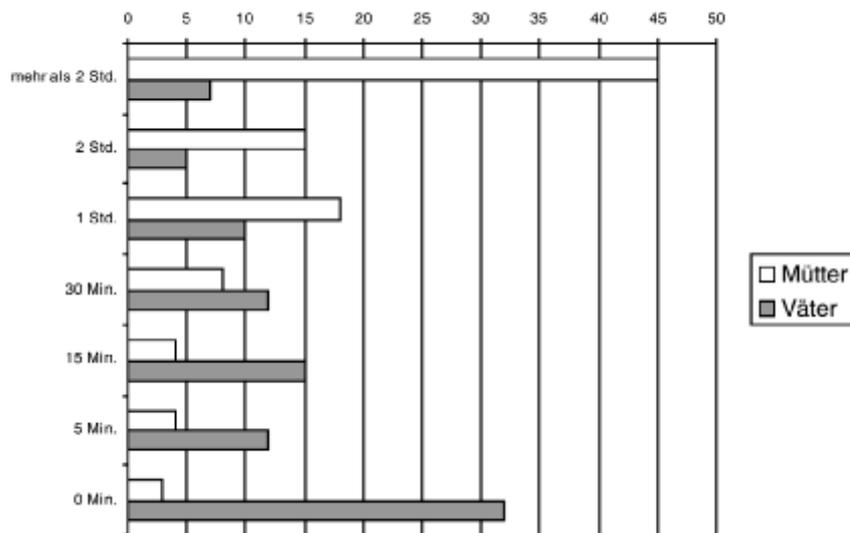


Abbildung: Verbrachte Zeit mit Vater und Mutter im deutschsprachigen Raum (Durchschnittswerte). Eigene Darstellung. In: Hollstein, Walter: Geschlechterdemokratie. VS Verlag. Wiesbaden. 2004. S. 171

Sie sehen anhand von Durchschnittswerten im deutschsprachigen Raum - das heißt: Österreich, Schweiz und Deutschland - wie groß die Diskrepanz ist zwischen dem, was Mütter tun und dem, was Väter tun bzw. respektive nicht tun.

Drittens: Gleiches gilt für Haushaltspflichten; im deutschsprachigen Raum sorgen sich 87 % der Frauen um die Wäsche, mehr als 90 % bügeln, 82 % putzen die Fenster, 81 % führen den Haushalt, also organisieren ihn, 78 % kochen und 63 % kaufen die Lebensmittel ein. 82 % der Männer machen die Haushaltsreparaturen, 73 % waschen das Auto und 54 % übernehmen die Behördengänge.

Daraus allerdings den Schluss zu ziehen, dass Männer das „faule Geschlecht“ darstellen, wie das z.B. der Buchtitel der österreichischen Autorin und Feministin Claudia Pinl unterstellt, ist gänzlich unsinnig.

Wie sie anhand der vorstehenden Zahlen sehen, kommt man bei dem, was Männer tun und bei dem was Frauen tun, - allerdings in unterschiedlichen Bereichen - zu etwa den gleichen Summen von Arbeit.

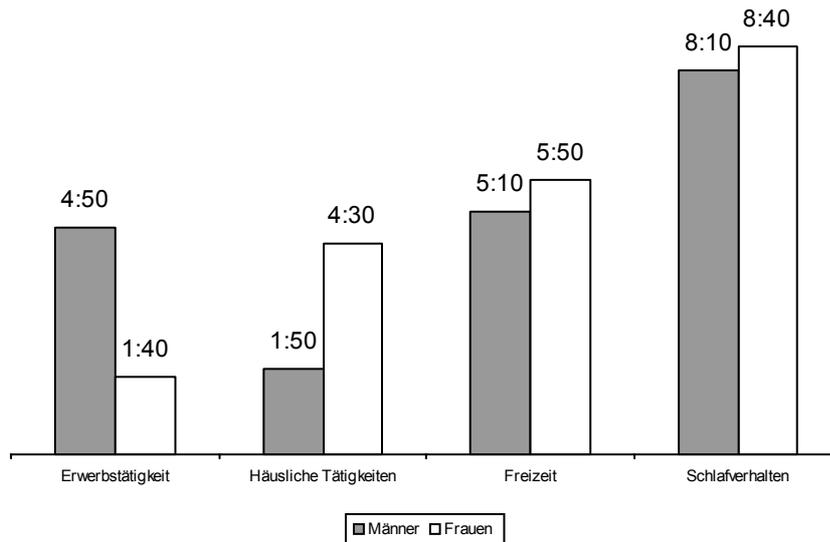


Abbildung: Durchschnittlicher täglicher Zeitaufwand für häusliche und außerhäusliche Tätigkeiten der Geschlechter im deutschsprachigen Raum (in Std. u. Min., Durchschnittswerte). Eigene Darstellung. In: Hollstein, Walter: Geschlechterdemokratie. VS Verlag. Wiesbaden. 2004. S. 172

Noch mal anders formuliert: Männer arbeiten signifikant mehr im produktiven Sektor und dementsprechend weniger im reproduktiven; Frauen arbeiten signifikant mehr im reproduktiven Bereich und dementsprechend weniger im produktiven. Das heißt: Wir sind eigentlich ein großes Stück faktisch und vor allem normativ noch immer nicht so weit entfernt von der klassischen Arbeitsteilung der Geschlechter, wie sie Friedrich Schiller in seinem Lied von der Glocke vor mehr als 200 Jahren beschrieben hat.

Allerdings hat sich seither die Bedürfnislage der Menschen entscheidend verändert. Vor allem Frauen, die in der Geschichte noch nie so gut ausgebildet waren wie jetzt - und die im Übrigen inzwischen besser ausgebildet sind als wir Männer - wünschen sich eine praktische Umsetzung ihrer Qualifikationen, und damit ihre Selbstverwirklichung im erwerbsberuflichen Sektor des Lebens. Aber auch zunehmend Männer sind mit ihrem traditionellen Rollenprofil unzufrieden.

Die unmittelbaren Folgen sind ein dramatisches Anwachsen von Trennungen und Scheidungen. In den Großstädten im deutschsprachigen Raum wird mittlerweile jede zweite Ehe geschieden. Was bisher wenig reflektiert wurde, aber vielleicht noch bedeutsamer ist, ist der Tatbestand, dass sich die Ehedauer stark verringert hat. Früher hat man ja immer vom siebten Jahr als dem kritischen Jahr in einer Beziehung gesprochen, inzwischen ist es das fünfte Jahr. Also anders formuliert: Im fünften Jahr oder nach dem fünften Jahr werden inzwischen die meisten Ehen geschieden.

Die Zahl der Alleinerziehenden – das sind zu 87 % Frauen – hat sich dramatisch erhöht. Umgekehrt und gewissermaßen im gleichen Kontext hat sich die Zahl der Geburten im deutschsprachigen Raum in den letzten Jahren ebenso dramatisch verringert.

Vor allem diese demographische Problematik hat seit einigen Jahren nun auch die Politik auf den Plan gerufen, sich der Vereinbarkeitsfrage von Beruf und Familie anzunehmen. Dabei werden drei Lösungsmuster diskutiert:

Erstens der Ausbau von Betreuungs- und Erziehungseinrichtungen vor allem für Kleinkinder und die bessere finanzielle Alimentierung dieser Einrichtungen; das wäre das französische Modell.

Zweitens die besseren Bedingungen für Frauen in Bezug auf die Vereinbarkeit von Erziehungsarbeit und Erwerbstätigkeit. Bis vor ganz kurzem ist diese Vereinbarkeitsfrage – speziell im deutschsprachigen Raum – nur als Frauenproblem diskutiert worden.

Das dritte Lösungsmuster – und das neueste in der Diskussion – ist die Einbeziehung der Väter in die Erziehungsarbeit. Das ließe sich dann als das skandinavische Modell bezeichnen.

Letzteres wäre an sich die nahe liegende Lösung, da Kinder ja ein Ergebnis des liebenden Zusammenwirkens beider Geschlechter sind. Es wäre auch die sinnvollste Lösung. Folgt man den Ergebnissen der empirischen Sozialisationsforschung, so

wird deutlich, dass ein Kind die besten Entwicklungschancen dann hat, wenn es in einer vollständigen, triangulierten Familie aufwächst. Das heißt auch: Wenn es sich orientieren kann an der Weiblichkeit der Mutter, sich orientieren kann an der Männlichkeit des Vaters und an der Kooperation beider Eltern.

Schließlich wäre diese dritte Option – das ist allerdings eine Hypothese, aber ich glaube, sie würde sich bewahrheiten, wenn man jetzt ans harte Rechnen ginge – auch die kostengünstigste aller Lösungen.

Nun stellt sich natürlich die Frage, warum die nahe liegendste, die beste und wohl auch die billigste Lösung heutzutage als die marginalste und entfernteste diskutiert wird. Die Antwort ist, dass bei den Lösungsmodellen eins und zwei alles beim Alten bleibt, Lösung drei würde hingegen einen einigermaßen tiefen Einschnitt in Traditionen, habituelle Vorstellungen und angestammte Positionen vor allem von Männern bedeuten.

Konkreter: Die Lösung der Vereinbarkeitsfrage durch die mitverantwortliche Einbeziehung von Männern und Vätern verlangte

1. die Neuverteilung produktiver und reproduktiver Arbeit zwischen den Geschlechtern,
2. den Mut zur Rollenveränderung bei den Männern nach der erfolgten Rollenveränderung bei den Frauen,
3. müssten sich damit auch die Politiker der Eigenreflexion stellen,
4. müssten die männlichen Sozialisationsbedingungen revidiert werden,
5. wäre eine gründliche Korrektur ideologischer Fehlleistungen wie z.B. der Abwertung der Väter und der gesellschaftlichen Degeneration von Männlichkeit gefordert und
6. müsste die postindustrielle Gesellschaft die Wertefrage stellen und die Relevanz von Familie, Kindern, Reproduktion und Produktion bestimmen.

Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist aus der Sicht der Väter auch eine Frage der Beziehung Vater – Beruf. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist auch immer eine Frage der Balance zwischen den beiden Lebensbereichen auf verschiedenen Ebenen, auf der persönlichen, auf der politischen und vor allem auf der betrieblichen Ebene.

3.6.5.2 „Väter und Betriebe – auf der Suche nach dem Gleichgewicht“

Andreas Borter, Burgdorf/Schweiz

Auch von meiner Seite zunächst herzlichen Dank für die Gelegenheit an der 1. Europäischen Väterkonferenz einen Beitrag zum Diskurs leisten zu können.

In der Schweiz besteht noch keine Balance – um das Thema aufzunehmen – zwischen gesetzlichem Anspruch für Väter und gelebter Realität. Trotzdem ist in diesem väterpolitischen Entwicklungsland in den letzten Jahren eine bunte Palette von Väterninitiativen, Projekten und Publikationen zum Thema entstanden.

Hilfreich und leitend in unserer Arbeit ist uns dabei das Balance-Modell des Tübinger Sozialwissenschaftlers Reinhard Winter. Sein im Bereich der Jungenarbeit entstandenes Variablen-Modell lässt sich gut und Gewinn bringend auf die Vereinbarkeitsthematik von Vätern adaptieren. Grundlegend bei Winter ist der durchgängige, ressourcenorientierte Ansatz, welcher nicht bei den von außen definierten Defiziten ansetzt, sondern konsequent das Bestehende ernst nimmt und das bereits Vorhandene aufwertet und ergänzt. Gerne zeige ich Ihnen im Folgenden kurz auf, was dies für unsere Sache nach einem Gleichgewicht zwischen beruflicher und familiärer Arbeit in den verschiedenen Dimensionen bedeutet.

Persönliche Balance

Wie es den Vätern gesundheitlich geht, wissen wir recht schlecht. Entsprechende Statistiken und Studien sind in unserem Land noch sehr rar. Einen Männergesundheitsbericht – wie er kürzlich durch die Männerpolitische Grundsatzabteilung für Österreich herausgegeben worden ist – gibt es in der Schweiz noch nicht, und auch dort, wo Männergesundheit wissenschaftlich bearbeitet ist, findet sich die Kategorie „Vater“ als Untersuchungsbereich kaum. Aus einer im Jahr 2000 vom Schweizerischen Staatssekretariat für Wirtschaft durchgeführten Studie wissen wir jedoch, dass bei den Faktoren, welche Stress am Arbeitsplatz zur Folge haben, die Schwierigkeiten in der Vereinbarung von Familie und Beruf als Ursache an zweitoberster Stelle stehen.

Ebenfalls erhellend wären generelle Angaben über die Befindlichkeit werdender und eben gewordener Väter. Die Vermutung liegt nahe, dass sich in diesen Lebenslagen der Druck und die gesundheitliche Anspannung erhöhen, und dass versucht wird, den entsprechenden Druck nicht mit einem Weniger, sondern mit einem Mehr an beruflicher Aktivität zu bewältigen. Grundsätzlich stellen wir fest, dass die Balance, in der diese Väter leben, sehr verletzlich ist und vor allem oft verbunden ist mit stark erlebten Abhängigkeitsverhältnissen auf struktureller und persönlicher Ebene. Was wir nun versuchen, ist, diese Väter zunächst einmal einfach in ihrer mehr oder weniger großen Verunsicherung ernst zu nehmen, anzuhören, aber auch zu begleiten und herauszufordern. Eine methodische Form, wie ich selbst sie zu realisieren versuche, ist der Versuch, nicht bei den eigenen und den fremden Erwartungen, sondern bei den historisch gewachsenen Vorstellungen und Bildern anzusetzen. Ich denke, es ist in der Väterarbeit noch viel zu wenig gerade auch mit dieser historischen Dimension gearbeitet worden: Über Jahrhunderte gewachsene Väterbilder und gesellschaftlich verankerte Vorstellungen von Väterlichkeit können nur dann weiterentwickelt und verändert werden, wenn sie auch historisch bewusst gemacht, analysiert und gezielt weiterentwickelt werden. Es ist wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass heutige Väter in der Vereinbarkeitsthematik nicht nur mit ungewohnten Lebensformen konfrontiert sind, sondern dass sie zudem ein hohes Maß an Orientierungs- und Anpassungsleistungen auf der Werteebene leisten müssen. Aus diesem Grund arbeiten wir auch gerade mit kultur- und familiengeschichtlichen Elementen, wie der Arbeit mit Fotografien der eigenen Väter und Urväter.

Ebenfalls eine wichtige Kategorie bei unserem ressourcenorientierten Ansatz ist die Arbeit an „Stärkenprofilen“: Konkret heißt das, die Dokumentation und Analyse von „Väterkompetenz“ an Hand von Beispielen aus dem Vateralltag. Auf diese Weise wird eine neue Gewichtung von Vaterleistungen vorgenommen und zugleich ein methodischer Ansatz verfolgt, den Männer eher aus dem beruflichen Umfeld kennen: Mit der Rede von Vaterkompetenz, von Schlüsselqualifikationen, von „benchmarking“ und Zielerreichung im Zusammenhang mit dem Vatersein, kann die Thematik rein sprachlich auf eine Ebene gehoben werden, welche eher mit Professionalität assoziiert und dementsprechend anders bewertet wird.

In diesem Zusammenhang sind denn auch entsprechende Instrumente entwickelt worden, welche heute auf betrieblicher Ebene direkt Verwendung finden. Die Analyse des Vaterpotenzials soll einerseits den Grad der Abhängigkeit der Väter verringern und zudem zu einem Befund über die zu fördernden Handlungsfelder führen: Väter sollen dabei eigene Konturen ihrer Väterlichkeit entwickeln, ein eigenständiges Profil im familiären und häuslichen Alltag entwerfen und sich gerade in diesem Bereich aus dem wohl behüteten Garten der Weiblichkeit e“Mann“zipieren.

Ein wichtiger methodischer Ansatz ist für uns immer wieder, die Kinderperspektive einzunehmen und aus dieser Kinder-Optik heraus auf die Väter zuzugehen: Hier liegt die Motivationsenergie, um aktiv zu werden und das Vatersein agendarelevant zu machen: Von hier aus ist denn auch der Weg nicht mehr weit in den politischen und den betrieblichen Diskurs.

Zur betrieblichen Balance

Persönliche und politische Bewusstseinsbildung bilden meiner Meinung nach die Grundlage, um die Vereinbarkeitsthematik auch auf betrieblicher Ebene nachhaltig zur Sprache bringen zu können: Betriebe, welche sich nach unserer Erfahrung in der Väterthematik engagieren, sind Unternehmen, die in irgendeiner Weise auch eine sozialpolitische Vision haben und in diesem Zusammenhang einen Beitrag leisten wollen. Oder aber, sie werden schlichtweg von einem persönlich sehr engagierten Familienvater geführt, der seine entsprechenden Vorstellungen umsetzt. Von den Bemühungen, einen Betrieb davon überzeugen zu wollen, dass eine väterfreundliche Betriebsorganisation sich auch wirtschaftlich auszahle, halte ich wenig. Auszahlen werden sich entsprechende Maßnahmen wohl eher indirekt, indem sie, wie entsprechende Untersuchungen zeigen, vor allem die Zufriedenheit der Mitarbeitenden fördern.

Vor allem öffentliche Verwaltungen und Dienstleistungsbetriebe in unserem Lande, welche der Zufriedenheit ihrer Mitarbeitenden besondere Beachtung schenken, haben in letzter Zeit besondere Maßnahmen zur Förderung der Väterzufriedenheit eingeleitet. Dies zum Beispiel in meinem Kanton im Anschluss an eine Befragung aller Verwaltungsmitarbeitenden, welche aufzeigte, dass die Unzufriedenheit bezüglich Vereinbarkeitmöglichkeiten von Beruf und Familie bei Vätern weit höher

liegt als diejenige bei Müttern: Berufstätige Mütter scheinen bessere Wege zu finden, um das Vereinbarkeitsproblem zu lösen. Vätern wird die Möglichkeit von Teilzeit zum Teil schlichtweg nicht zugetraut und so auch nicht angeboten. Eine Untersuchung bei einem großen multinationalen Schweizer Unternehmen im Hinblick auf Lohngleichheit von Frauen und Männern hat erstaunlicherweise zu Tage gebracht, dass im Bereich Teilzeitstellen nicht die Frauen, sondern die Männer lohnmäßig benachteiligt werden: Den Teilzeit arbeitenden Männern wird anscheinend unbewusst schlichtweg weniger zugetraut: Sie sind halbe Portionen. In unserer Projektarbeit mit Betrieben hat sich deutlich gezeigt, dass es darum geht, vor allem auch auf der Ebene von Führungskräften und Betriebsverantwortlichen entsprechende Informationsarbeit zu leisten und die Thematik vor allem auch so zu kommunizieren, dass sie für den betrieblichen Alltag verständlich und relevant wird. Aus diesem Grunde ist auch unser Handbuch „Väter-Arbeit“ entstanden, welches bewusst einen Beitrag in dieser Richtung zu leisten versucht.

In Zusammenarbeit mit der staatlichen Aktion „Fairplay at work“ und einer schweizerischen Fachstelle für den Themenbereich Familie und Beruf sind spezielle Unterlagen bezogen auf Väter entstanden. Es hat sich dabei erneut gezeigt, wie wichtig es gerade auch auf der betrieblichen Ebene ist, das Väterthema spezifisch zu bearbeiten und es nicht in der allgemeinen Thematik der Familienfreundlichkeit aufgehen zu lassen. Betriebe haben in unserem Projekt die Erfahrung gemacht, dass es nicht riesige Aktionen braucht, um die Zufriedenheit der Väter zu erhöhen, sondern dass auch kleinere Maßnahmen wie zum Beispiel die bewusste Förderung von Schulbesuchen durch Väter während der Arbeitszeit Signalwirkung zeigen können und plötzlich ein sehr großes Gewicht erhalten. Personalverantwortliche sind unserer Erfahrung nach im Moment zu gewinnen für konkrete, begrenzte Aktionen, welche natürlich vor allem nicht mit einem großen finanziellen Aufwand verbunden sind: So hat der schweizerische „Töchterttag“, an welchem Töchter ihre Väter in die Arbeit begleiten, in der Schweiz eine breite betriebliche Akzeptanz gefunden. Wichtig ist es vor allem, durch bewusst gestaltete und vor allem von der obersten Führung gestützte Aktionen die Väterthematik eben nicht salon- sondern vor allem „betriebsfähig“ zu machen und die in der Männerkultur tief verankerte Spaltung zwischen dem beruflichen und familiären Bereich zu durchbrechen.

Es geht um einen entsprechenden Kulturwandel bis in die oberste Etage. Nach und nach beginnt auch in der Personalführung das Verständnis für die in der Familienarbeit erworbenen Kompetenzen zu wachsen, und mehr und mehr gewinnen auch hier familiäre Erfahrungen an Gewicht für die berufliche Laufbahn. So verlangt die Stadt Bern zum Beispiel, dass jede neu auszuschreibende Stelle die Kompetenzanforderungen und deren Ausprägung beschreibt: Persönlichkeits- und Sozialkompetenz nehmen dabei eine wichtige Funktion ein. Auch Väter sollen so ermutigt werden, die entsprechenden Kompetenzen zu erwerben und dies nicht zuletzt im familiären Alltag. Als hilfreich im Dialog mit Betrieben hat sich vor allem auch erwiesen, nicht auf Globallösungen hin zu steuern und nicht generell von der Kategorie „Väter“ zu sprechen, sondern deutlich zu machen, dass Väter je nach Lebensumständen und vor allem je nach Alter der Kinder unterschiedliche Bedürfnisse hinsichtlich Vereinbarkeit haben.

Vater-Sein muss demnach Einzug halten in den Kontext der Mitarbeitergespräche, und Familienplanung muss bei Vätern ein ebenso wichtiger Bestandteil der Karriere- und Weiterbildungsplanung werden, wie er es heute bei Frauen ist. Statt auch auf betrieblicher Ebene die Familienthematik den Frauen zuzuordnen, könnten gerade so innerbetrieblich neue „Interessensgruppen“ entstehen, z.B. entlang der Lebensalter der Kinder: Die Interessen von Müttern und Vätern mit Kindern in einem bestimmten Alter könnten gezielter wahrgenommen und in die betriebliche Planung einbezogen werden. Neue Betriebskulturen auf dieser Basis leisten nicht nur einen Beitrag zur Balance zwischen Familie und Beruf, sondern auch zum noch nicht sehr weit gediehenen betrieblichen Dialog zwischen den Geschlechtern.

4 ZUSAMMENFASSUNG DER POLITISCHEN HANDLUNGSEMPFEHLUNGEN

Die Handlungsempfehlungen der im Männerbericht eingearbeiteten Publikationen sind hier noch einmal kurz zusammengefasst.

4.1 Schlussfolgerungen aus der Studie „Buben- und Burschenarbeit in Österreich“

Die Sozialisation der Jungen erfolgt weithin in einer frauenbestimmten Umwelt. Zur Entwicklung der eigenen männlichen Identität benötigen Jungen aber männliche Bezugspersonen. Der männliche Identifikationsprozess beginnt bereits im dritten Lebensjahr. Experten und Pädagogen plädieren daher für mehr männliche Erzieher, die Jungen als Bezugspersonen bei der Entwicklung eines positiven Bildes von Männlichkeit begleiten sollen.

Der deutliche Mangel an männlichen Bezugspersonen sollte in den Mittelpunkt der Maßnahmen gerückt werden: So sollten Anreize gesetzt werden, um gut ausgebildete und geschlechterperspektivisch reflektierende Männer für die Pädagogik und die Arbeit mit Burschen zu gewinnen. Es könnte auch daran gedacht werden, eine qualitativ begründete Bevorzugung von Männern bei der Ausbildung und Auswahl von pädagogischem Personal zu diskutieren (Stichwort „Quotenregelung“)

Als weitere Maßnahme wird empfohlen, die Lehr- und Lernmaterialien auf burschengerechte Sprache, Gestaltung und Pädagogik zu überprüfen. Die wissenschaftliche Untersuchung hat einmal mehr bestätigt, dass Jungen durch andere Bilder und eine andere Sprache erreicht werden und durch klare Rahmenbedingungen, Strukturen, Ziele und Konsequenz zu unterstützen sind. Weiters hat sich herausgestellt, dass für die Erziehung von Burschen folgende Eigenschaften von besonderer Bedeutung sind: bestimmtes, sicheres Auftreten, Humor, Witz, Regeln kennen und aufstellen können sowie die Sprache und

Bedürfnisse von Burschen kennen. Diese Fähigkeiten müssten in der pädagogischen Ausbildung von Männern und Frauen besonders berücksichtigt werden.

Buben und Burschen benötigen signifikant mehr Pausen, mehr Bewegung, mehr Aufmerksamkeit, mehr Kontrolle und mehr klare Instruktionen als Mädchen. Darüber hinaus benötigen Jungen signifikant mehr strukturiertes Lernen nach klaren Zielvorgaben. Ein zentrales Element im Heranwachsen von Jungen ist die Bewegung. Durch die veränderten Rahmenbedingungen im Alltag (Großstadtleben, Fernsehverhalten, Streichung von Turnstunden, kurze Pausen), wird diesem zentralen Bedürfnis von Jungen deutlich nicht entsprochen. So sollten Anreize geschaffen werden, die es Burschen außerhalb des schulischen Alltags ermöglichen, ihrem Bewegungsbedürfnis positiv und jungengerecht nachkommen zu können.

Darüber hinaus wird eine Sensibilisierung und Unterstützung von Kindergärtnerinnen, Pädagoginnen und weiblichen Betreuungspersonen für eine geschlechtergerechte Arbeit mit Buben und Burschen empfohlen.

Für den schulischen Erfolg hat sich auch durch viele Untersuchungen gezeigt, dass eine Geschlechtertrennung in spezifischen Unterrichtsfächern positive Effekte sowohl für Mädchen wie auch für Burschen mit sich bringt. Eine Intensivierung der bereits stattfindenden Diskussion und möglichst baldige Umsetzung in den Schulalltag wird empfohlen.

Im Rahmen der Elternbildung könnte eine wesentliche Unterstützung für die Erziehung von Buben und Burschen geleistet werden, da insbesondere Mütter häufig an die Grenzen ihres Verständnisses geraten, wenn es um spezifisches Verhalten von Jungen geht. Aber auch für Väter gilt es, Informationen aufzubereiten, die sie in ihrer aktiven Rolle als Vater unterstützen sollen.

4.2 Maßnahmenplanung aufgrund des “1. Österreichischen Männergesundheitsberichts”

Folgende Aktivitäten sollen dabei im Mittelpunkt stehen:

- Medizinische Maßnahmen, z. B. Erhöhung der Treffsicherheit und Akzeptanz von Vorsorgemaßnahmen, Aufwertung und Standardisierung von Arzt- oder Therapeutengesprächen, sowie Vorschlag einer Abklärung des Begriffes „Männerarzt“;
- Psychosoziale und pädagogische Maßnahmen mit u. a. dem Ziel einer Reduktion der Zahl von rauchenden Männern und einer stärkeren Forcierung von Gesundheitserziehung im Kindesalter sowie einer Steigerung gesellschaftlicher Akzeptanz gesundheitsbewusster Männer;
- Politische Maßnahmen, wie die Einrichtung eines Kompetenzzentrums für Buben- und Männergesundheitsfragen in der männerpolitischen Grundsatzabteilung des BMSG zur Vernetzung von Männergesundheitsexperten und -einrichtungen in Österreich; Ausbau geschlechtsspezifischer Forschungsprojekte durch die Männerabteilung;
- Mediale Begleitmaßnahmen, um eine nachhaltige Verbreitung der Bedeutung von Männergesundheit und Lebensstiländerungen zu erreichen;
- Settingbezogene Gesundheitsförderungsmaßnahmen aus den Bereichen Verkehr, Arbeitsumfeld und Sport.

Speziell dem Lebensbereich Sport soll in Zukunft mehr Aufmerksamkeit hinsichtlich der Vorsorge gewidmet werden, da Erfahrungen aus Deutschland und die Ergebnisse des ÖBIGSurvey zeigen, dass Männern die Bedeutung von Sport und Bewegung für ein gesundheitliches Wohlbefinden bewusst ist. Weitere wichtige Forschungsprojekte wären eine tiefergehende Motivforschung und die Erarbeitung von Präventionsmodellen, die als Grundlage für geschlechtsspezifische Maßnahmen der Gesundheitsförderung dienen könnten.

4.3 Handlungsvorschläge aufgrund der Studie “Suizide von Männern in Österreich”

Die Defizite im Gesundheitsbewusstsein bei Männern und die höhere Suizidrate von Männern gegenüber Frauen machen eine verstärkte Bewusstseinsbildung für männerspezifische Themen und eine intensive Aufklärungsarbeit in Form von männerspezifischer Beratung, Bildung und Begegnung notwendig. Doch nicht nur in der Gesundheits- und Suizidprävention ist eine männerspezifische Aufklärungs- und Beratungsarbeit wichtig. Auch im Bereich der Entwicklung der männlichen Identität und der Vermittlung männlicher Werte gilt es, den Aufbau von Maßnahmen zu unterstützen, die auf die Situation von Männern ausgerichtet sind.

4.4 Maßnahmen aufgrund der Studie “Männerarbeit in Österreich”

Als die drei Säulen der Männerarbeit in Österreich werden Beratung, Bildung und Begegnung verstanden.

- **Schaffen einer Kommunikations- und Wissensplattform**

Zur Förderung der Kommunikation unter den Männerarbeitern auf allen drei Säulen sollte eine Dachorganisation mit einer Verlinkung auf ministerieller Ebene eingerichtet werden.

Das Ministerium wird vorrangig den Bereich der Forschung abdecken können, bzw. sich um die Vernetzung kümmern können. Mit der Erstellung des “Männerratgebers” durch die Männerpolitische Grundsatzabteilung des Bundesministeriums für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz ist ein grosser Schritt in der Vernetzung der männerrelevanten Themen bereits gelungen. Der Männerratgeber ist zu beziehen beim BMSG Bestellservice – Tel. 0800 20 20 74 oder unter www.broschuerenservice.bmsg.gv.at, bzw. ist er unter der Website des Bundesministeriums einsehbar (www.bmsg.gv.at).

Der Aufbau eines bereichsübergreifenden Kommunikationsnetzes, das alle drei Säulen umspannt, würde auch dazu führen, dass der Austausch von „Neuigkeiten“ zwischen den Bereichen Beratung, Bildung und Begegnung rascher stattfinden kann.

- **Professionalisierung der Männerarbeit in der Beratung von Männern, in der Bildung und in der Begegnung von Männern**

Die 1. Österreichische Männerarbeitstagung wurde durch die Männerpolitische Grundsatzabteilung bereits am 21. und 22. April 2005 im Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz durchgeführt. Diese Veranstaltung soll – so die einhellige Meinung aller Beteiligten – regelmäßig durchgeführt werden.

- **Erwachsenen- und Jugendbildung im Bereich der Begegnung**

Um einen Überblick über das österreichweite Angebot von Dienstleistungen im Bereich der Männerarbeit zu schaffen, wäre eine Etablierung der Männerreferenten in Bund und Ländern notwendig.

- **Strategische Expansion der Beratungsstellen – mehr männerspezifische Angebote in den Beratungsstellen**
- **Integration von Männerarbeit im Aus- und Weiterbildungsbereich von sozialen Berufen**
- **Verstärkung der Öffentlichkeitsarbeit im Bereich der Männerarbeit**

4.5 Mögliche Maßnahmen, um die „Jugendliche Familienfähigkeit“ zu verbessern

1. Mentale Ermutigung durch:

- Kampagnen (Fit for Family)
- Seminare
- Life-Work-Balance Konzepte

2. Präsentation von Rollenmodellen junger Väter mittels einer gezielten Medienpartnerschaft

3. Zusammenarbeit der Männerpolitischen Grundsatzabteilung mit Vertretern der Wirtschaft, um einer effizienteren Vereinbarkeit zwischen Familie und Beruf aus männerspezifischer Sicht näher zu kommen. Eine Studie hierzu wurde bereits von der Männerpolitischen Grundsatzabteilung in Auftrag gegeben.

4.6 Lebenswelten Vater-Kind, positive Väterlichkeit und männliche Identität - Anregungen an die Politik

Keinem Elternpaar bleibt es erspart, sein Beisammen-sein, sein gemeinsames Eltern-sein miteinander und auch gegeneinander auszuhandeln, um zu einem lebhaften Kompromiss, wenn möglich zu einem Konsens zu gelangen. Dieser weit gehende Konsens ist nach den Untersuchungsergebnissen jener Nährboden, auf dem positive Väterlichkeit wachsen und sich entwickeln kann.

Dazu ist es wichtig, sich von einer Position der Gleichartigkeit und Gleichmacherei der Geschlechterrollen zu verabschieden. Das bedeutet nicht, sich von der Grundforderung gleicher Entlohnung bei gleicher Leistung, oder von einer Gleichberechtigung von Mann und Frau in den Hierarchien der Arbeitswelt zu distanzieren. Aber es heißt, sowohl männlicher als auch weiblicher Identität individuell genügend Raum zu geben und die jeweilige Lebenswelt unterschiedlich gestalten zu können.

Es müssen passende Rahmenbedingungen für verschiedenartige Wege der elterlichen Komplementarität geschaffen werden.

Wichtig für die Politik ist es auch, Väterlichkeit, Mütterlichkeit, Elterlichkeit in ihrer fortschreitenden Entwicklung zu beachten. So ist beispielsweise die Gewährung von Väterkarenz einerseits für die einen Väter zu wenig, andererseits für manche Väter gar nicht notwendig. Für die kindliche und auch für die väterliche Entwicklung ist es wichtig, dem Kind, nicht nur unmittelbar nach der Geburt, sondern auch bei anderen Übergängen der Kindheit und Jugendzeit (zum Kindergarten, in die Schule, in den Beruf), verstärkt zur Seite stehen zu können. Dafür gilt es, flexible Modelle bereit zu stellen (Lebensarbeitszeitmodelle, flexible Arbeitszeitgestaltung, Möglichkeit zur Heimarbeit usw.).

Für die Arbeitswelt ist es wesentlicher, das Bild des Vaters in der Öffentlichkeit und in der Berufswelt zu verändern, als es durch starre Vorgaben der Gesetzgebung zu reglementieren. Es sollte den Vätern möglich sein, ihre individuellen väterlichen Bedürfnisse direkt mit ihrem Betrieb, ihrer Institution auszuhandeln, ohne um ihren Arbeitsplatz fürchten oder sich zwischen Familie und beruflichem Aufstieg entscheiden zu müssen. Um diese Brücke zwischen familiärer Welt, der Gesellschaft und dem Betrieb zu schlagen und auf die Bedürfnisse der Väter verstärkt aufmerksam zu machen, bedarf es neuer politischer Ideen.

Vor allem die Auseinandersetzung mit männlicher und väterlicher Identität muss auch durch die Politik vermehrt gefördert und gefordert werden. Für den Mann und Vater sind Erziehung, Familie und Gemeinsamkeit mit den Kindern noch nicht in einer Art und Weise im öffentlichen Bewusstsein verankert, wie es für die Entwicklung der Gesellschaft förderlich wäre (Stichwort Geburtenrückgang). Dazu sind gezielte Öffentlichkeitsmaßnahmen nötig.

Wenn mehr Kinder erwünscht sind, dann gilt es, durch Einstellungswandel und Schaffung von geeigneten Infrastrukturen, den Elternpaaren zu ermöglichen, jene Form von Elternschaft zu wählen, mit der sie gut leben können. Dazu sind auch Lohnniveaus oder Lohnersatzleistungen (Familieneinkommen) notwendig, die es auch einem Alleinverdiener – sei es nun Vater oder Mutter – gestatten, die Familie zu ernähren, ohne dass diese dabei aus dem ökonomischen Rahmen fällt.

Um für die Kinder positive Väterlichkeit auch nach Scheidung oder Trennung der Eltern zu erhalten, ist eine Scheidungsjustiz nötig, die ihren Fokus vermehrt auf dieses Thema legt. Zur besseren Anpassung der bereits bestehenden Gesetzgebung an die Bedürfnisse der Kinder und Väter wäre es notwendig, Richtern und Anwälten die Bedeutung des Vaters für das Kind durch Schulungen zu vermitteln.

Die eigentliche Frage ist, was kann langfristig getan werden, damit die Menschen es lernen, das Leben mit Kindern wert zu schätzen und zu lieben. Die Qualität des Seins zu dritt (zu viert, zu ...) muss, wie auch in den qualitativen Interviews beschrieben, wieder ein Stück weit „Sinn des Lebens“ werden.

4.7 Forschungsempfehlungen zur „Vaterentbehnung“

Folgende Bereiche der Vaterentbehnung müssen verstärkt erforscht werden:

- Vaterentbehnung infolge Scheidung
- Vaterentbehnung infolge Haft
- Vaterentbehnung aufgrund schwerer psychiatrischer Erkrankungen des Vaters
- Vaterentbehnung aufgrund von Drogenabhängigkeit des Vaters

Es wäre auch an der Zeit, sich forschungsmäßig mit den Folgen des geheim gehaltenen Vaters, den Folgen der Adoption für Kinder und im Weiteren für betroffene Erwachsene und mit den Folgen der heterologen Insemination auseinander zu setzen.

Vor allem im Bereich scheidungsbezogener Kinder und Erwachsener gilt es Modelle zu erarbeiten und anzuwenden, um die negativen Folgen der Scheidungen zu minimieren und neue – partnerschaftliche – Wege möglich zu machen.

4.8 Schlussfolgerungen zur Studie „Scheidungsfolgen für Männer“

- Die rechtliche Zulässigkeit, das Existenzminimum bei Unterhaltszahlungen um 25 % zu unterschreiten, ist sozial als sehr kritisch zu werten. Benötigen die Unterhaltsempfänger das Geld auch dringend, so ist dennoch zu überlegen, ob nicht Regelungen gefunden werden könnten, die alle Betroffenen, auch die Väter, entlasten.
- Die Kinderbetreuung, die Väter über den Rahmen des Besuchsrechtes hinaus leisten, sollte bei der Bemessung des Unterhaltes, insbesondere dann, wenn sich die Kinder nicht im Sinne des § 177 Abs. 2 ABGB hauptsächlich (mehr als 50 %) beim Vater aufhalten, Berücksichtigung finden.
- Die Mediation, die Familienberatung bei Gericht und die Kinderbegleitung werden sowohl von ExpertInnen als auch von Betroffenen bei einer Scheidung begrüßt. Da Mediation von der Bundesministerin für soziale Sicherheit,

Generationen und Generationen einkommensabhängig gefördert wird, ist sie überdies auch für geringe Einkommen leistbar. Auch die Kinder- und Elternbegleitung bei Scheidung oder Trennung wird vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz gefördert.

- Weiters wird durch die Männerpolitische Grundsatzabteilung (BMSG) die Besuchsbegleitung (in Form der Besuchscafés) gefördert. Am 28. Februar 2005 wurde – organisiert durch die Männerpolitische Grundsatzabteilung – die 1. Gesamtösterreichische Tagung zum Thema Besuchsbegleitung durchgeführt und durch Frau Bundesminister Ursula Haubner und Frau Bundesministerin Mag. Karin Miklautsch eröffnet.
- Durch das Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz und durch das Justizministerium wird das Pilotprojekt „Kinderbeistand bei Gericht“ gefördert.

4.9 Handlungsempfehlungen aus der 1. Europäischen Väterkonferenz

In Zukunft gilt es verstärkt positive Väterlichkeit zu erforschen und zu fördern. Und: Väterlichkeit kann man lernen, sei es durch Literatur oder durch strukturierte Angebote für Väter, die Männer- und Väterorganisationen, ebenso wie Erwachsenenbildungseinrichtungen etc. immer häufiger in ihren Programmen anbieten.

Es ist zu überlegen, die gemeinsame Obsorge – wie es in Deutschland schon der Fall ist – auch verpflichtend in Österreich einzuführen; weil Eltern - so ein Ergebnis der Situation in Deutschland -, die auch gegen ihren Willen die gemeinsame Obsorge leben müssen, erheblich bessere Werte in der Kommunikation, im Umgang mit den Kindern und im Unterhalt haben, als Eltern mit dem alleinigen Sorgerecht.

Um die Vereinbarkeit von Familie und Beruf aus der Perspektive von Männern und Frauen effizienter zu gestalten, muss soziale Arbeit aufgewertet werden. Weiters verlangt die Lösung der Vereinbarkeitsfrage durch die mitverantwortliche Einbeziehung von Männern und Vätern:

1. Die Neubewertung produktiver und reproduktiver Arbeit zwischen den Geschlechtern
2. Den Mut zur Rollenveränderung bei den Männern nach der erfolgten Rollenveränderung bei den Frauen
3. Müssen sich damit auch die Politiker der Eigenreflexion stellen
4. Müssen die männlichen Sozialisationsbedingungen revidiert werden
5. Wäre eine gründliche Korrektur ideologischer Fehlleistungen wie z.B. der Abwertung der Väter und der gesellschaftlichen Degeneration von Männlichkeit gefordert
6. Müssen die postindustrielle Gesellschaft die Wertefrage stellen und die Relevanz von Familie, Kindern, Reproduktion und Produktion bestimmen

LITERATURVERZEICHNIS

Thema Männerarbeit

Ax, D. Verwundete Männer. Zu vaterloser Kultur und männlicher Identität in den westlichen Industriestaaten.

Banks, I. Alles, was Männer über ihre Gesundheit wissen sollten.

Benedikt & Sturzenhecker (1996). Leitbild Männlichkeit?! Was braucht die Jungenarbeit? Münster.

Bergmann, K. Die Gleichstellung von Frauen und Männern in der europäischen Arbeitswelt. Eine rechtsrelevante, empirisch-politikwissenschaftliche Untersuchung.

Biddulph, S. (1998). Jungen! Wie sie glücklich heranwachsen. Warum sie anders sind – und wie sie zu ausgeglichenen, liebevollen und fähigen Männern werden. München.

Biddulph, S. (1996). Männer auf der Suche. Sieben Schritte zur Befreiung, München.

Blume, J. D. Frau wollen reden Männer hören nicht zu Tipps und Anregungen für eine glückliche Beziehung.

Böhnisch, L. & Winter, R. (1992). Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf. Weinheim.

Brauckmann, J. Die Wirklichkeit transsexueller Männer. Mannwerden und heterosexuelle Partnerschaften von Frau-zu-Mann-Transsexuellen.

Brittan, A. (1989). Masculinity and Power. New York.

Bründel, H. & Hurrelmann, K. Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann.

Braun Levine, S. Papa ist spitze. Wie aus Männern tolle Väter werden.

Brandes, H. Der männliche Habitus. Männergruppen und männliche Identität.

Bullinger, H. Wenn Männer Väter werden. Schwangerschaft, Geburt und die Zeit danach im Erleben von Männern. Überlegungen - Informationen – Erfahrungen.

Burkhard O. & Lempert J. Endlich selbstbewusst und stark. Gewaltpädagogik nach dem Hamburger Modell.

Böhnisch, L. & Winter, R. (1993). Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Geschlechtsidentität im Lebenslauf, Weinheim & München.

Camus, Le J. (2001). Väter. Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes, Weinheim.

Connell, R. W. (1987). Gender and Power. Cambridge.

Connell, R. W. (1999). Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit. Opladen.

dialog (1997). Spezial Männer in der Familie – Väter in Beratung. Institut für Ehe und Familie (Hg.), 1, Wien.

Diamond, J. (1999). Der Feuerzeichen-Mann. Wenn Männer in die Wechseljahre kommen. München.

Döge, P. (2001). Geschlechterdemokratie als Männlichkeitskritik, Blockaden und Perspektiven einer Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses, Bielefeld.

Fichtner, J. Über Männer und Verhütung. Der Sinn kontrazeptiver Praxis für Partnerschaft und Geschlechterverhältnis.

Fine, R. (1990). Der vergessene Mann: männliche Psyche und Sexualität aus psychoanalytischer Sicht. München.

Franks, S. Das Märchen von der Gleichheit. Frauen, Männer und die Zukunft der Arbeit.

Fthenakis, W. (1985). Väter. Bd. 1. Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung. München.

Fthenakis, W. (1988). Väter. Bd. 2. Zur Vater-Kind-Beziehung in verschiedenen Familienstrukturen. München.

Fthenakis, W. E. (1999). Engagierte Vaterschaft. Die sanfte Revolution in der Familie, Opladen.

Gilmore, D. D. (1991). Mythos Mann. Rollen, Rituale, Leitbilder. München.

Godenzi, A. (1989). Bieder, brutal: Frauen und Männer sprechen über sexuelle Gewalt. Zürich.

Godenzi, A. (1993). Gewalt im sozialen Nahraum. Basel.

Graig, S. (Hg.) (1992). Men, masculinity, and the media. London.

Gray, J. Mars & Venus im siebten Himmel. Beziehungsschule für Männer und Frauen.

Guggenbühl, A. (1998). Männer Mythen Mächte, ein Versuch Männer zu verstehen.

Gysling, A. (1994). Der grenzenlose Mann. 7. Aufl. Zürich.

Hamm, M. Erfolg geht durch den Magen. Gesundheit, Fitness, Ernährung. Effiziente Ratschläge für Männer.

Hite, S. Sex & Business. Männer und Frauen bei der Arbeit.

Hirschfeld, T. Business Dads. Wie erfolgreiche Männer auch fantastische Väter sein können - und umgekehrt

Hoecker, B. Lern- und Arbeitsbuch Frauen, Männer und die Politik.

Hofer, M. (2001). Kinder brauchen Väter. Söhne und Töchter über ihre Väter, Innsbruck & Wien.

Hofer, M. (2001). Franz für Männer. Was uns der Mann aus Assisi zu sagen hat, Innsbruck.

Hofer, M. (2003). Männer glauben anders. Innsbruck.

Hollstein, W. Potent werden - Das Handbuch für Männer Liebe, Arbeit, Freundschaft und der Sinn des Lebens.

Hollstein, W. Geschlechterdemokratie. Männer und Frauen: Besser miteinander leben. 1. Aufl. Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden. 2004.

Hollstein, W. (1988). Nicht Herrscher, aber kräftig. Die Zukunft der Männer. Hamburg.

Hollstein, W. (1989). Der Schweizer Mann. Probleme, Hoffnungen, Ängste. Eine empirische Untersuchung. Zürich.

Hollstein, W. (1990). Die Männer - Vorwärts oder zurück? Stuttgart.

Hollstein, W. (Hg.), Sinn und Zweck der Männerforschung. In: Neue Zürcher Zeitung, 6./7. Juli 1991.

Hüls, B. Introjekte Beziehungserfahrungen und interpersonale Probleme bei alkoholabhängigen Männern.

Jellouschek, H. Männliche und weibliche Beziehungsgestaltung. Leben Männer und Frauen in verschiedenen Welten?

Jäckel, K. Der gebrauchte Mann. Abgeliebt und abgezockt- Väter nach der Trennung.

Jäckel, K. (1999). Mein Kind gehört auch zu mir. Handbuch für Väter nach der Trennung. Frankfurt am Main.

Kade, S. Sexuelle Gewalt gegen Frauen: Was Männer davor schützt, zu Tätern zu werden. Die Ermittlung protektiver Faktoren und Implikationen für die Prävention.

Klotz, T. Der frühe Tod des starken Geschlechtes. Unterschiede im Gesundheits- und Krankheitszustand von Männern und Frauen.

Knoller, R. & Mai, B. Männersorgen im Klartext. Tips bei Pannen der Potenz.

Lazar, T. Bodyguide Mann; Men`s Health.

Lee, C. (1998). Hilflose Helden. Wenn Jungen keine Vorbilder mehr finden, Hamburg.

Lehner, E. (2001). Männer an der Wende. Grundlagen kirchlicher Männerarbeit, Innsbruck & Wien.

Lehner, E. & Schnabl C. (Hg) (2003), Gewalt und Männlichkeit, Wien.

Lenz, T. Frauenarbeit – Männerarbeit Politikwissenschaftliche Aspekte der geschlechtlichen Arbeitsteilung.

Lenz, H. J. (Hg.) (2000). Männliche Opfererfahrungen. Problemlagen und Hilfeansätze in der Männerberatung, Weinheim & München.

Lew, M. Als Junge missbraucht. Wie Männer sexuelle Ausbeutung in der Kindheit verarbeiten können.

Levang, E. Männer trauern anders.

Logar, R. & Roesemann, U. & Zuercher, U. Gewalttätige Männer ändern (sich) Rahmenbedingungen und Handbuch für ein soziales Trainingsprogramm.

Mac an Ghail, M. (1994). The making of men: masculinities, sexualities and schooling. Buckingham.

Mary, M. Schluss mit dem Beziehungskampf. Wie Männer Freiheit und Frauen Nähe in ihrer Beziehung finden können.

May, R. (1991). : Männlichkeit aus psychoanalytischer Sicht. Berlin.

Meier, M. Integrale Gesundheitsbildung für Frauen und Männer Ansätze einer geschlechterorientierten Didaktik und Methodik.

Müller-Commichau, W. & Schaefer, R. Wenn Männer trauern. Über den Umgang mit Abschied und Verlust.

Müller-Commichau, W. Leben statt Lamento. Männer auf der Suche nach sich selbst.

O'Neil, J. M. (1982). Gender-Role Conflict and Strain in Men's Lives. Implications for Psychiatrists, Psychologists, and other Human-Service Providers. In Solomon, Kenneth & Levy, Norman B. (Hg.), Men in Transition. New York & London, 5-44.

Pease, A. & Pease, B. Warum Männer lügen und Frauen dauernd Schuhe kaufen. Ganz natürliche Erklärungen für eigentlich unerklärliche Beziehungen.

Pech, D. Männerbiographien. Neue Männer, neue Väter?

Pech, D. „Neue Männer“ und Gewalt Gewaltfacetten in reflexiven männlichen Selbstbeschreibungen.

Peters, H., Redenius, M. & Menzel, B. Das ist die Gewalt der Männer gegen die Frauen.

Petri, H. (1999). Das Drama der Vaterentbehrung. Chaos der Gefühle – Kräfte der Heilung. Freiburg.

Pollak, W. F. (1998). Richtige Jungen. Was sie vermissen, was sie brauchen – Ein neues Bild von unseren Söhnen. Bern.

Raphael, R. (1993). Vom Mannwerden. Übergangsrituale im westlichen Kulturkreis. München: Hugendubel.

Rogge, J.-U. & Mähler, B. (2002). Lauter starke Jungen. Ein Buch für Eltern, Hamburg.

Rohr, R. (1998). Der wilde Mann. Geistliche Reden zur Männerbefreiung, München.

Rohr, R. (1995). Masken des Maskulinen. Neue Reden zur Männerbefreiung, München.

Rohrman, T. (1994). Junge, Junge – Mann, o Mann. Die Entwicklung zur Männlichkeit. Hamburg.

Rutter, P. Sex in der verbotenen Zone. Wenn Männer mit Macht das Vertrauen von Frauen missbrauchen.

Schnack, D. & Neutzling, R. (1990). Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Hamburg.

Schneider, R. Wenn der Prinz zum Frosch wird. Die wundersame Wandlung von Männern in Beziehungen.

Schlatter, C. Merkwürdigerweise bekam ich Neigung zu Burschen Selbstbilder und Fremdbilder homosexueller Männer in Schaffhausen 1867 bis 1970.

Schlottner, I. Untersuchungen zum männlichen Kinderwunsch. Zu biographischen und psychodynamischen Spezifika von psychogen sterilen Männern und Vätern.

Schnack, D. & Gesterkamp, T. Hauptsache Arbeit?. Männer zwischen Beruf und Familie.

Schäfer, R. H. (2001). MännerQuest. Die Reise ins Herz des Mannes Vilsb.

Schausten, J. Trennung, Scheidung, Unterhalt für Männer. Das sind Ihre Rechte, Unterhalt, Kinder, finanzielle Vorsorge. Richtiges Verhalten im Trennungsjahr.

Schwanitz, D. (2001). Männer. Eine Spezies wird besichtigt. Frankfurt.

Selby, J. (1999). Väter und ihre Rolle in unserem Leben, München.

Spohn, M. Türkische Männer in Deutschland. Identität von Migranten der ersten Generation. Söhne, Ehemänner und Väter erzählen ihre Geschichte.

Steffek, S. Schwarze Männer - Weisse Frauen. Ethnologische Untersuchungen zur Wahrnehmung des Fremden in den Beziehungen zwischen afrikanischen Männern und österreichischen Frauen.

Stowe, J. R. Gay Spirit. Eine Selbstentdeckungsreise für Männer, die Männer lieben. Theweleit, K. (1977/78). Männerphantasien, Bd. I und II. Frankfurt.

Tietze, N. Islamische Identitäten. Formen muslimischer Religiosität junger Männer in Deutschland und Frankreich.

Uetz, H. Schwein oder Mensch. Die Männer der RAF aus Sicht einer "Kritischen Männerforschung".

Völger, G. & Welck, K. (Hg.) (1990). Männerbande - Männerbünde. Zur Rolle des Mannes im Kulturvergleich. Köln.

Völlm, B. Die Prävalenz körperlicher Erkrankungen, Gesundheitsverhalten und die Nutzung des Gesundheitssystems bei alleinstehenden wohnungslosen Männern. Eine Querschnittsstudie Wohnungsloser und einer Vergleichsgruppe ehemals Wohnungsloser in Dortmund.

Wartenweiler, D. Männer in den besten Jahren. Von der Midlife-Crisis zur gereiften Persönlichkeit.

Wacker, A. & Socha, M. Homöopathie für Männer. Krankheiten vorbeugen, selbst behandeln und heilen.

Waldschmidt, A. Selbstbestimmung als Konstruktion. Alltagstheorien behinderter Frauen und Männer.

Walter, W. (1996). BauSteineMänner. Kritische Männerforschung. (Hg.), Neue Ansätze in der Geschlechtertheorie, Berlin.

Wedel, v. E. (1994). Immer noch ein toller Typ. Satirische Notizen für den Mann in den besten Jahren. Stuttgart.

Weber, K. Rechte Männer. Eine sozialpsychologische Studie zu Rassismus, Neofaschismus und Gewerkschaften.

Wieck, W. Männer lassen lieben. Die Sucht nach der Frau.

Zeier, H. (1999). Männer über fünfzig. Körperliche Veränderungen – Chancen für die zweite Lebenshälfte, Bern.

Zulehner, P. M & Volz, R. Männer im Aufbruch. Wie Deutschlands Männer sich selbst und wie Frauen sie sehen.

Zulehner, Paul M. Müssen Männer Helden sein? Neue Wege der Selbstentwicklung.

Zulehner, Paul M. (2003). MannsBilder, ein Jahrzehnt Männerentwicklung. Im Auftrag des BMSG, Wien.

Thema Väterkonferenz

Abelin, E.L. (1986). Die Theorie der frühkindlichen Triangulation. Von der Psychologie zur Psychoanalyse. In Stork, J. (Hg.), Das Vaterbild in Kontinuität und Wandlung. Stuttgart, 45-72.

Aigner, J.C. (2001). Der ferne Vater. Zur Psychoanalyse von Vatererfahrung, männlicher Entwicklung und negativem Ödipuskomplex. Gießen.

- Beail, N. & McGuire, J. (Hg.) (1978). *Fathers. Psychological perspectives*. London.
- Behnke, C. & Meuser, M. (1999). *Geschlechterforschung und qualitative Methoden*. Opladen.
- Biller, H.B. (1974). *Paternal deprivation. Family, school, sexuality and society*. Lexington.
- Born, C. & Krüger, H. (2002). *Vaterschaft und Väter im Kontext sozialen Wandels. Über die Notwendigkeit der Differenzierung zwischen strukturellen Gegebenheiten und kulturellen Wünschen*. In Walter, H. (Hg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. Gießen, 117-143.
- Bürgin, D. (1998a). *Vater als Person und Vater als Prinzip*. In D. Bürgin (Hg.), *Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft*. Stuttgart, 179-214.
- Bürgin, D. (1998b). *Psychoanalytische Ansätze zum Verständnis der frühen Eltern-Kind-Triade*. In Klitzing, K.v. (Hg.), *Psychotherapie der frühen Kindheit*. Göttingen, 15-31.
- Bürki, G. (2004). *Wenn Kinderbuch-Väter sprechen. Eine gesprächslinguistische Analyse zum Vaterbild im Kinderroman (1945-2000)*. Tübingen.
- Damasch, F. (2000). *Die innere Erlebniswelt von Kindern alleinerziehender Mütter. Eine Studie über Vaterlosigkeit anhand einer psychoanalytischen Interpretation zweier Erstinterviews*. Frankfurt/M.
- Delaisi de Parseval, G. (1985). *Was wird aus den Vätern? Künstliche Befruchtung und das Erlebnis der Vaterschaft*. Weinheim.
- Drinck, B. (1999). *Vaterbilder. Eine interdisziplinäre und kulturübergreifende Studie zur Vaterrolle*. Bonn.
- Ernie, M. (1965). *Das Vaterbild der Tochter*. Zürich: Benzinger.
- Fivaz-Depeursinge, E. & Corboz-Warnery, A. (2001). *Das primäre Dreieck. Vater, Mutter und Kind aus entwicklungstheoretisch-systemischer Sicht*. Heidelberg.
- Flick, U., Kardorff, E.v. & Steinke, I. (Hg.) (2000). *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek.
- Fthenakis, W.E. (1983). *Die Rolle des Vaters in der Entwicklung des Kindes*. In Grossmann, K.E. & Lütkenhaus, P. (Hg.), *Bericht über die 6. Tagung Entwicklungspsychologie an der Universität Regensburg*, Bd. 1, 153-175.
- Fthenakis, W.E. (1985a). *Väter. Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung*. Bd. 1. München.

Fthenakis, W.E. (1985b). Väter. Väter in unterschiedlichen Familienstrukturen. Bd. 2. München.

Grieser, J. (1998). Der phantasierte Vater. Zu Entstehung und Funktion des Vaterbildes beim Sohn. Tübingen.

Hegener, W. (2001). Wege aus der vaterlosen Psychoanalyse. Vier Abhandlungen über Freuds „Mann Moses“. Tübingen.

Herzog, J. (1980). Sleep disturbance and father hunger in 18- to 28-month-old boys. The Erlkönig Syndrome. In *The Psychoanalytic Study of the Child*, 45, 219-233.

Herzog, J. (1998). Frühe Interaktionen und Repräsentanzen. Die Rolle des Vaters in frühen und späten Triaden; der Vater als Förderer der Entwicklung von der Dyade zur Triade. In Bürgin, D. (Hg.), *Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft*. Stuttgart, 162-178.

Hildenbrand, B. (2002). Der abwesende Vater als strukturelle Herausforderung in der familialen Sozialisation. In Walter, H. (Hg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. Gießen, 743-782.

Hondrich, K., Schumacher, J. & Stegbauer, C. (Hg.) (1988). *Krise der Leistungsgesellschaft? Empirische Analysen zum Engagement in Arbeit, Familie und Politik*. Opladen.

Knibiehler, Y. (1996). *Geschichte der Väter. Eine kultur- und sozialhistorische Spurensuche*. Freiburg.

Kreckel, M. (1997). *Macht der Väter – Krankheit der Söhne*. Frankfurt/M.: Fischer.

Kudera, W. (2002). Neue Väter, neue Mütter. Neue Arrangements der Lebensführung. In Walter, H. (Hg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. Gießen, 145-186.

Lamb, M.E. (1975). Fathers: Forgotten contributors to child development. In *Human Development*, 18, 245-266.

Lamb, M.E. (Hg.) (1976). *The role of the father in child development*. New York.

Landolf, P. (1968). *Kind ohne Vater. Ein psychologischer Beitrag zur Bestimmung der Vaterrolle*. Bern.

Le Camus, J. (2000). *Le vrai rôle du père*. Paris.

Lenzen, D. (1995). *Vaterschaft. Vom Patriarchat zur Alimentation*. Reinbek: Rowohlt.

Matzner, M. (2004). *Vaterschaft aus der Sicht von Vätern*. Wiesbaden.

Mitscherlich, A. (1965). *Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie*. München.

Nickel, H. & Köcher, E.M.T. (1987). West Germany and the German-speaking countries. In Lamb, M.E. (Hg.), The father`s role. In Cross-cultural perspectives. Hillsdale, 89-114.

Nickel, H. & Quaiser-Pohl, C. (Hg.) (2001). Junge Eltern im kulturellen Wandel. Untersuchungen zur Familiengründung im internationalen Vergleich. Weinheim.

Nickel, H., Quaiser-Pohl, C. & Werneck, H. (2001). Bedeutung von Herkunftsfamilie und mütterlicher Berufstätigkeit für die partnerschaftliche Zufriedenheit in Deutschland, Österreich, Südkorea und Georgia/USA. In Nickel, H. & Quaiser-Pohl, C. (Hg.), Junge Eltern im kulturellen Wandel. Untersuchungen zur Familiengründung im internationalen Vergleich. Weinheim, 203-217.

Ohler, A. (1996). Väter, wie die Bibel sie sieht. Freiburg.

Parsons, T. & Bales, R.F. (1955). Family, socialisation and interaction process. New York.

Peisker, I. (1991). Die strukturbildende Funktion des Vaters. Beitrag zu einem vernachlässigten Thema. Pfaffenweiler.

Popp, W. (Hg.) (1984). Die Suche nach dem rechten Mann. Männerfreundschaft im literarischen Werk Hans Henny Jahnns. Berlin.

Pross, H. (1978). Die Männer. Eine repräsentative Untersuchung über die Selbstbilder von Männern und ihre Bilder von der Frau. Reinbek.

Rerrich, M.S. (1985). Alle reden vom Vater – Aber wen meinen sie damit? Zur Differenzierung des Vaterbildes. In Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften in der DGS (Hg.), Frauenforschung. Frankfurt/M., 223-232.

Rollett, B. & Werneck, H. (2002). Die Vaterrolle in der Kultur der Gegenwart und die väterliche Rollenentwicklung in der Familie. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, 323-343.

Rotmann, M. (1980). Über die Rolle des Vaters in der Entwicklung des Kleinkindes. In Naske, R. (Hg.), Aufbau und Störungen frühkindlicher Beziehungen zu Mutter und Vater. Wien, 93-107.

Rotmann, M. (1981). Der Vater der frühen Kindheit – ein strukturbildendes drittes Objekt. In Bittner, G. (Hg.), Selbstwerden des Kindes. Ein neues tiefenpsychologisches Konzept. Fellbach, 160-172.

Ryffel-Gericke, C. (1983). Männer in Familie und Beruf. Eine empirische Untersuchung zur Situation Schweizer Ehemänner. Diessenhofen.

Schorn, A. (2003). Männer im Übergang zur Vaterschaft. Das Entstehen der Beziehung zum Kind. Gießen.

Stern, D. N. (1992). Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart.

Stern, D. N. (1998). Die Mutterschaftskonstellation. Eine vergleichende Darstellung verschiedener Formen der Mutter-Kind-Psychotherapie. Stuttgart.

Strümpel, B., Prenzel, W. & Hoff, A. (1989). Teilzeitarbeitende Männer und Hausmänner. Motive und Konsequenzen einer eingeschränkten Erwerbstätigkeit von Männern. Berlin.

Tellenbach, H. (Hg.) (1976). Das Vaterbild in Mythos und Geschichte. Ägypten – Griechenland – Altes Testament – Neues Testament. Stuttgart.

Tellenbach, H. (Hg.) (1978a). Das Vaterbild im Abendland I. Rom – Frühes Christentum – Mittelalter – Neuzeit – Gegenwart. Stuttgart: Kohlhammer.

Tellenbach, H. (Hg.) (1978b). Das Vaterbild im Abendland II. Literatur und Dichtung Europas. Stuttgart.

Tellenbach, H. (Hg.) (1979). Vaterbilder in Kulturen Asiens, Afrikas und Ozeaniens. Religionswissenschaft – Ethnologie. Stuttgart.

Tschöpe-Scheffler, S. (2003). Elternkurse auf dem Prüfstand. Wie Erziehung wieder Freude macht. Opladen.

Turrini, P. (1980). Ein paar Schritte zurück. Gedichte. München.

Klitzing, K.v. (1998a). „Wenn aus zwei drei werden ...“. Ergebnisse einer prospektiven Studie zur Entstehung der Eltern-Kind-Beziehung. In Bürgin, D. (Hg.), Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft. Stuttgart, 104-115.

Klitzing, K. v. (1998b). Die Bedeutung des Vaters für die frühe Entwicklung. Entwicklungspsychologische Argumente für die Einbeziehung des „Dritten“ in den therapeutischen Prozess. In Klitzing, K.v. (Hg.), Psychotherapie in der frühen Kindheit. Göttingen, 119-131.

Klitzing, K. v., Simoni, H. & Bürgin, D. (1999). The role of the father in early family interactions. In *Infant Mental Health Journal*, 20, 222-237.

Klitzing, K. v. (2002). Vater-Mutter-Säugling. Von der Dreierbeziehung in den elterlichen Vorstellungen zur realen Eltern-Kind-Beziehung. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, 783-811.

Walter, H. (2002). Deutschsprachige Väterforschung – Sondierungen in einem weiten Terrain. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, 13-78.

Walter, H., Geibel, G. & Jeckel, T. (1998). Familie als Entwicklungsraum. Der Einfluss aufgeschobener Elternschaft auf die subjektive Wahrnehmung der Familienbeziehung aus der Sicht von Postadoleszenten und ihren Eltern. In *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation*, 18, 303-314.

Werneck, H. (1998). Übergang zur Vaterschaft. Auf der Suche nach den „Neuen Vätern“. Wien.

Witzel, A. (1985). Das problemzentrierte Interview. In Jüttemann, G. (Hg.), *Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder*. Weinheim, 227-255.

Ergänzende Literatur

Der gebrauchte Mann? Männliche Identität im Wandel - Männerpolitik in Österreich. (2003). Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. (Hg.), Wien.

Erster österreichischer Männergesundheitsbericht mit besonderer Berücksichtigung der Männergesundheitsvorsorge. (2004). Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. (Hg.), Wien.

Geschlechtertheorie. (2003), Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Wien.

Jugendliche Familienfähigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Väterthematik. (2004). Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Wien. [Projektleitung: Edit Schläffer.]

Männerarbeit in Österreich. Beratung, Bildung, Begegnung. (2004). Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Wien.

Scheidungsfolgen für Männer - Juristische, psychische u. wirtschaftliche Implikationen. (2003). Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. (Hg.), Wien.

Suizide von Männern in Österreich - Statistisch-epidemiologische Untersuchung. (2003). Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Wien. [Projektleitung: Gernot Sonneck.]

Rotraut, E. & Janig, H. (2003). Vaterentbehmung - Eine Literaturstudie. Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. (Hg.), Wien.

Erste Europäische Väterkonferenz. (2005). Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. (Hg.), Wien.

Der Männerratgeber. (2005). Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. (Hg.), Wien.

Buben- und Burschenarbeit in Österreich. Wissenschaftliche Studie. (2005). Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. (Hg.), Wien. [Projektleitung: Doris Palz.]

Ballnik, P. (2005). Lebenswelten Vater – Kind. Positive Väterlichkeit und männliche Identität. Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. (Hg.), Wien.

Thema Väterentbehrung

Adam, S. & Lambert, J. D. (1999). Longitudinal effects of divorce on the quality of the father-child relationship and on father's psychological well-being. In *Journal of Marriage and the Family*, 61, 397-401.

Aigner, J.C. (2001). Der ferne Vater. Zur Psychoanalyse von Vatererfahrung, männlicher Entwicklung und negativem Ödipuskomplex. Gießen.

Alessandri, S.M. (1992). Effects of Maternal Work Status in Single-Parent Families on Children's Perception of Self and Family and School Achievement. In *Journal of Experimental Child Psychology*, 54 (3), 417-433.

Amato, P.R. (1993). Children's adjustment to divorce. Theories, hypothesis and empirical support. In *Journal of Marriage and the Family*, 55, 33-38.

Amato, P.R. (1999). Children of divorced parents as young adults. In Hetherington, E.M. (Hg.), *Coping with divorce, single parenting, and remarriage. A risk and resiliency perspective*. Hillsdale, 147-164.

Amato, P.R. (2000). The consequences of divorce for adults and children. In *Journal of Marriage and the Family*, 62, 1269-1287.

Amato, P.R. & Gilbreth, J. (1999). Nonresident fathers and children's well-being: A meta-analysis. In *Journal of Marriage and the Family*, 61, 557-573.

Amato, P.R. & Keith, B. (1991). Parental divorce and the well-being of children: A meta-analysis. In *Psychological Bulletin*, 110, 26-46.

Amato, P.R. & Rivera, F. (1999). Paternal involvement and children's behavior problems. In *Journal of Marriage and the Family*, 61, 375-385.

Amelang, M. & Krüger, C. (1995). *Misshandlung von Kindern. Gewalt in einem sensiblen Bereich*. Darmstadt.

Ancona, F. (1998). *Crisis in America: Father absence*. Commack.

Anderson, E.R., Grenne, S.M., Hetherington, E.M., Clingempeel, W.G. (1999). The dynamics of parental remarriage: Adolescent, parent, and sibling influences. In

Hetherington, E. M. (Hg.), Coping with divorce, single parenting, and remarriage. A risk and resiliency perspective. Hillsdale, 295-322.

Arnold, E. (1999). Familiengründung ohne Partner. Münster.

Aro, H. & Paloaari, U. (1992). Parental divorce, adolescence, and transition to young adulthood: A follow-up study. In American Journal of Orthopsychiatry, 63 (3), 421-429.

Barde, B. (1985). Sucht bei Frauen. In Jürgensen, O. & Richter, D. (Hg.), Psychosomatische Probleme in der Gynäkologie und Geburtshilfe 1984. Berlin, 44 - 49.

Barnow, S., Lucht, M. & Freyberger, H. J. (2001). Influence of punishment, emotional rejection, child abuse, and broken home on aggression in adolescence: An examination of aggressive adolescents in Germany. In Psychopathology, 34, 167-173.

Bauers, B. (1993a). Die „dritte Beziehung“: Triangulierende Funktionen in der analytischen Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie. In Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 42, 124-131.

Bauers, B. (1993b). Psychische Folgen von Trennung und Scheidung für Kinder. In Menne, K., Schilling, M. & Weber, M. (Hg.), Kinder im Scheidungskonflikt Weinheim, 39-62.

Bauers, B. (1994). Kinder aus Scheidungsfamilien – Seelische Folgen von Trennung und Verlust unter Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Unterschiede. In Eggert-Schmid Noerr, A. & Krebs, H. (Hg.), Das Ende der Beziehung? Frauen, Männer, Kinder in der Trennungskrise. Mainz, 46-65.

Beelmann, W. & Schmidt-Denter, U. (1991). Kindliches Erleben sozial-emotionaler Beziehungen und Unterstützungssysteme in Ein-Elternteil-Familien. In Psychologie in Erziehung und Unterricht, 38, 180-189.

Beham, M., Huter, D. & Nowak, V. (1998). Was machen Kinder, Frauen und Männer, Mütter und Väter mit ihrer Zeit? Österreichisches Institut für Familienforschung (Hg.), Wien.

Bergler, R. (1955). Kinder aus gestörten und unvollständigen Familien. Weinheim.

Bergmann, M. & Jucovy, M. (Hg.). (1995). Kinder der Opfer, Kinder der Täter, Psychoanalyse und Holocaust. Frankfurt.

Bernat, E. (2002). Der anonyme Vater im System der Fortpflanzungsmedizin. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Gießen, 257-286.

Bien, W., Hartl, A. & Teubner, M. (Hg.) (2002). Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt. In DJI: Familien Survey 10. Opladen.

Biller, H.B. & Kimpton, J.L. (1997). The Father and the School-Aged Child. In Lamb, M.E. (Hg.), *The Role of the Father in Child Development*. New York, 143-161.

Blanchard, R. W. & Biller, H. B. (1971). Father availability and academic performance among third-grade boys. In *Developmental Psychology*, 4, 301-305.

Blankenhorn, D. (1996). *Fatherless America: Confronting our most urgent social problem*. New York.

Blanz, B., Geisel, B. & Schmidt, M. H. (1986). Zur Rolle des Vaters in der Entwicklung von Kindern im Schulalter. In *Zeitschrift Kinder- und Jugendpsychiatrie*, 14, 5-31.

Blesken, K.W. (1998). Der unerwünschte Vater: Zur Psychodynamik der Beziehungsgestaltung nach Trennung und Scheidung. In *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 47, 344-354.

Boch-Galhau, W. v. (2002). Das Elterliche Entfremdungssyndrom (Parental Alienation Syndrome/PAS). Anregungen für gerichtliche Sorge- und Umgangsregelungen. Eine empirische Untersuchung. Berlin.

Bode, M. & Wolf, C. (1995). Still-Leben mit Vater. Zur Abwesenheit von Vätern in der Familie. Reinbek.

Bodenmann, G. (2002). Die Bedeutung von Stress für die Familienentwicklung. In Rollett, B. & Werneck, H. (Hg.), *In Klinische Entwicklungspsychologie der Familie* Göttingen, 243-265.

Bofinger, J. (1994). Familiensituation und Schulbesuch: Dokumentation des Forschungsstandes. In *Wissenschaftliche Reihe Staatsinstitut für Schulpädagogik und Bildungsforschung*. München.

Böhm, B., Emslander, C. & Grossmann, K. (2001). Unterschiede in der Beurteilung 9- bis 14-jähriger Söhne geschiedener und nicht geschiedener Eltern. In *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 50, 77-91.

Böhm, B. & Grossmann, K.E. (2000). Unterschiede in der sprachlichen Repräsentation von 10- bis 13-jährigen Jungen geschiedener und nicht geschiedener Eltern. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 49, 16-35.

Bonney, H. (2002). Unsichtbare Väter: Kindliche Entwicklung und Familiendynamik nach heterologer Insemination (DI). In *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 51, 118-125.

Braches-Chyrek, R. (2002). Zur Lebenslage von Kindern in Ein-Eltern-Familien. Opladen.

Brähler, E., Schumacher, J. & Strauß, B. (2000) Leiden vaterlos Aufgewachsene im Erwachsenenalter häufiger unter psychischen Beeinträchtigungen? In *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie*, 50, 287-291.

- Bray, J.H. (1999). From marriage to remarriage and beyond. Findings from the developmental issues in step-families research project. In Hetherington, E.M. (Hg.), *Coping with divorce, single parenting, and remarriage. A risk and resiliency perspective*. Hillsdale, 253-271.
- Brewaeys, A., Ponjaert, I. & Golombok, S. (1997). Donor insemination, child development and family functioning in lesbian mother families. In *Human Reproduction*, 12, 1349-1359.
- Bruns, I. (1991). *Als Vater aus dem Krieg heimkehrte. Töchter erinnern sich*. Frankfurt.
- Busch, M. (1989). Kinder inhaftierter Väter. In *Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe*, 38 (3), 131-138.
- Butollo, W. (1993). *Die Suche nach dem verlorenen Sohn. Von der Lebendigkeit des Totgeschwiegenen*. München.
- Cabrera, N.J., Tamis-LeMonda, C.S. & Lamb, M.E. (2000). Fatherhood in the Twenty-First Century. In *Child Development*, 71 (1), 127-136.
- Carbonneau, R., Tremblay, R.R., Vitaro, F., Dobkin, P.L., Sacier, J.-F. & Pihl, R.O. (1998). Paternal alcoholism, paternal absence and the development of problem behaviors in boys from age six to twelve years. *Journal of Studies on Alcohol*, 59 (4), 387-398.
- Christoffersen, M.N. (1995). Growing up with dad: A comparison of children aged 3-5 years old living with their mothers or their fathers. In *Childhood*, 5 (1), 41-54.
- Clarke-Stewart, A.K. (1978). And daddy makes three: The father's impact on mother and young child. In *Child Development*, 49, 466-478.
- Clason, C. (1989). Die Einelternfamilie oder die Einelterfamilie? In Nave-Herz, R. & Markefka, M. (Hg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Familienforschung*. Bd. 1, Neuwied, 413-422.
- Coerper, U. (1955). *Fallstudien. Kinder aus gestörten und unvollständigen Familien*. Weinheim.
- Coleman, M., Ganong, L. & Fine, M. (2000). Reinvestigating remarriage: Another decade of progress. In *Journal of Marriage and the Family*, 62, 1288-1307.
- Covell, K. & Turnbull, W. (1982). The long-term effects of father absence in childhood on male university students' sex role identity and personal adjustment. In *The Journal of Genetic Psychology*, 141, 271-276.
- Deater-Deckard, K. & Dunn, J. (1999). Multiple risks and adjustment in young children growing up in different family settings: A British community study of stepparent, single mother and nondivorced Families. In Hetherington, E. M. (Hg.), *Coping with divorce, single parenting, and remarriage. A risk and resiliency perspective*. Hillsdale, 47-64.

Deegener, G., Jacoby, C. & Kläser, M. (1981). Tod des Vaters und seine Bedeutung für die weitere Entwicklung des Kindes: eine retrospektive Studie. In *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 30 (6), 205-210.

Dodge, K.A., Pettit, G.S. & Bates, J.E. (1994). Socialization mediators of the relation between socioeconomic status and child conduct problems. In *Child Development*, 65, 649-665.

Dornes, M. (2000). Vernachlässigung und Misshandlung aus der Sicht der Bindungstheorie. In Egle, U. T., Hoffmann, S. O. & Joraschky, P. (Hg.), *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung. Erkennung und Therapie psychischer und psychosomatischer Folgen früher Traumatisierungen*. Stuttgart & New York, 70-83.

Downey, D. B. & Powell, B. (1993). Do children in single-parent households fare better living with same-sex partners? In *Journal of Marriage and the Family*, 55, 55-71.

Dreher E. & Dreher, M. (2002). Familientabus und Ablösung. In Rollett, B. & Werneck, H. (Hg.), *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie*. Göttingen, 185-205.

Dronkers, J. (1994). The changing effects of lone parent families on the educational attainment of their children in a European welfare state. In *Sociology*, 28, 171-191.

Dubowitz, H., Black, M. M. & Harrington, D. (2000). Fathers and child neglect. In *Archives of Pediatrics and Adolescent Medicine*, 154, 135-141.

Egle, U. T., Hoffmann, S.O. & Joraschky, P. (2000). *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung. Erkennung und Therapie psychischer und psychosomatischer Folgen früher Traumatisierungen*. Stuttgart, New York.

Eiden, R.D. & Leonard, K.E. (2000). Paternal alcoholism, paternal psychopathology and aggravation with infants. In *Journal of Substance Abuse*, 11 (1), 17-29.

Engfer, A. (2000). Gewalt gegen Kinder in der Familie. In Egle, U.T., Hoffmann, S. O. & Joraschky, P. (Hg.), *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung. Erkennung und Therapie psychischer und psychosomatischer Folgen früher Traumatisierungen*. Stuttgart & New York, 23-39.

Engfer, A. (2002). Misshandlung, Vernachlässigung und Missbrauch von Kindern. In Oerter, R. & Montada, L. (Hg.), *Entwicklungspsychologie*. Basel & Berlin, 800-816.

Fegert, J. (1995). Väter als Täter: Vom Tabu zum Vorurteil. In Michelsen, H. (Hg.), *Über Väter*. Mainz, 184-202.

Felder, W. & Hausheer, H. (1993). Drittüberwachtes Besuchsrecht: Die Sicht der Kinderpsychiatrie zum BGE 119, Nr. 41. In *Zeitschrift des Bernischen Juristen-Vereins*, 129, 698-706.

Fiala, C. & Klier, C. (2003). Verbot fördert nur Illegalität, Der Standard, 16.1.2003, S. 31.

Figdor, H. (1991). Kinder aus geschiedenen Ehen: Zwischen Trauma und Hoffnung. Mainz.

Figdor, H. (1997). Scheidungskinder – Wege der Hilfe. Gießen.

Fine, M.A., Coleman, M. & Ganong, L.H. (1999). A social constructionist multi-method approach to understanding the stepparent role. In Hetherington, E. M. (Hg.), Coping with divorce, single parenting, and remarriage. A risk and resiliency perspective. Hillsdale.

Foley, D.L., Pickles, A. & Eaves, L.J. (2001). Parental concordance and comorbidity for psychiatric disorder and associate risks for current psychiatric syndromes and disorders in a community sample of juvenile twins. In Journal of Child Psychology and Psychiatry, 42 (3), 381-394.

Frank, H. (1988). Ein Beitrag zur Rolle des Vaters bei psychosomatischen Erkrankungen im Kindesalter. In Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik, 33, 242-248.

Franz, M., Lieberz, K. & Schepank, H. (1999). Wenn der Vater fehlt. Epidemiologische Befunde zur Bedeutung früher Abwesenheit des Vaters für die psychische Gesundheit im späteren Leben. In Zeitschrift für psychosomatische Medizin, 45 (3), 260-278.

Frenzel, E. (1992). Motive der Weltliteratur. Stuttgart.

Friedl, I. & Maier-Aichen, R. (1991). Leben in Stieffamilien. Familiendynamik und Alltagsbewältigung in neuen Familienkonstellationen. München.

Fritsch, T.A. & Burkhead, J.D. (1981). Behavioral reactions of children to parental absence due to imprisonment. Family Relations, 30, 83-88.

Fthenakis, W.E. (1985a). Väter. Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung. Bd. 1. München.

Fthenakis, W.E. (1985b). Väter. Väter in unterschiedlichen Familienstrukturen. Bd. 2. München.

Fthenakis, W.E. (1988b). Vater. Zur Vater-Kind-Beziehung in verschiedenen Familienstrukturen. Bd. 2. München.

Fthenakis, W.E. (1993). Kindliche Reaktionen auf Trennung und Scheidung. In Markefka, M. & Nauck, B. (Hg.), Handbuch der Kindheitsforschung. Neuwied, 601-615.

Fthenakis, W.E. (1995). Ehescheidung als Übergangsphase im Familienentwicklungsprozess. In Perrez, M., Lambert, J.-L. & Plancherel, B. (Hg.), In Familie im Wandel. Freiburger Beiträge zur Familienforschung. Bern, 63-95.

Fthenakis, W.E. (2000). Kommentar zu Ulrich Schmidt-Denters "Entwicklung von Trennungs- und Scheidungsfamilien". In Schneewind, K. A. (Hg.), Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis (S.). Göttingen, 222-229.

Fthenakis, W.E., Kalicki, B. & Peitz, G. (2002). Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Studie. Opladen.

Fthenakis, W.E., Niesel, R. & Kunze, H.R. (1982): Ehescheidung. Konsequenzen für Eltern und Kinder. München, Wien & Baltimore.

Fthenakis, W.E., Niesel, R. & Oberndorfer R. (1988). Die Bedeutung des Vaters in geschiedenen und wiederverheirateten Familien. Heilpädagogische Forschung, 14 (3), 180-189.

Furstenberg, F.F. & Cherlin, A. J. (1993). Geteilte Familien. Stuttgart.

Furstenberg, F.F. & Teitler, J.O. (1994). Reconsidering the effects of marital disruption. In Journal of Family Issues, 15, 173-190.

Gabel, S. (1992). Behavioral problems in sons of incarcerated or otherwise absent fathers: The issue of separation. In Family Process, 31 (3), 303-314.

Gabel, S. & Shindlecker, R. (1993). Characteristics of children whose parents have been incarcerated. In Hospital and Community Psychiatry, 44 (7), 656-660.

Gardner, R.A. (2002). Sollten Gerichte anordnen, dass an PAS leidende Kinder den entfremdeten Elternteil besuchen bzw. bei ihm wohnen? In Boch-Galhau, W. (Hg.), Das Elterliche Entfremdungssyndrom (Parental Alienation Syndrome/PAS). Anregungen für gerichtliche Sorge- und Umgangsregelungen. Eine empirische Untersuchung. Berlin.

Gerris, J.R.M., Dubas, J.S. & Vermulst, A.A. (2000). Dynamische Beziehungen zwischen der Persönlichkeit von Eltern und Jugendlichen und ihren Familiensubsystemen. In Schneewind, K. A. (Hg.), Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis. Göttingen, 151-173.

Gloger-Tippelt, G. (Hg.) (2001). Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis. Bern.

Golombok, S., MacCullum, F. & Rutter, M. (2002). Families with children conceived by donor insemination: A follow-up at age twelve. In Child Development, 73 (3), 952-968.

Golombok, S., Murray, C. & Abdalla, H. (1999). Social versus biological parenting: Family functioning and the socioemotional development of children conceived by egg or sperm donation. In Journal of Child Psychology and Psychiatry and Allied Disciplines, 40 (4), 519-527.

- Greene, J.B. (2001). Vaterverlust im Zweiten Weltkrieg als Dauerkränkung: Die supportive Behandlung einer älteren Frau mit katathym-imaginativer Psychotherapie. In Bahrke, U. & Rodendahl, W. (Hg.), *Psychotraumatologie und Katathym-imaginative Psychotherapie*. Lengerich.
- Grieser, J. (2001). Vater, Mutter, Kind und Therapeut: Die therapeutische Funktion des Dritten in der Behandlung depressiver Zustände. In *Forum der Psychoanalyse. Zeitschrift für klinische Theorie und Praxis*, 17 (1), 64-83.
- Grothaus-Neiss, R. (2001). Mit manchen Tieren braucht man viel Geduld. In Ullmann, H. (Hg.), *Das Bild und die Erzählung in der Psychotherapie mit dem Tagtraum. Zwölf Fallgeschichten*. Bern, 155-178.
- Grundmann, M. (1990). Warum Männer keine Väter werden. Vaterabwesenheit und Kinderlosigkeit bei Männern der Geburtskohorten 1929-31, 1939-41 und 1949-51. In *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 10 (1), 33-52.
- Handke, P. (1972). *Wunschloses Unglück*. Salzburg.
- Härtling, P. (Hg.) (1968). *Die Väter. Berichte und Geschichten*. Frankfurt a. M.
- Heinl, P. (1994). „Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg...“ Seelische Wunden aus der Kriegskindheit. München.
- Hell, D. & Ryffel, E. (1986). Vatermangel – ein Aspekt bei chronischen Alkoholikern. In *Drogalkohol*, 10 (1), 101-120.
- Herrmann, A.P. (1986). *Das Vaterbild psychosomatisch Kranker*. Berlin.
- Herzog, J. (1980). Sleep Disturbance and Father Hunger in 18- to 28-Month-Old Boys. In *Psychoanalytic Study on Children*, 35, 219-233.
- Hetherington, E.M. (1972). Effects of father absence on personality development in adolescent daughters. In *Developmental Psychology*, 7, 313-326.
- Hetherington, E.M., Cox, M. & Cox, R. (1985). Long-term effects of divorce and remarriage on the adjustment of children. In *Journal of the American Academy of Child Psychiatry*, 24, 518-530.
- Hetherington, E.M. & Henderson, S.H. (1997). Fathers in Stepfamilies. In Lamb, M. E. (Hg.), *The Role of the Father in Child Development*. New York, 212-226.
- Hetherington, E.M. & Stanley-Hagan, M.M. (1997). The Effects of Divorce on Fathers and Their Children. In Lamb, M. E. (Hg.), *The Role of the Father in Child Development*. New York, 191-211.
- Heyman, R. E. & Smith Slep, A. M. (2002). Do child abuse and interparental violence lead to adulthood family violence? In *Journal of Marriage and the Family*, 64 (4), 864-870.

- Hildenbrand B. (2002). Der abwesende Vater als Herausforderung in der familialen Sozialisation. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, 743-782.
- Hillmert, S. (2002). Familiäre Ressourcen und Bildungschancen: Konsequenzen eines frühzeitigen Elternverlustes. In Zeitschrift für Familienforschung, 14 (1), 44-69.
- Hirsch, M. (1994). Realer Inzest. Berlin & Heidelberg.
- Hirsch, M. (2001). Schuld und Schuldgefühl im Zusammenhang mit Trennung und Scheidung. In Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 50, 45-58.
- Hirsch, M. (2002). Familiendynamik. In Bange, S. & Körner, W. (Hg.), Handwörterbuch des sexuellen Missbrauchs. Göttingen, 97-101.
- Höhn, C. (1989). Demographische Trends in Europa seit dem 2. Weltkrieg. In Nave-Herz, R. & Markefka, M. (Hg.), Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Bd. 1. Familienforschung. Neuwied, 195-209.
- Hollstein, W. (1999). Männerdämmerung. Von Tätern, Opfern, Schurken und Helden. Göttingen.
- Hostetter, E.C. & Jinnah, D.T. (1993). Families of adult prisoners [On-line]. Verfügbar unter: <http://www.fcnetwork.org/reading/researc.html> [09.11.02].
- Hsu, M.T., Kahn, D.L. & Huang, C.M. (2002). No more the same: The lives of adolescents in Taiwan who have lost fathers. In Family Community Health, 25 (1), 43-56.
- Hummel, P. (1999). Familiärer Alkoholmißbrauch im Kontext von Sexual- und Körperverletzungsdelikten durch männliche Jugendliche und Heranwachsende. In Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 48, 734-750.
- Huss, M. & Lehmkuhl, U. (1997). Folgen von Trennung und Scheidung – Eine Literaturübersicht. In Lehmkuhl, G. & Lehmkuhl, U. (Hg.), Scheidung – Trennung – Kindeswohl. Diagnostische, therapeutische und juristische Aspekte. Weinheim, 13-25.
- Imber-Black, E. (1995). Geheimnisse in Familien und in der Familientherapie – Ein Überblick. In Imber-Black, E. (Hg.), Geheimnisse und Tabus in Familie und Familientherapie. Freiburg, 9-41.
- Innerhofer, F. (1974). Schöne Tage Salzburg. Salzburg.
- Jakobi, D. (2000). Frühe Vater-Kind Interaktionen: Unterschiede und Gemeinsamkeiten gegenüber neugeborenen Söhnen und Töchtern. [Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.]
- Kagerer, P. (1998). Zur Vater-Sohn-Problematik bei Glücksspielsüchtigen. In Fuechtenschnieder, I. & Witt, H. (Hg.), Sehnsucht nach dem Glück. Geesthacht, 34-48.

- Kallenbach, K. & Brüdern, R. (1997). Väter schwerstbehinderter Kinder. Projektbericht aus der Forschungsgemeinschaft „Das körperbehinderte Kind“. Münster.
- Kaltenborn, K.-F. (2000). „Ich versuchte, so ungezogen wie möglich zu sein“. In Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 4, 255-280.
- Kardas, J. & Langenmayr, A. (1999). Scheidungskinder und Kinder aus Zwei-Eltern-Familien: Ein querschnittlicher Vergleich. In Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 48, 273-286.
- Kaufmann, E. (1996). Die Rolle und Bedeutung des Vaters in der Entwicklung magersüchtiger Frauen – ein Erhellungsversuch. [Dipl. Arb. Univ. Wien].
- Kendall-Tackett, K.A., Meyer, W.L. & Finkelhor, D. (1998). Die Folgen von sexuellem Missbrauch bei Kindern: Review und Synthese neuerer empirischer Studien. In Amman, G. & Wipplinger, R. (Hg.), Sexueller Missbrauch. Tübingen, 151-186.
- Kentler, H. (1989). Leihväter. Kinder brauchen Väter. Reinbek bei Hamburg.
- Kiernan, K. (1998). Lone-mother families. In Vaskovics, L. A. & Schattovits, H. A. (Hg.), Lebens- und Familienformen – Tatsachen und Normen. Wien, 149-152.
- Kindler, H. (2002). Väter und Kinder. Langzeitstudien über väterliche Fürsorge und die sozioemotionale Entwicklung von Kindern. Weinheim.
- Kindler, H., Grossmann, K. & Zimmermann, P. (2002). Kind-Vater-Bindungsbeziehungen und Väter als Bindungspersonen. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, 685-742.
- King, V. & Heard, H.E. (1999). Nonresident father visitation, parental conflict, and mother's satisfaction: What's best for child well-being? In Journal of Marriage and the Family, 61, 385-396.
- Kinzl, J.F. & Biebl, W. (1992). Long-term effects of incest: Life events triggering mental disorders in female patients with sexual abuse in childhood. In Child Abuse and Neglect, 16, 567-573.
- Kinzl, J.F., Traweger, C. & Biebl, W. (1994). Family background and sexual abuse associated with eating disorders. In American Journal of Psychiatry, 151, 1127-1131.
- Kivelä, S.-L., Luukinen, H. & Pahkla, K. (1998). Early loss of mother or father predicts depression in old age. In International Journal of Geriatric Psychiatry, 13, 527-530.
- Klosinski, G. (1999). Gutachten im umgangsrechtlichen Verfahren. In Lempp, R., Schütze, G. & Köhnken, G. (Hg.), Forensische Psychiatrie und Psychologie des Kindes- und Jugendalters. Darmstadt, 53-64.
- Klosinski, G. & Bertsch, S. L. (2001). Jugendliche Brandstifter – Psychodynamik, Familiendynamik und Versuch einer Typologie anhand von 40 Gutachtenanalysen. In Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 50, 92-103.

Kölling, W. (1993). Väter in Trennungskrisen. Vaterbilder und Scheidungskonflikte. In Menne, K., Schilling, H. & Weber, M. (Hg.), Kinder im Scheidungskonflikt. Beratung von Kindern und Eltern bei Trennung und Scheidung. Weinheim.

Kosche, W. (1978). Die Selbstverwirklichung des Jungbauern im Generationenkonflikt der bäuerlichen Familie bei An- und Abwesenheit des Vaters. [Unveröffentlichte Dissertation, Universität Salzburg.]

Krähenbühl, V., Jellouschek, H. & Weber, R. (1995). Stieffamilien. Struktur-Entwicklung-Therapie. 4. Aufl. Freiburg.

Kranz, C.M. (2000). Alleinerziehende. In Werneck, H. & Werneck-Rohrer, S. (Hg.), Psychologie der Familie. Theorien, Konzepte, Anwendungen. Wien, 285-292.

Kranzler, E. M., Shaffer, D. & Wasserman, G. (1990). Early childhood bereavement. In Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry, 29, 513-520.

Krehan-Riemer, A. & Krehan, P. (1993). Die Stieffamilie. Wien.

Kreppner, K. (2000). Entwicklung von Eltern-Kind-Beziehungen: Normative Aspekte im Rahmen der Familienentwicklung. In Schneewind, K. A. (Hg.), Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis. Göttingen, 174-195.

Kreppner, K. (2002). Väter in ihren Familien. Differentielle Aspekte für die Sozialisation. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, 345-380.

Kröger, F. (1994). Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm? Zur Situation der Kinder in Alkoholkranken-Familien. In System Familie, 7, 159-165.

Kruse, A. (2002). Produktives Leben im Alter II: Der Umgang mit Verlusten und der Endlichkeit des Lebens. In Oerter, R. & Montada, L. (Hg.), Entwicklungspsychologie. Weinheim, 45-85

Kytir, J. & Münz, R. (1999). Langfristige demografische Entwicklungen und aktuelle Trends. In Orthofer, M. (Hg.), 4. Österreichischer Familienbericht. Wien, 118-169.

Laederach-Hofmann, K., Zundel-Funk, A. & Weber, K. (1999). Körperliches und psychisches Befinden bei 60-70jährigen Bernerinnen und Bernern mit neurotischen Symptomen im Kindesalter - Eine Untersuchung über mehr als 50 Jahre (Emmental-Kohorte). In Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 10, 750-777.

Lamb, M.E. (1997a). Fathers and Child Development: An Introductory Overview and Guide. In Lamb, M. E. (Hg.), The Role of the Father in Child Development. New York, 1-18.

Lamb, M.E. (1997b). The Development of Father-Infant Relationships. In Lamb, M. E. (Hg.), The Role of the Father in Child Development. New York, 104-120.

Lamb, M.E. & Laumann-Billings, M.M. (1997). Fathers of children with Special Needs. In Lamb, M. E. (Hg.), *The Role of the Father in Child Development*. New York, 179 -190.

Landolf, P. (1968). *Kind ohne Vater – Ein psychologischer Beitrag zur Bestimmung der Vaterrolle*. Bern.

Lang, D.A. (2000). Donor insemination: A longitudinal study of single mothers and issues of disclosure. *Dissertation Abstracts International, Section B: The Sciences and Engineering*, 60 (12-B), 6398 B.

LeCamus, J. (2001). *Väter. Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung*. Weinheim.

Lee, C. (1998). *Hilflose Helden. Wenn Jungen keine Vorbilder mehr finden*. Reinbek bei Hamburg.

Lehmkuhl, G. (1997). Trennung, Scheidung, Kindeswohl – Eine Einführung. In Lehmkuhl, G. & Lehmkuhl, U. (1997). *Scheidung – Trennung – Kindeswohl. Diagnostische, therapeutische und juristische Aspekte*. Weinheim, 7-12.

Leitner, C. (1997). *Vater-Kind-Beziehungen in Stieffamilien unter besonderer Berücksichtigung der kindlichen Perspektive*. [Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Linz.]

Maier-Aichen, R. & Friedl, I. (1993). Zusammenleben in Stieffamilien. In Menne, K. (Hg.), *Kinder in Scheidungsfamilien*. Weinheim, 307-322.

Maser, A. (1999). *Vom Vater geschieden. Töchter nach der Trennung*. Reinbek bei Hamburg.

Matsch, H. (1994). *Die Vater-Tochter-Beziehung bei Bulimikerinnen*. [Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.]

Matussek, M. (Hg.) (1999). *Die vaterlose Gesellschaft: Briefe, Berichte, Essays*. Reinbek bei Hamburg.

Matzner, M. (1998). *Vaterschaft heute. Klischees und soziale Wirklichkeit*. Frankfurt.

Mboya, M.M. & Nesengani R.I. (1999). Migrant labor in South Africa. A comparative analysis of the academic achievement of father-present and father-absent adolescents. In *Adolescence*, 34 (136), 763-767.

McWhinnie, A.M. (2000). Children from assisted reproductive technology: The psychological issues and ethical dilemmas. In *Early Child Development and Care*, 163, 13-23.

Mertens, W. (1997). *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität*. Stuttgart.

Meyer, J.E. (1981). Über das Trauern um Vermisste. Eine Befragung von Ehefrauen, Kindern und Geschwistern. In *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten*, 230 (2) 91-101.

Miller, J.L. & Knudsen, D.D. (1999). Family abuse and violence. In Sussmann, M. B., Steinmetz, S. K. & Peterson, G. W. (Hg.), *Handbook of marriage and the family*. New York, 705-741.

Milne, A. M. et al. (1986). Single Parents, working mothers, and the educational achievement of School Children. In *Sociology of Education*, 59, 125-139.

Mitterauer, M. (1986). *Sozialgeschichte der Jugend*. Frankfurt.

Mitterauer, M. (1989). Entwicklungstrends der Familie in der europäischen Neuzeit. In Nave-Herz, R. & Markefka, M. (Hg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung*. Bd. 1. Familienforschung. Neuwied, 179-194.

Moggi, F. (2002). Folgen. In Bange, D. & Körner, W. (Hg.), *Handwörterbuch des sexuellen Missbrauchs*. Göttingen, 116-120.

Moss, H.B., Baron, D.A. & Vanyukov, M.M. (2001). Preadolescent children of substance-dependent fathers with antisocial personality disorder, psychiatric disorders and problem behavior. In *American Journal on Addictions*, 10 (3), 269-278.

Moss, H.B., Lynch, K.G. & Baron, D.A. (2002). Family functioning and peer affiliation in children of fathers with antisocial personality disorder and substance dependence associations with problem behaviors. In *American Journal of Psychiatry*, 159 (4), 607-614.

Moss, H.B., Mezzich, A. & Martin, C.S. (1995). Aggressivity among sons of substance-abusing fathers: Association with psychiatric disorder in the father and son, paternal personality, pubertal development, and socioeconomic status. In *American Journal of Drug and Alcohol Abuse*, 21 (2), 195-208.

Mun, E.Y., Fitzgerald, H.E. & Zucker, R.A. (2001). Temperamental characteristics as predictors of externalizing and internalizing child behavior problems in the contexts of high and low parental psychopathology. In *Infant Mental Health Journal*, 22 (3), 393-415.

Mussen, P.H., Conger, J.J., & Kagan, J. (1976). *Lehrbuch der Kinderpsychologie*. Stuttgart.

Myers, D.E. et al. (1987). Student Discipline and High School Performance. In *Sociology of Education*, 60, 18-33.

Napp-Peters, A. (1987). *Einelternteilfamilien. Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis*. Weinheim & München.

Napp-Peters, A. (1995). *Familien nach der Scheidung*. München.

- Nicholson, J., Nason, M.W. & Yando, R. (1999). Fathers with severe mental illness: Characteristics and comparisons. In *American Journal of Orthopsychiatry*, 69 (1), 134-141.
- Nickel, H. (2002). Väter und ihre Kinder vor und nach der Geburt. Befunde zum Übergang zur Vaterschaft aus deutscher und kulturvergleichender Perspektive. In Walter, H. (Hg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. Gießen, 555-584.
- Nigg, J.T. & Hinshaw, S.P. (1998). Parent personality traits and psychopathology associated with antisocial behaviors in childhood attention-deficit hyperactivity disorder. In *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 39 (2), 145-159.
- Novak, V. (1997). Beziehungsprobleme bei Scheidungskindern: Einfluss der Scheidung der Eltern auf die eigene erste Lebensgemeinschaft. In *Beziehungsweise*, 11, Wien, 1-2.
- Oerter, R. & Montada, L. (Hg.) (1982). *Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch*. 1. Aufl. München, Wien & Baltimore.
- Oerter, R. & Montada, L. (Hg.) (2002). *Entwicklungspsychologie*. 5. vollständig überarbeitete Aufl. Weinheim.
- Parke, R.D. (1981). *Fathers*. Cambridge MA.
- Patterson, C.J. (1992). Children of Lesbian and Gay Parents. In *Child Development*, 63, 1025-1042.
- Petri, H. (1999). *Das Drama der Vaterentbehnung. Chaos der Gefühle – Kräfte der Heilung*. Freiburg.
- Phares, V. (1997). Psychological Adjustment, Maladjustment, and Father-Child Relationships. In Lamb, M. E. (Hg.), *The Role of the Father in Child Development*. New York, 261-283.
- Pilz, S. (2002). Jesus Christus Anonymus? *Der Standard*, 27.12.2002, S.27.
- Pilz, S. (2003). Diffamierung statt Diskussion? *Der Standard*, 7.1.2003, S. 27.
- Pleck, J.H. (1997). Paternal Involvement: Levels, Sources, and Consequences. In Lamb, M. E. (Hg.), *The Role of the Father in Child Development*. New York, 66-103.
- Pontzen, W. (2002). Kinder der Täter: Söhne und Töchter und ihre Nazi-Väter. *Analytische Psychologie*, 33 (1), 57-63.
- Prinz, C. (1998). Lebensgemeinschaften mit Kindern in europäischer Perspektive: Ausgewählte demografische und gesellschaftliche Aspekte. In Vaskovics, L. A. & Schattovits, H. A. (Hg.), *Lebens- und Familienformen – Tatsachen und Normen*. Wien, 135-142.

Radebold, H. & Radebold, H. (2000). Abwesende Väter. Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalysen. Göttingen.

Reichle, W. & Werneck, H. (Hg.) (1999). Übergang zur Elternschaft. Stuttgart.

Remschmidt, H., Schmidt, M. & Poustka, F. (Hg.) (2001). Multiaxiales Klassifikationsschema für psychische Störungen des Kindes- und Jugendalters nach ICD-10 der WHO. 4. überarbeitete Aufl. Bern.

Reti, I.M., Samuels, J.F. & Nestadt, G. (2002). Adult antisocial personality traits are associated with experiences of low parental care and maternal overprotection. In *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 106, 126-133.

Richter, R. (1995). Kinder kranker Eltern. *Pro Familia Magazin*, 23 (4), 3-5.

Richter, S. (1988). Zur Psychodynamik bei Colitis-ulcerosa- und Morbus-Crohn-Patienten. [Unveröffentlichte Dissertation, Universität Salzburg.]

Richter-Appelt, H. (1998). Differentielle Folgen von sexuellem Missbrauch und körperlicher Mißhandlung. In Amann, G. & Wipplinger, R. (Hg.), *Sexueller Missbrauch: Überblick zu Forschung, Beratung und Therapie*. Tübingen, 201-216.

Ritzenfeldt, S. (1998). Kinder mit Stiefvätern. Familienbeziehungen und Familienstruktur in Stieffamilien. Weinheim.

Robin, M.W. (1979). Life without father: a review of the literature. In *International Journal of Group Tensions*, 1-4, 169-194.

Rollett, B. & Werneck, H. (Hg.) (2002). *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie*. Göttingen.

Rosenthal, G. (Hg.) (1999). *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen.

Rupp, M. & Rost, H. (1998). Lebensläufe dauerhaft nichtehelicher Kinder. In Bien, W. & Schneider, N. F. (Hg.), *Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften*. Opladen, 71- 108.

Russel, A. & Saebel, J. (1997). Mother-son, mother-daughter, father-son, and father-daughter: Are they distinct relationships? In *Developmental Review*, 17, 111-147.

Schaffer, H.R. (1992). ... und was geschieht mit den Kindern? Psychologische Entscheidungshilfen in schwierigen familiären Situationen. Bern.

Scheithauer, H., Petermann, F. & Niebank, K. (2002). Frühkindliche Risiko- und Schutzbedingungen: Der familiäre Kontext aus entwicklungspsychopathologischer Sicht. In Rollett, B. & Werneck, H. (Hg.) *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie*. Göttingen, Bern, Toronto & Seattle, 69-97.

Schepker, R., Scherbaum, N. & Bergmann, F. (1995). Zur pathologischen Trauer bei Kindern nach dem frühen Tod eines Elternteils. In *Kinderanalyse*, 3, 260-280.

Schilling, G. (1999). Kinder nach donogener (heterologer) Insemination in der Einschätzung ihrer Eltern. In *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie*, 45 (4), 354-371.

Schindler, H. (2002). Kinderliebe, Moral und die Suche nach Bedeutung – Kinder aus Nazi-Täterfamilien. In *Systema*, 16 (1), 20-26.

Schipfer, R.K. (2001). *Familien in Zahlen*. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.

Schleiffer, R. (1988). *Elternverluste. Eine explorative Datenanalyse zur Klinik und Familiendynamik*. Berlin.

Schmidbauer, W. (1987). *Eine Kindheit in Niederbayern*. Reinbek.

Schmidbauer, W. (1998). „Ich wusste nie, was mit Vater ist.“ *Das Trauma des Krieges*. Reinbek.

Schmidbauer, W. (2001). *Der hysterische Mann. Eine Psychoanalyse*. Frankfurt.

Schmidt-Denter, U. (1999). Differentielle Entwicklung von Scheidungskindern. In Walper, S. & Pekrun, R. (Hg.), *Familien und Entwicklung. Aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie*. Göttingen, 292-313.

Schmidt-Denter, U. (2000). Entwicklung von Trennungs- und Scheidungsfamilien: Die Kölner Längsschnittstudie. In Schneewind, K. A. (Hg.), *Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis*. Göttingen, 203-221.

Schmidt-Denter, U., Beelmann, W. & Hauschild, S. (1997). Formen der Ehepartnerbeziehung und familiäre Anpassungsleistungen nach der Trennung. In *Psychologie und Unterricht*, 44 (4), 289-306.

Schmidt-Denter, U., Beelmann, W. & Trappen, I. (1991). Empirische Forschungsergebnisse als Grundlage für die Beratung von Scheidungsfamilien. Das Kölner Längsschnittprojekt. In *Zeitschrift für Familienforschung*, 3, 40-51.

Schneewind, K.A. (1999). *Familienpsychologie*. Stuttgart.

Schneewind, K.A. (Hg.) (2000). *Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis*. Göttingen.

Schneewind, K.A. & Weiß, J. (1998). Die Konsequenzen von Elternverlust für Kinder und Jugendliche. In Oerter, R. & Montada, L. (Hg.), *Entwicklungspsychologie*. 4. Aufl. Weinheim, 1037-1044.

- Schneider, N.F. & Bien, W. (1998). Nichteeliche Elternschaft – Formen, Entwicklung, rechtliche Situation. In Bien, W. & Schneider, N. F. (Hg.), Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Opladen, 1-40.
- Schon, L. (1995). Entwicklung des Beziehungsdreiecks Vater-Mutter-Kind. Triangulierung als lebenslanger Prozess. Stuttgart, Berlin & Köln.
- Schubert, M.T. (1987). System Familie und Geistige Behinderung. Wien & New York.
- Schuckit, M. A. (1994). Low level of response to alcohol as a predictor of future alcoholism. In American Journal of Psychiatry, 151, 184-189.
- Schwarz, B. (1999). Die Entwicklung Jugendlicher in Scheidungsfamilien. Weinheim.
- Seiffge-Krenke, I. (2001a). Neuere Ergebnisse der Vaterforschung. Sind Väter notwendig, überflüssig oder sogar schädlich für die Entwicklung ihrer Kinder? In Psychotherapeut, 46 (6), 391-397.
- Seiffge-Krenke, I. (2001b). Väter in der Psychoanalyse. Väter und Söhne, Väter und Töchter. In Forum der Psychoanalyse, 17, 51-63.
- Seiffge-Krenke, I. & Tauber, M. (1997): Die Idealisierung des Vaters: eine notwendige Konsequenz in Scheidungsfamilien? In Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 5, 338-353.
- Seikowski, K. & Glander, H.-J. (1990). Entwicklung von Partnerschaft und Kind nach erfolgreicher therapeutischer donogener Insemination (TDI). In Zentralblatt für Gynäkologie, 112, 811-816.
- Seikowski, K. & Glander, H.-J. (2000). Psychosoziale Aspekte der donogenen Insemination. In Brähler, E., Felder, H. & Strauß, B. (Hg.), Fruchtbarkeitsstörungen. Göttingen, 91-101.
- Seltzer, J.A. & Bianchi, S.M. (1988). Children's contact with absent parents. In Journal of Marriage and the Family, 50, 663-677.
- Selvini Palazzoli, M., Cirillo, S. & Sorrentino, A.M. (1999). Anorexie und Psychosomatosen. Neue familientherapeutische Perspektiven. Stuttgart.
- Shepherd, D.M. & Barraclough, B.M. (1976). The aftermath of parental suicide for children. In British Journal of Psychiatry, 129, 267-276.
- Shulman, S. (1997). Der Beitrag von Vätern zum Individuationsprozeß in der Adoleszenz. In Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie, 46 (5), 321-337.
- Shulman, S. & Seiffge-Krenke, I. (1997). Fathers and adolescents: Developmental and clinical perspectives. London.

Sidebotham, P., Golding, J. & The Alpac Study Team (2001). Child maltreatment in the "Children of the Nineties". A longitudinal study of parental risk factors. In *Child Abuse and Neglect*, 25, 1177-1200.

Siegal, M. (1987). Are sons and daughters treated more differently by fathers than by mothers? In *Developmental Review*, 7, 183-209.

Simons, R., Kuei-Hsiu L. & Lorenz, F. (1999). Explaining the higher incidence of adjustment problems among children of divorce compared with those in two-parent families. In *Journal of Marriage and the Family*, 61, 1020-1033.

Sollberger, D. (2000). *Psychotische Eltern – verletzte Kinder. Identität und Biografie von Kindern psychisch kranker Eltern*. Bonn.

Spangler, G. & Zimmermann, P. (Hg.) (2002). *Die Bindungstheorie*. 4. Aufl. Stuttgart.

Statistik Austria. (2001a). *Demographisches Jahrbuch 2000*. Wien.

Statistik Austria. (2001b). *Mikrozensus 2000*. Wien.

Statistik Austria. (2002a). *Geschlechtsspezifische Disparitäten*. BMSG/BM:BWK. (Hg.), Wien

Statistik Austria. (2002b). *Statistisches Jahrbuch 2002*. [On-line]. Verfügbar unter: <http://www.statistik.at/jahrbuch/deutsch/k02.shtml> [22.11.02].

Statistik Austria. (2002c). *Statistisches Jahrbuch 2002*. [On-line]. Verfügbar unter: <http://www.statistik.at/jahrbuch/deutsch/k37.shtml> [22.11.02].

Stege, K. (1989). Ein Jahr Kinderbetreuung von Besuchskindern in der JVA Vechta – Ein Versuch hat sich bewährt. In *Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe*, 38 (3), 154-155.

Stork, J. (1989). Über die Schwäche der Vaterbilder oder die Angst vor der Frau. In Faulstich, W. & Grimm, G. E. (Hg.), *Sturz der Götter? Vaterbilder im 20. Jahrhundert*. Frankfurt, 153-175.

Styron, T.H., Pruett, M.K. & Davidson, L. (2002). Fathers with serious mental illness: A neglected group. In *Psychiatric Rehabilitation Journal*, 25 (3), 215-222.

Tasker, F.L. & Golombok, S. (1997). *Growing Up in a Lesbian Family: Effects on Child Development*. New York.

Tatzer, E. & Schubert, M.T. (1990). "Es ist, als ob sich einem das Leben selbst verweigerte." Zum Schicksal von Familien mit einem behinderten Kind. In *Zeitschrift für Verfahren Humanistischer Psychologie und Pädagogik*, 4, 276-295.

Tatzer, E., Schubert, M.T. & Groh, C. (1985). Behinderung des Kindes – Herausforderung für die Familie. In *Geistige Behinderung*, 3, 193-199.

Tennant, C., Hurry, J. & Bebbington, E. (1982). The relation of childhood separation experiences to adult depressive and anxiety states. In *British Journal of Psychiatry*, 141, 475-482.

Textor, M. (1991). *Scheidungszyklus und Scheidungsberatung*. Göttingen.

Thomas, A. (1980). Untersuchungen zum Problem der vaterlosen Erziehung in ihrem Einfluß auf die psycho-soziale Entwicklung des Kindes. In *Psychologische Beiträge*, 22, 27-48.

Tress, W., Reister, G. & Gegenheimer, L. (1989). Geistige und körperliche Widerstandsfähigkeit trotz stressreicher Kindheit. In Brambring, M., Loesel, F. & Skowronek, H. (Hg.), *Children at risk: Assessment, longitudinal research, and intervention*. Berlin, 173-185.

Varga, C. (1994). Die Ablösung Jugendlicher von ihren Eltern aus sozialhistorischer Sicht unter besonderer Berücksichtigung des 20. Jahrhunderts. [Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.]

Verweijen, I. et al. (1986). Lebenssituation von Alleinerzieherfamilien. Schriftenreihe des Instituts für Tiefenpsychologie und Psychotherapie der Universität Wien.

Visher, E.B. & Visher J.S. (1995). *Stiefeltern, Stiefkinder und ihre Familien. Probleme und Chancen*, 2. Aufl. Weinheim.

Wagenblass, S. & Schone, R. (2001). Unbekannte Welten – Die Entdeckung der Kinder psychisch kranker Eltern als betroffene Angehörige. In Institut für Soziale Arbeit (Hg.), *ISA-Jahrbuch zur Sozialen Arbeit 2001*. Münster, 128-138.

Wallerstein, J. & Blakeslee, S. (1989). *Gewinner und Verlierer. Frauen, Männer, Kinder nach der Scheidung. Eine Langzeit-Studie*. München.

Wallerstein, J. S. & Corbin, S.B. (1996). The child and the vicissitudes of divorce. In Lewis, M. (Hg.), *Child and Adolescent Psychiatry*. 2. Aufl. Baltimore, 1118-1127.

Walper, S. (2002). Verlust der Eltern durch Trennung, Scheidung oder Tod. In Oerter, R. & Montada, L. (Hg.), *Entwicklungspsychologie*. Weinheim, 818-832.

Walper, S. & Gerhard, A.-K. (2001). Konflikte der Eltern, Trennung und neue Partnerschaft. Einflüsse auf die Individuation von Kindern und Jugendlichen in Ostdeutschland. In Walper, S. & Schwarz, B. (Hg.), *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien*. Weinheim.

Walper, S., & Pekrun, R., (1999). *Familien und Entwicklung. Aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie*. Göttingen.

Walsh, C., MacMillan, H. & Jamieson, E. (2002). The relationship between parental psychiatric disorder and child physical and sexual abuse: Findings from the Ontario Health Supplement. In *Child Abuse and Neglect*, 26, 11-22.

Walter, H. (Hg.) (2002). Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen.

Wer sind meine Eltern? Frage ohne Antwort, Der Standard, 14.2.2003, S. 5.

Werneck, H. (1998). Übergang zur Vaterschaft. Auf der Suche nach den „neuen Vätern“. Berlin.

Werneck, H. & Rollett, B. (2002). Die Rolle der kindlichen Temperamententwicklung für die Familienentwicklung nach dem Übergang zur Elternschaft. In Rollett, B. & Werneck, H. (Hg.), Klinische Entwicklungspsychologie der Familie. Göttingen, 98-112.

Western, B. & McLanahan, S. (2000). Fathers behind bars [On-line]. Verfügbar unter: <http://crcw.princeton.edu/workingpapers/WP00-08-FF-Western.pdf> [09.11.02].

Wetzels, P. (1997). Gewalterfahrungen in der Kindheit. Sexueller Missbrauch, körperliche Misshandlung und deren langfristige Konsequenzen. Baden-Baden.

White, L. (1999). Contagion in family affection. Mothers, fathers, and young adult children. In Journal of Marriage and the Family, 61, 284-299.

Wilk, L. (2002a). Die Gestaltung multipler Vaterschaften in Stieffamilien. In Walper, S. & Schwarz, B. (Hg.), Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungsfamilien. Weinheim, 121-142.

Wilk, L. (2002b) Stieffamilien in Österreich. In Bien, W., Hartl, A. & Teubner, M. (Hg.), Stieffamilien in Deutschland. Opladen, 246-289.

Wolfenstein, M. (1966). How is mourning possible? In The psychoanalytic Study of the Child, 21, 93-123.

Yamamoto, K. (1979). Children's ratings of the stressfulness of experiences. In Developmental Psychology, 15, 581-582.

Zeanah, C.H., Boris, N.W. & Larrieu, J.A. (1997). Infant development and developmental risk: A review of the past 10 years. In Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry, 36, 165-178.

Zimmermann, P., Suess, G.J., Scheuerer-Englisch, H. & Grossmann, K.E. (2000). Der Einfluß der Eltern-Kind-Bindung auf die Entwicklung psychischer Gesundheit. In Petermann, F. Niebank, K. & Scheithauer, H. (Hg.), Risiken in der frühkindlichen Entwicklung. Entwicklungspsychopathologie der ersten Lebensjahre. Göttingen, 301-327.

Zobel, M. (1997). Wie der Vater so der Sohn? Erwachsene Kinder von Alkoholikern. In TW Neurologie Psychiatrie, 11 (1-2), 20-24.

Zvizdic, S. & Butollo, W. (2000). War-related loss of one's father and persistent depressive reactions in early adolescents. In European Psychologist, 5 (3), 204-214.

Themen Sozialisation und geschlechtergerechte Erziehung, Entwicklung der männlichen Identität und Charakteristik der Geschlechter

Allen, L. S (1991). Sex differences in the corpus callosum of the living human being. *Journal of Neuroscience*, 11, 933-942.

Archer, D. & McDaniel, P. (1995). Violence and gender: Differences and similarities across societies. In R. B. Ruback & N. A. Weiner (Hg.), *Interpersonal violent behaviors: Social and cultural aspects*. New York.

Auinger, H. & Böhnisch, L. (2002). Männliche Sozialisation und geschlechtsspezifische Arbeit mit Burschen – zwischen Theorie und Praxis. In *Wissenschaftliche Reihe des Vereins Wiener Jugendzentren*. Bd. 3. Wien.

Avison, W.R. & McAlpine, D.D. (1992). Gender differences in symptoms of depression among adolescent. *Journal of Health and Social Behavior*, 33, 77-96.

Baron-Cohen, S. (2003). *The essential difference. Men, women and the extreme male brain*. London.

Barrera, M. & Garrison-Jones, C. (1992). Family and peer social support as specific correlates of adolescent depressive symptoms. *Journal of Abnormal Child Psychology*, 20, 1-16.

Bennet, A. & Shaywitz, S. (1995). Sex differences in the functional organisation of the brain for language. *Nature*, 373, 607-609.

Berenbaum S.A. & Hines M. (1992). Early androgens are related to childhood sex-typed toy preferences. *Psychological Science*, 3, 203-206.

Biddulph, S. (2000). *Jungen! Wie sie glücklich heranwachsen*. 12. Aufl. München.

Bilden, H. (1991). Geschlechtsspezifische Sozialisation. In *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*. Hurrelmann, K. & Ulrich, D. (Hg.). Weinheim.

Birnbaum, D.W. & Croll, W.L. (1984). The etiology of children`s stereotypes about sex differences in emotionality. *Sex Roles: A Journal of Research*, 10, 677-691.

Bischof, N. (1980). Biologie als Schicksal? In Bischof N. & Preuschoft, H. (Hg.), *Geschlechterunterschiede, Entstehung und Entwicklung*, 25-42, München.

Bischof- Köhler, D. (2002). *Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechtsunterschiede*. Stuttgart.

Bischof-Köhler, D. (1985). Zur Phylogenese menschlicher Motivation. In Eckensberger, L. & Lantermann, E. (Hg.), *Emotion und Reflexivität*, 3-51, München.

Bischof-Köhler (2002). Geschlechtstypische Besonderheiten im Konkurrenzverhalten: Evolutionäre Grundlagen und entwicklungspsychologische

Fakten. In Wolf, M. (Hg.), Frauen und Männer in Organisationen und Leitungsfunktionen, 91-125, Frankfurt a.M.

Blank-Mathieu M. (1996). Jungen im Kindergarten. Frankfurt a. M.

Block, J. & Gjerde, P. (1991). Personality antecedents of depressive tendencies in 15-year-olds. *Journal of Personality and Social Psychology*, 60, 726-738.

Boldt, U. (2004). Ich bin froh, dass ich ein Junge bin. Materialien zur Jungenarbeit in der Schule. 2. erw. Aufl. Hohengehren.

Bortz, J. & Döring, N. (1995). *Forschungsmethoden und Evaluation*. Berlin.

Burgauner H. & Konderla R. (2003). Verstehende Jugendarbeit als gewaltpräventives Handlungskonzept. In K. Lauermaun & G. Knapp (Hg.), *Sozialpädagogik in Österreich. Perspektiven in Theorie und Praxis*, 414-426. Klagenfurt.

Byrnes, J. P. Miller, D. C. & Schafer, D. (1999). Gender differences in risk taking: A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 125 (3), 367-383.

Campbell, D. (1995). *Learning Consultation: A systemic framework*. London.

Cernkovich, S.A. & Giordano, P.C. (1987). Family relationships and delinquency. *Criminology*, 25, 295-321.

Christiansen, K. & Knussman, R. (1987). Sex hormones and cognitive functioning in men. *Neuropsychobiology*, 18, 27-36.

Cicchetti, D. & Beeghly, M. (1987). Symbolic development in maltreatment of youngsters. An organizational psychopathology perspective. *Journal of Consulting and Clinical Psychology*, 60, 174-184.

Copenhaver, M. M. & Eisler, R. M. (2000). Masculine gender-role stress, anger, and male intimate abusiveness: Implications for men's relationships. *Sex Roles: A Journal of Research*, 42 (5/6), 405 - 414.

Daitzman, R. & Zuckermann, M. (1980). Disinhibitory sensation seeking, personality and gonadal hormones. *Personality and Individual Differences*, 1, 103-110.

Daly, M., Wilson, M. & Weghorst, S. J. (1982). Male sexual jealousy. *Ethology and Sociobiology*, 3, 11-27.

Deaux, K. & LaFrance, M. (1998). Gender. In G. Lindzey (Hg.), *The Handbook of Social Psychology* 1, 4. Aufl., 788 -827. New York.

Dittmann, M. & Büthner, C. (1992). *Brave Mädchen, böse Buben? Erziehung zur Geschlechtsidentität im Kindergarten und Grundschule*. Basel.

- Eagly, A.H. & Steffen, V.J. (1986). Gender and aggressive behavior: A meta-analytic review of the social psychological literature. *Psychological Bulletin*, 100, 309-330.
- Eder, S. & Zipf, J. (1999). Gute Zeiten - Schlechte Zeiten - Fernsehzeiten. Unterrichtsbausteine zur Thematisierung von Geschlechterrollen in Soap Operas. *Praxis Schule 5-10*, 10 (6), 42-45.
- Eisenberg, N. Boothby, R. & Matson, T. (1979). Correlates of preschool girl's feminine and masculine toy preferences. *Development Psychology*, 15, 354-355.
- Eisenberg, N. Martin, C. L. & Fabes, R. A. (1996). Gender development and gender effects. In Berliner, D. C. & Calfee, R. C. (Hg.), *Handbook of educational psychology*, 358-396. New York.
- Ellis, L. & Coontz, P.D. (1990). Androgens, brain functioning, and criminality: The neurohormonal foundations of antisociality. In Ellis, L. & Hoffman, H. (Hg.), *Crime in biological, social, and moral contexts*, 162 – 193. New York.
- Ellis, L. & Ebertz, L. (1998). *Males, females, and behavior: toward biological understanding*. Westport.
- Fabes, R. A. (1994). Psychological and behavioral correlates of gender segregation. In Leaper, C. (Hg.), *New directions in child development. Childhood gender segregation. Causes and consequences*, 19-34. San Francisco.
- Fast, I. (1991). *Von der Einheit zur Differenz*. Hamburg.
- Faulstich-Wieland, H. & Horstkemper, M. (1998). Veränderte familiäre Erziehungsnormen oder: Verschwindet die Geschlechterdifferenz? In Horstkemper, M. & Zimmermann, P. (Hg.), *Zwischen Dramatisierung und Individualisierung. Geschlechtstypische Sozialisation im Kindesalter*. Opladen.
- Feingold, A. (1996). Cognitive gender differences: Where are they, and why are they there? *Learning and Individual Differences*, 8 (1), 25-32.
- Freund, S. (1972). *Sexualleben*. Bd. 5. Frankfurt/Main.
- Fthenakis W. (1988). *Vater. Zur Vater-Kind-Beziehung in verschiedenen Familienstrukturen*. Bd. 2. München.
- Gazzaniga, M. (1995). *The Cognitive Neuroscience*. Cambridge.
- Gilbert, S. (2004). *Typisch Mädchen! Typisch Junge! Praxisbuch für den Erziehungsalltag*. München.
- Glass, Lilian. (1992). *He says, she says*. New York.
- Glücks, E. & Ottemeier-Glücks, F. G. (1996). *Geschlechtsbezogene Pädagogik: ein Bildungskonzept zur Qualifikation koedukativer Praxis durch parteiliche Mädchenarbeit und antisexistische Jugendarbeit*. Münster.

- Goleman, D. (1995). Emotional Intelligence. Why it can matter more than IQ. New York.
- Gomme, I.M. (1985). Predictors of status and criminal offences among male and female adolescents in an Ontario community. *Canadian Journal of Criminology*, 27, 147-159.
- Greenglass, E. (1986). *Geschlechterrolle als Schicksal*. Stuttgart.
- Großegger, B. & Heinzlmaier, B. (2003). *Jugendkultur Guide*. Wien.
- Grote, C. (2003). Starke Jungs - Ganze Kerle. Überlegungen zur Selbstbehauptung bei Jungen. In Jantz, O. & Grote, C. (Hg.), *Perspektiven der Jugendarbeit. Konzepte und Impulse aus der Praxis*. Bd. 3. Opladen.
- Guggenbühl, A. (1994). *Männer Mythen Mächte. Was ist männliche Identität?* Stuttgart.
- Günzel, S. (1989). *Ava und Edam*. In *Psyche* 3. Stuttgart.
- Hageman-White, C. (1984). *Sozialisation: weiblich – männlich*. Leverkusen.
- Halbright, R. (1998). *Knabengerechte Koedukation. Standort- und Bedürfnisanalyse der schulischen Bubenarbeit in der Deutschschweiz*. Zürich.
- Harris, J.R. (1998). *The nurture assumption. Why children turn out the way they do*. New York.
- Heiliger, Anita. (2002). Zu Hintergründen und Grundsätzen einer antisexistischen Jugendarbeit. In Bieringer, I., Buchacher, W. & Forster, E. J. (Hg.), *Männlichkeit und Gewalt. Konzepte für die Jugendarbeit*. Opladen.
- Heimer, K. (1996). Gender, interaction, and delinquency: testing a theory of deviant type-scripts. In *Social Psychology Quarterly*, 59, 39-61.
- Heinemann, E. Rauchfleisch, U. & Grüttner T. (1992). *Gewalttätige Kinder - Psychoanalyse und Pädagogik in Schule, Heim und Therapie*. Frankfurt.
- Hoff Sommers, C. (2000). *War against boys. How misguided feminism is harming our young men*. New York.
- Hoffmann, J. (1994). Jungensozialisation. Die Lüge vom coolen Jungen. *Jugendpolitik*, 20 (1), 10-11.
- Horstkemper, M. (2001). Sind Mädchen und Jungen gleich? Geschlechterrollen in Familie und Schule. *Schüler*, 1, 54-58.
- Hostkemper, M. & Zimmermann, P. (1998). Gesellschaftlicher Wandel und Entwicklung von Geschlechtsidentität. In Hostkemper, M. & Zimmermann, P. (Hg.), *Zwischen Dramatisierung und Individualisierung - Geschlechtstypische Sozialisation im Kindesalter, 7-17*. Opladen.

House, E. R. (1994). Integrating the quantitative and the qualitative. In Reichard, Ch. S. & Rallis, S. F. (Hg.), *The qualitative-quantitative debate: new perspectives*, 13-22. San Francisco.

Jantz, O. & Grote, C. (2003). „Meine ist die beste“ – Qualitätskriterien in der Jungenarbeit. In Jantz, O. & Grote C. (Hg.), *Perspektiven der Jungenarbeit. Konzepte und Impulse aus der Jugendarbeit*, 89-104. Opladen.

Johnson, E. E. (1986). Family structure and delinquency: general patterns and gender differences. *Criminology*, 23, 65-84.

Kaltenecker, S. (2000). Trotzdestonichts – Jungenarbeit in der Schule. In *Männlichkeit und Gewalt. Konzepte für die Jungenarbeit*. Buchacher, W. & Forster, E. (Hg.). Opladen.

Kenrick, D. T. & Trost, M. R. (1993). The evolutionary perspective. In Beall, A. E. & Sternberg, R. J. (Hg.), *The psychology of gender*, 148-172. New York.

Kimura, D. (1999). *Sex and Cognition*. Cambridge.

Kindlon, D. & Thompson, M. (2003). *Raising Cain. Protecting the emotional life of boys*. New York.

Knight, G. P. Fabes, R. A. & Higgins, D. A. (1996). Concerns about drawing casual inferences from meta-analyses: An example in the study of gender differences in aggression. *Psychological Bulletin*, 119, 410-421.

Kohlberg, L. (1974). *Analyse der Geschlechtsrollenkonzepte*. Frankfurt.

Kohlberg, L. (1974). *Zur kognitiven Entwicklung des Kindes. Drei Aufsätze*. Frankfurt.

Krebs, A. (2002). *Sichtweisen und Einstellungen heranwachsender Jungen*. Amt für Schule, Hamburg.

Kreppner, K. (2002). Väter in ihren Familien. Differentielle Aspekte für die Sozialisation. In Walter, H. (Hg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*, 345-380. Gießen.

Krone, D. (1997). Jungen brauchen Sachen. In *Koedukation und Jungen. Soziale Jungenförderung in der Schule*. Kaiser, A. (Hg.). Weinheim.

Kuhn, D. Nash, S. C. & Brucken, L. (1978). Sex role concepts of two and three-year old children. *Child Development*, 49, 445-451.

Lackey, P. N. (1989). Adults' attitudes about assignments of household chores to male and female children. *Sex Roles*, 20, 271-281.

Leeper, C. & Gleason J. B. (1996). The relation of gender and play activity to parent and child communication. *International Journal of Behavioral Development*, 19, 689-703.

Lipp, R. A. (2002). *Gender, nature and nurture*. Mahwah, New York.

Lorenz K. (1999). Was Hänschen nicht lernt ... Zur Bedeutung der Mithilfe von Kindern im Haushalt bei der Entstehung von Geschlechterrollen. *Katholische Bildung*, 100 (11), 458-464.

Lytton, H. & Romney, D.M. (1991). Parents' differential socialization of boys and girls. A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 109, 267-296.

Maccoby, E. E. & Jacklin, C. N. (1980). Sex differences in aggression: A rejoinder and reprise. *Child Development* 51, 632-642.

Maccoby, E. E. & Jacklin, C. N. (1987). Gender segregation in childhood. In Rees, E. H. (Hg.), *Advances in Child development and behaviour*, 239-287. New York.

Martens, P. L. (1997). Parental monitoring and deviant behaviour among juveniles. *Studies on Crime and Crime Prevention*, 6, 224-240.

Martin, C. L., Wood, C. H. & Little, J. K (1990). The development of Gender stereotypes. *Child Development*, 61, 1891-1904.

Mathoney, J. L. & Stattin, H. (2000). Leisure activities and adolescent antisocial behaviour: the role of structure and social context. *Journal of Adolescence*, 23, 113-127.

McDonald, A. Saunders, L. & Benefield, P. (1999). *Boy's achievement: progress, motivation and participation*. Slough.

Mears, D. P. Ploeger, M. & Warr, M. (1998). Explaining the gender gap in delinquency: peer influence and moral evaluations of behaviour. *Journal of Research in Crime and Delinquency*, 35, 251-266.

Mertens, W. (1992). *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität*. Stuttgart.

Metz-Göckel, S. (1993). Jungensozialisation – oder zur Geschlechtsdifferenz. In *Zeitschrift für Frauenforschung* 1-2. Bielefeld.

Metz-Göckel, S. (1999). Koedukation – nicht um jeden Preis. Eine Kritik aus internationaler Perspektive. In Behm, B. & Heinrichs, G. (Hg.), *Das Geschlecht der Bildung – Die Bildung der Geschlechter*, 131-147. Opladen.

Miller, C. L. (1987). Qualitative differences among gender-stereotyped toys. Implications for cognitive and social development in girls and boys. *Sex Roles*, 16, 473-487.

Moss, H. A. (1974). Early sex differences and mother child interaction. In Friedmann, R. C., Richart, R. M., Van de Wiele, R.L. & Stern, L. O. (Hg.), *Sex differences in behavior*, 149-163. New York.

- Müller-Heisrath, A. & Kückmann-Metschies, H. (1998). Aufwachsen in der Familie. In Horstkemper, M. & Zimmermann, P. (Hg.), Zwischen Dramatisierung und Individualisierung. Geschlechtstypische Sozialisation im Kindesalter, 47-67. Opladen.
- Nickel, H. & Schmidt-Denter, U. (1980). Sozialverhalten von Vorschulkindern. München.
- Olness, K. & Kohen, D. (1996). Hypnosis and hypnotherapy with children. New York.
- Olness, K. & Kohen, D. (2001). Lehrbuch der Kinderhypnose- und hypnotherapie. Heidelberg.
- Patterson, G. R. (1986). Performance models for antisocial boys. *American Psychologist*, 41, 432 – 444.
- Pease, A. & Pease B. (2000). Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht parken. München.
- Pellegrini, A. D. (1998). Physical activity play. The nature and function of a neglected aspect of play. *Child Development*, 69, 577-598.
- Peretti, P. O. & Sydney, T. M. (1984). Parental toy choice stereotyping and its effects on child toy preference and sex-role typing. *Social and Personality*, 12, 213-216.
- Permien, H. & Frank, K. (1995). Schöne Mädchen - Starke Jungen? Gleichberechtigung: (k)ein Thema in Tageseinrichtungen für Schulkinder. Freiburg.
- Person, E. & Oversey, L. (1993). Psychoanalytische Theorie zur Geschlechtsidentität. In *Psyche* 6. Mitscherlich, M. (Hg.). Stuttgart.
- Piaget, J. (1976). Die Äquilibration der kognitiven Strukturen. Stuttgart.
- Preuss-Lausitz, U. (1993). Jungen und Mädchen. Widersprüche zwischen Differenz und Gleichberechtigung im Modernisierungsprozess. In Preuss-Lausitz, U. (Hg.), *Die Kinder des Jahrhunderts. Zur Pädagogik der Vielfalt im Jahr 2000*, 144-168. Weinheim.
- Punch, K. F. (1998). *Introduction to Social Research. Quantitative and Qualitative Approaches*. London.
- Raithel, J. (2003). Risikobezogenes Verhalten und Geschlechtsrollenorientierung im Jugendalter. *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie*, 11(1), 21-28.
- Rohrman, T. (2001). *Echte Kerle. Jungen und ihre Helden*. Hamburg.
- Romberg, J. (2003). Jungs - Werden sie die Sorgenkinder unserer Gesellschaft? *Geo-Wissen*, 3, 64-92.
- Rosenblitt, J. C. Soler, H. Johnson, S. E. & Quadagno, D. M. (2001). Sensation seeking and hormones in men and women: Exploring the link. *Hormones and Behavior*, 40, 396-402.

- Rotraut, E. & Janig, H. (2003). Vaterentbehmung. Wien.
- Scheithauer, H. (2003). Aggressives Verhalten von Jungen und Mädchen. Göttingen.
- Schmidt-Hollstein D. (1999). Konflikte klären aber wie? Geschlechtsspezifische Probleme - geschlechtsspezifische Lösungen. *Grundschule*, 31 (12), 33-35.
- Schmidt-Wellenburg, Ch. (2003): Die Jugendweihe. Bedeutung und Funktion eines biografischen Übergangsrituals. *Berliner Journal für Soziologie*, 13 (3), 149-370.
- Schnack, D. & Neutzling, R. (2000). Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit. Hamburg.
- Seubert T. (1998). Und wann gehst du arbeiten? Erzieher - ein Job für „richtige“ Männer? *Welt des Kindes*, 1, 12-17.
- Shek, D. (1998). Adolescents' perceptions of paternal and maternal parenting styles in a Chinese context. *The Journal of Psychology*, 32, 347-359.
- Spiro, M. E. (1979). Gender and culture: Kibbutz women revisited. Durham.
- Storck, J. (1989). Über die Schwäche der Vaterbilder oder die Angst vor der Frau. In Faulstich, W. & Grimm, G. E. (Hg.), *Sturz der Götter? Vaterbilder im 20. Jahrhundert*, 153-175. Frankfurt.
- Storvoll, E. E. & Wichstrom, L. (2002). Do the risk factors associated with conduct problems in adolescents vary according to gender? *Journal of Adolescence*, 25, 183-202.
- Sturzenhecker B. (1995). Jugendarbeit zu „Leitbildern männlicher Identität“. *Sozialmagazin*, Heft 7/8, 44-51.
- Tannen, D. (1990). *You just don't understand: Women and men in conversation*. New York.
- Trautner, H. (1987). Geschlecht, Sozialisation und Identität. In *Identität*. Frey, H. & Haußer, K. (Hg.). Stuttgart.
- Trautner, H. (1991). *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie. Grundlagen und Methoden*. Bd. 1. Göttingen.
- Trautner, H. (1992). *Lehrbuch der Entwicklungspsychologie. Theorien und Befunde*. Bd. 2. Göttingen.
- Underwood, M. K. (2002). Sticks and stones and social exclusion: Aggression among girls and boys. In Smith, P. K. & Craig, H. H. (Hg.), *Blackwell handbook of childhood social development*, 533-548. Oxford.
- Van Welzenis, I. (1997). The self-concept of societally vulnerable and delinquent boys within the context of school and leisure activities. *Journal of Adolescence*, 20, 695-705.

Violi, E. (2003). Entwicklungspsychologische und sozialisatorische Aspekte des Mannwerdens. Das Heranwachsen von Jungen. In Decurtins, L. (Hrsg.), Zwischen Teddybär und Supermann. Was Eltern über Kinder wissen müssen. Zürich.

Warzecha, B. (1996). Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik. Bielefeld.

Weintraub K. J. & Gold, M. (1991). Monitoring and delinquency. *Criminal Behavior and Mental Health*, 1, 268-281.

Winkler-Metzke C. W. & Steinhausen H. C. (1999). Risiko-, Protektions- und Vulnerabilitätsfaktoren für seelische Gesundheit und psychische Störungen im Jugendalter. *Zeitschrift für Klinische Psychologie*, 28 (2), 95-104.

Zielke, M. (1993). Basisdokumentation in der stationären Psychosomatik. *Praxis der klinischen Verhaltensmedizin und Rehabilitation*, 6, 218-227.

Zielke, M. (1993). Wirksamkeit stationärer Verhaltenstherapie. Weinheim.

Zimbardo, P. H. (1988). *Psychologie*. 5. Aufl. Berlin.

Zulehner, P. M. (2003). *MannsBilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung*. Ostfildern.

Erweiterte Literatur

Archer, J. & Lloyd, B. (2002). *Sex and gender*, 2nd Ed. New York.

Barash, D. P. & Lipton, J. E. (2002). *Gender gap: The biology of male-female differences*. New York.

Bissouti, R. (2002). *Stark! Aber wie?.* Methodensammlung und Arbeitsunterlagen zur Jungenarbeit mit dem Schwerpunkt Gewaltprävention. Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kunst (Hg.), Wien.

Bortz, J. & Döring, N. (2003). *Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler*, 3. überarbeitete Auflage. Berlin.

Brenner, G. (1995). *Sexualpädagogik. Freundschaft - Liebe - Sexualität – Geschlechterrollen*. *Deutsche Jugend*, 43 (2), 85-90.

Bussey, K. & Bandura, A. (1999). Social cognitive theory of gender development and differentiation. *Psychological Review*, 106 (4), 676-713.

Charlesworth, W. R. & Dzur, C. (1987). Gender comparison of preschoolers behaviour and resource utilization in group problem solving. *Child Development*, 58, 191-200.

Clarke-Stewart, K. A. (1978). And daddy makes three: the father's impact on mother and young child. *Child Development*, 49, 466-478.

Claude A. (1998). Frauen und Männer am Gymnasium. Geschlechterrollen und Rahmenlehrplan. *Gymnasium Helveticum*, 52 (6), 10-14.

Connell, R. W. (1996). Teaching the boys: New research on masculinity, and gender strategies for schools. *Teachers-College- Record*, 98 (2), 206-235.

Crandall, V. C. (1969). Sex differences in expectancy of intellectual and academic reinforcement. In Smith, C.P. (Hg.), *Achivement-related motives in children*, 11-45, New York.

Crick, N. R. & Zahn-Waxler, C. (2003). The development of psychopathology in females and males: Current progress and future challenges. *Development and Psychopathology*, 15, 719-742.

Dannhauer, H. (1973). *Geschlecht und Persönlichkeit*. Berlin.

Degenhardt, A. (1982). Die Interpretation von Geschlechtsunterschieden im Spontanverhalten Neugeborener. *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und pädagogische Psychologie* 14 (2), 161-172.

Di Pietro, J. (1981). Rough and tumble play. A function of gender. *Development Psychology* 17, 50-58.

Drogand-Strud M. (2001). Mädchenbildung/Jungenbildung - Identitätssuche jenseits tradierter Geschlechterrollen. *Außerschulische Bildung*, 2, 110-117.

Fagot, B. I. (1985). Beyond the reinforcement principle: Another Step toward understanding sex role development. *Developmental Psychology*, 21, 1047-1104.

Furstenberg, F. F. (2000). The sociology of adolescence and youth in the 1990s: A critical commentary. *Journal of marriage and the family*, 62, 896-910.

Ginsburg, H. J. & Miller, S. M. (1982). Sex differences in children's risk taking behavior. *Child Development*, 53, 426-428.

Godbersen P. (1998). Lieber Rabauke als kein richtiger Junge sein! Jungen auf der Suche nach ihrer Identität. *Klein & Groß, Lebensorte für Kinder*, 5, 21-24.

Hall, J. A. Carter, J. D. & Horgan, T. G. (2000). Gender differences in nonverbal communication of emotion. In Fischer, A.H. (Hg.), *Gender and emotion. Social psychological perspectives*, 97- 117. Paris.

Hanser, H. (2003). Serie: Frau und Mann - der große Unterschied. Keine reine Erziehungssache. *Gehirn & Geist*, 5, 50-56.

Hold-Clavell, B. & Borsutzky, D. (1984). Strategies to obtain high regard. Longitudinal study a group of pre-school children. *Ethology and Sociobiology*, 7, 39-56.

Jaeggi, E. (2003). Von der Schwierigkeit, eine Frau zu sein. *Psychologie heute*, 10.

Kasüschke, D. (2002). Psychomotorische Aspekte der Förderung von Mädchen und Jungen im Kindergarten - Zur Wahrnehmung geschlechtsdifferenter Entwicklungsverläufe. *Praxis der Psychomotorik*, 27(4), 220-225.

Kiselica, M. S. (2003). Transforming psychotherapy in order to succeed with adolescent boys. Male friendly practices. *Journal of Clinical Psychology*, 59 (11), 1225-1236.

Kulmer, U. (1996). Forschungsbeziehungen - Feministische Anregungen für die Methoden-Diskussion in der Sonderpädagogik. In Warzecha, B. (Hg.), *Geschlechterdifferenz in der Sonderpädagogik*, S. 29-65. Bielefeld.

La Freniere, P. Strayer, F. F. & Gauthier, R. (1984). The emergence of same sex affiliative preferences among pre-school peers: A developmental/ethological perspective. *Child Development* 55, 1958-1965.

Lamb, M. E. (1977a). Father-infant and mother-infant interaction in the first year of life. *Child Development* 46, 167-181.

Lamb, M. E. (1977b). The development of mother-infant and father-infant attachments in the second year of life. *Development Psychology* 13, 637-648.

Lamb, M. E. (1976). *The role of the father in child development*. New York.

Langlois, J.H. & Downs, A.C. (1980). Mothers, fathers, and peers as socialization agents of sex-typed play behaviours in young children. *Child Development*, 55, 1958-1965.

Larson, R. & Pleck, J. (1999). Hidden feelings: Emotionality in boys and men. In Bernstein, D. (Hg.), *Gender and motivation*, 45, 25-47.

LeCamus, G. (2001). *Väter. Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung*. Weinheim.

Lee, V. E. & Bryk, A. S. (1986). Effects of single-sex secondary schools on student achievement and attitudes. *Journal of educational Psychology* 78, 381-395.

Levant, R. F. (2001). The crises of boyhood. In Brooks, G. R. & Good, G. E. (Hg.) *The new handbook of psychotherapy and counselling with men. A comprehensive guide to settings, problems, and treatment approaches*, 355-368. San Francisco.

Lueptow, L. B. Garovich- Szabo, L. & Lueptow, M. B. (2001). Social change and the persistence of sex typing: 1974-1997. *Social Forces*, 80 (1), 1-35.

Maccoby, E. E. & Jacklin, N. (1978). Social behavior at 33 month in same-sex and mixed sex dyads. *Child Development* 49, 557-569.

Martino, W. & Meyenn, B. (2001). *What about boys? Issues of masculinity in schools*. Buckingham.

Mayring, P. (2002). Einführung in die qualitative Sozialforschung, eine Anleitung zu qualitativem Denken. Weinheim.

Mayring, P. (2003). Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Weinheim.

McQueen, C. & Henwood, K. (2002). Young men in "crisis": attending to the language of teenage boys distress. *Social Science & Medicine*, 55, 1493-1509.

Milhoffer, P. (2000). Sexualität: ein Thema, das unter die Haut geht. *Praxis Grundschule*, 23 (3), 4-7.

Milhoffer, P. (2001). Das pubertäre Chaos der Gefühle. Entwicklungspsychologische Merkmale und sexualpädagogische Herausforderungen. *Pedagogic*, 53, (7/8), 13-18.

Morrongiello, B. A & Rennie, H. (1998). Why do boys engage in more risk taking than girls? The role of attributions, beliefs, and risk appraisals. *Journal of Paediatric Psychology*, 23 (1), 33-43.

Nelson, M. L. (1993). A current perspective on gender differences: Implications for research in counselling. *Journal of Counselling Psychology*, 40 (2), 200-209.

O'Brien, M. & Huston, A. C. (1985). Development of sex typed play behavior in toddlers. *Developmental Psychology* 21, 866-871.

Omark, D. R. & Edelman, M. S. (1976). The development of attention structures in young children. In M. R. Chance (Hg.), *The social structure of attention*. London.

Ostbomk-Fischer, E. (1995). Zwei Welten im Alltag. Geschlechtsspezifische Sozialisationsfelder in der Pubertät. *Jugend & Gesellschaft*, 2, 7-10.

Parke, R. D. (1979). Perspective on father-infant-interaction. In Osofsky, J. (Hg.) *Handbook of infant development*. New York.

Pollak, W. F. (1998). Richtige Jungen. Was sie vermissen, was sie brauchen – Ein neues Bild von unseren Söhnen. Bern.

Romberg J. (1999). Die Entdeckung der anderen Art. Was ist männlich? Was ist weiblich? *Geo-Wissen*, 1, 158-163.

Rosenstiel von, L. (1997). *Frauen in Führungspositionen der Wirtschaft*. St. Gallen.

Roy, F. B. & Sommer, K. L. (1997). What do men want? Gender differences and two spheres of belongingness: Comment on Cross and Madson (1997). *Psychological Bulletin*, 122 (1), 38-44.

Savin-Williams, R. C. (1979). Dominance hierarchies in groups of early adolescents. *Child Development*, 50, 923-935.

- Schnurer, J. (1996). „Ein Junge ist ein Junge.“ Zur Diskussion der Geschlechterrolle. Schulmagazin 5-10, 11 (7-8), 23-28.
- Seeman, M. V. (1995). Gender and psychopathology. Washington DC.
- Severiens, S. & Dam, G. (1998). A multilevel meta-analysis of gender differences in learning orientations. British Journal of Educational Psychology, 68, 595-608.
- Smith, P. K. & Green, M. (1975). Aggressive behaviour in English nurseries and play groups: Sex differences and response of adults. Child Development, 37, 169-176.
- Sonnenmoser, M. (2003). Erwachsenwerden ist riskant. Psychologie heute – 10 (18).
- Tamres, L. K. Janicki, D. & Helgeson, V. S. (2002). Sex differences in coping behavior: A meta-analytic review and an examination of relative coping. Personality and Social Psychology Review, 6 (1), 2-30.
- Timmers, M. Fischer, A. H. & Manstead, A. S. R. (1998). Gender differences in motives for regulating emotions. Personality and Social Psychological Bulletin, 24 (9), 974-985.
- Trautner, H. M. (2003). Allgemeine Entwicklungspsychologie. Frankfurt a. M.
- Van Dieken, C. & Rohrmann, T. (2001). "Junge sein ist besser: Kannste alles machen..." Was Mädchen und Jungen über Mädchen und Jungen denken. Kiga heute, 31 (11-12), 30-36.
- Vilhjalmsson, R. & Kristjansdottir, G. (2003). Gender differences in physical activity in older children and adolescents: the central role of organized sport. Social Science & Medicine, 56, 363-374.
- Wade, J. C. (1998). Male reference group identity dependence: A theory of male identity. Counseling Psychologist, 26 (3), 349-383.
- Walsh, M. R. (Hg.). (1997). Women, men, and gender: ongoing debates. New Haven.
- Weintraub, M. Clemens, L. P. Sockloff, A. Ethridge, T. Gracely, E. & Myers, B. (1984). The development of sex role stereotypes in the third year: Relationships to gender labelling, gender identity, sex typed toy preferences, and family characteristics. Child Development 55, 1493-1503.
- Werneck, H. (2002). Vaterbild und Studienwahl bei Psychologie- und Jusstudenten der Universität Wien. Wien.
- Wimmer, M. (2003). Können Frauen tatsächlich schlechter einparken? Psychologie heute, 10.
- Winter, R. (1994). Jungen und Männerarbeit in Jugendverbänden. Zwölf unausgewogene Hypothesen. Jugendpolitik, 20 (1), 12-13.
- Wiswede, G. (2000). Einführung in die Wirtschaftspsychologie. Stuttgart.

Witzel, A (1982). Verfahren der Qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt.

Witzel, A (1985). Das problemzentrierte Interview. In G. Jüttemann (Hg.), Qualitative Forschung in der Psychologie. Grundfragen, Verfahrensweisen, Anwendungsfelder, 227-225. München.

Wissenschaftliche Studien und Verzeichnisse

ARIANNE- Jugendförderung. (1998). Abschlussbericht. Teil 2. In Krebs, A. (Hg.), Frei sein für die Vielfalt der Erfahrungen von Schülern. Hamburg.

Brandstätter, C. (2003). Steirische Wertestudie. 1. Steirisches Zukunftsbüro (Hg.), Graz.

Nemetz, K. & Michl, P. (2003). Jugendradar: 4. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Bundesministerium für Soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (Hg.), Wien.

Hurrelmann, K., Mathias, A. & Schneekloth, U. (2002). 14. Deutsche Shell Jugendstudie. Frankfurt.

Kromer, I. & Zentner, M. (1999). Freizeitverhalten Jugendlicher. In Bundesministerium für Soziale Sicherheit und Generationen (Hrsg.), 3. Bericht zur Lage der Jugend in Österreich. Wien.

Österreichisches Schulverzeichnis. (2002). Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kunst. (Hg.), Wien.

Statistisches Taschenbuch. (2003). Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (Hg.), Wien.

Thema Scheidungsfolgen

Avramov, D. (Hg.) (1998), The key risk factors of homelessness. In Avramov, D (Hg.), Youth homelessness in the European Union. In Transnational Report 1997 to FEANTSA. Brussels.

Balloff, R. & Walter, R. (1990). Gemeinsame elterliche Sorge als Regelfall? Einige theoretische und empirische Grundannahmen. In Zeitschrift für das gesamte Familienrecht, 37, Bielefeld, 445ff.

Beham, M. & Wilk, L. (1990). AlleinerzieherInnen. Ein Bericht zu ihrer sozialen Lage und Erwerbssituation. Wien.

- Berdnik, G. (1998). Scheidungsfolgenvereinbarungen bei einvernehmlicher Ehescheidung. [Graz, Univ. Diss.]
- Bronfenbrenner, U. (1979). The ecology of human development: Experiment by nature and design. Cambridge.
- Bronfenbrenner, U. (1981). Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Stuttgart.
- Candrian, D. (1994). Scheidung und Trennung im internationalen Privatrecht der Schweiz unter Berücksichtigung des deutschen, österreichischen, französischen, italienischen, spanischen und liechtensteinischen Rechts. St. Gallen.
- Corden, A. (1999). Making child maintenance regimes work. London.
- Deixler-Hübner, A. (2001). Scheidung kompakt. Wien.
- Dopffel, P. (Hg.) (1994). Kindschaftsrecht im Wandel: Zwölf Länderberichte mit einer vergleichenden Summe. Tübingen.
- Eckardt, J. (1993). Gebrauchte Junggesellen. Scheidungserleben und biographische Verläufe. Opladen.
- Eitel, G. (1996). Wiener Wohnungslosenhilfe unter besonderer Berücksichtigung der ARGE Wohnplätze für Bürger in Not. Ergebnisse der statistischen Auswertung 1996 sowie Detailauswertung einzelner privater Trägervereine (1989 bis 1996). Wien.
- Eitel, G. & Schoibl, H. (1999). Grundlagenerhebung zur Wohnungslosensituation in Österreich. Wohnungslosigkeit und Wohnungslosenhilfe unter besonderer Berücksichtigung der Situation von Familien und Jugendlichen. Wien.
- Filipp, S.-H. (1990). Kritische Lebensereignisse. 2. Aufl. München.
- Findl, P. (1997). Verwandtschaftsstruktur und Lebensform. Eltern und Großeltern. In Statistische Nachrichten (Neue Folge), 10, Wien, 812ff.
- Fthenakis, W. E. (1998). Väter. Band II: Zur Vater-Kind-Beziehung in verschiedenen Familienstrukturen. München.
- Fthenakis, W. E. (1985). Zur Psychologie der Vater-Kind Beziehung. München.
- Förster, M. F. (2001): Dimensions of Poverty in Austria in the Late 1990s. Wien.
- Furstenberg, F. F. & Cherlin, A. J. (1993). Geteilte Familien. Stuttgart.
- Gitschthaler, E. (2001). Unterhaltsrecht. Wien.
- Goller, M. (1995). Scheidung und Armut. [Salzburg Univ. Diss. 1995.]

Goschler, C.-N. (1999). Scheidungsvoraussetzungen und nachehelicher Unterhalt in Österreich und Italien. [Salzburg, Univ. Diss.]

Haller, M. (1996). Kinder und getrennte Eltern. Voraussetzungen und Strategien zur Bewältigung der Ehescheidung im Lichte neuer sozialwissenschaftlicher Studien. Wien.

Held, G. & Berdnik, G. (2001). Ehe & Recht. Graz.

Institut für Markt- und Sozialanalysen (1998). Die Situation von Hilfsangeboten für Trennungswaisen. Wien, (unveröffentlichter Forschungsbericht).

Jäckel, K. (1999). Mein Kind gehört auch zu mir. Handbuch für Väter nach der Trennung. Frankfurt/Main.

Kempe, J. (2001). Die steuerliche Berücksichtigung der Unterhaltsleistungen bei Familien und Geschiedenen in Österreich. Wien, [Wirtschaftsuniv. Dipl.-Arb.]

Kofler, A. & Mosberger, B. (1997). Youth homelessness in Austria. National report 1996 to FEANTSA. Vienna.

Kurdek, L. A. (1981). „An Integrative Perspective on Children's Divorce Adjustment.“ In *American Psychologist*, 36. New York, 856ff.

Maurer, E. & Fritsch, B. (1999). Ehe und Scheidung auf österreichisch. Wien.

Mikrozensus Juni 1991.(1993). In Österreichisches Statistisches Zentralamt (Hg.), *Statistische Nachrichten (Neue Folge)*, 5, Wien, 330ff.

Napp-Peters, A. (1995). Familien nach der Scheidung. München.

Napp-Peters, A. (1998). Familien nach der Scheidung - langfristige Scheidungsfolgen für Kinder und Jugendliche. In: *Der österreichische Amtsvormund*, 2, Wien, 43ff.

Nave-Herz, R. & Schmitz, A. (1996). Die Beziehung des Kindes zum nichtsorgeberechtigten Vater. In Busch, F. W. & Nave-Herz, R. (Hg.), *Ehe und Familie in Krisensituationen*. Oldenburg, 99ff.

Ofoatey-Kodjoe, U. (1997). Zum Wohle des Kindes: Je jünger, desto weniger Kontakt? In *Zentralblatt für Jugendrecht. Jugend und Familie - Jugendhilfe – Jugendgerichtshilfe*, 7/8, Heidelberg, 233ff.

Sander, E. (1999). Trennung und Scheidung: Die Perspektive betroffener Eltern. In Sander, E. (Hg.), Trennung und Scheidung: Die Perspektive betroffener Eltern. Weinheim.

Schneider, F. (2002). Der Umfang der Schwarzarbeit des Jahres 2002 in Deutschland, Österreich und der Schweiz - Weiteres Anwachsen der Schwarzarbeit. Linz. (vgl. dazu auch:
<http://www.economics.uni-linz.ac.at/Members/Schneider/PfuschOeDCH.PDF>)

Schweighofer, J. (2002). Familienrecht für Interessierte - Pflegschaftsrecht - Eherecht. Wien .

Statistische Nachrichten. (2001), 10, Wien 2001, 745ff.

Statistisches Jahrbuch (2002). Wien, 80ff.

Stein-Hilbers, M. (1994). Wem gehört das Kind? Neue Familienstrukturen und veränderte Eltern-Kindbeziehungen. Frankfurt & New York.

Statistik Österreich (2002). Geschlechtsspezifische Disparitäten. Wien.

Vaughan, D. (1994). Wenn Liebe keine Zukunft hat. Stationen und Strategien der Trennung. Reinbek.

Wallerstein, J. & Kelly, J. B. (1980). Surviving the breakup: How children and parents cope with divorce. New York.

Wilk, L. & Bacher, J. (Hg.) (1994), Kindliche Lebenswelten. Opladen.

Wilk, L. (1999). Scheidung und Trennung von Partnerschaften. In Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie: Zur Situation von Familie und Familienpolitik in Österreich. Wien, 275ff.

Wilk, L. (1998). Scheidung und Trennung der Eltern im Kinderleben. In European Centre of Social Welfare Policy and Research (Hrsg.): Kindheit in Gesellschaft und Politik. Eine multidisziplinäre Analyse am Beispiel Österreichs. Frankfurt/Main.

Wischounig, Alexander (1997). Die Unterhaltsproblematik nach einer Ehescheidung. Innsbruck, [Univ. Diss.]

Thema Suizide in Österreich

Amery, J. (1976). Hand an sich legen. Diskurs über den Freitod. Stuttgart.

Banerjee, G., Nandi, D. & Nandi, S. (1990). The vulnerability of Indian women to suicide: a field study. In *Ind J Psychiatry*, 32, 305-308.

Bharucha, A.J. & Satin, A. (1997). Late-life suicide: a review. In *Harvard Review of Psychiatry*, 5, 55-65.

Barracough, B.M. (1976). Birthday blues: the association of birthday with self-inflicted death in the elderly. In *Acta Psychiatrica Scandinavia*, 54, 146-149.

Barracough, B. (1988). International variation in the suicide rates of 15-24 year-olds. In *Soc Psychiatry Psychiatr Epidemiol*, 23, 75-84.

Bronisch, T. & Wittchen, U. (1994). Suicidal ideation and suicide attempts: Comorbidity with depression, anxiety disorders and substance abuse disorder. In *Eur. Arch. Psychiat. Clin. Neurosci.*, 244, 93-98.

Brown, M.F. (1986). Power, gender and the social meaning of Aguarana suicide. In *Man*, 21, 311-328.

Brown, M. & Barracough, B. (1997). Epidemiology of suicide pacts in England and Wales, 1988-1992. In *British Medical Journal*, 315, 286-287.

Burvill, P.W. (1995). Suicide in the multiethnic elderly population of Australia. 1979-1990. In *International Psychogeriatrics*, 7, 319-333.

Canetto, S.S. (1997). Gender and suicidal behaviour: theories and evidence. In Maris, R. W., Silverman, M. M. & Canetto, S. S. (Hg.), *Review of suicidology*. New York, 138-167.

Cattell, H.R. (1988). Elderly suicide in London: an analysis of coroners' inquests. In *International Journal of Geriatric Psychiatry*, 3, 251-261.

Cattell, H. & Jolley, D.J. (1995). One hundred cases of suicide in elderly people. In *British Journal of Psychiatry*, 166, 451-457.

Conwell, Y. (1993). Suicide in the elderly: cross-cultural issues in late life suicide. In *Crisis*, 14, 152-153.

Conwell, Y. (1995). Elder abuse-a risk factor for suicide? In *Crisis*, 16, 104-105.

Conwell, Y., Rotenberg, M. & Caine, E.D. (1990). Completed suicide at age 50 and over. In *Journal of the American Geriatrics Society*, 38, 640-644.

De Leo, D. (1997) Suicide in late life at the end of the 1990s : a less neglected topic? In *Crisis*, 18, 51-52.

- De Leo, D. & Ormskerk, S.C.R. (1991). Suicide in the elderly: general characteristics. In *Crisis*, 12, 3-17.
- Etzersdorfer, E., Fischer, P. & Sonneck, G. (1992) Zur Epidemiologie der Suizide in Österreich 1980 bis 1990. In *Wiener Klinische Wochenschrift* 104/19, 594-599.
- Etzersdorfer, E., Piribauer, F. & Sonneck, G. (1996). Sex differential for suicide among Austrian age cohorts. In *Acta Psychiatr Scand.*, 93, 240-245.
- Felber, W. (1993). Typologie des Parasuizids – suizidale Gefährdung, taxonomische Auswirkung, katamnestic Ergebnis. Roderer, Regensburg.
- Ganesvaran, T., Subramaniam, S. & Mahadevan, K. (1984). Suicide in a northern town in Sri Lanka. In *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 69, 420-425.
- Hakko, H., Räsänen, P. & Tiihonen, J. (1998). Seasonal variation in suicide occurrence in Finland. In *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 98, 92-97.
- Healey, C. (1979). Women and suicide in New Guinea. In *Journal Soc. Anal.*, 2, 89-107.
- Heikkinen, M.E. & Lönnquist, J.K. (1995). Recent life events in elderly suicide: a nationwide study in Finland. In *International Psychogeriatrics*, 7, 287-300.
- Henseler, H. (1974). Narzistische Krisen – Zur Psychodynamik des Selbstmords. Reinbek.
- I.A.S.P. Executive Committee (1999). I.A.S.P. Guidelines for Suicide Prevention. In *Crisis*, 20 (4), 155-163.
- Israel, M., Felber, W. & Winiecki, P. (2001). Geschlechtsunterschiede in der parasuizidalen Handlung. In Freytag R. & Giernalcyk, Th. (Hg.), *Geschlecht und Suizidalität*. Göttingen.
- Kaplan, M.S., Adamek, M. E. & Geling, O. (1996). Sociodemographic predictors of firearm suicide among older white males. *Gerontologist*, 36, 530-533.
- Kaplan, M.S., Adamek, M.E., Geling, O. & Calderon, A. (1997) Firearm suicide among older women in the US. In *Social Science and Medicine*, 44, 1427-1430.
- Kelleher, M. J., Keeley, H. S. & Corcoran, P. (2001). Suicide. In Henn, F., Sartorius, N. & Lauter, H. (Hg.), *Contemporary Psychiatry*. Berlin, Heidelberg & New York.
- Kelly, S. & Bunting, J. (1998). Trends in Suicide in England and Wales, 1982-1996. In *Population Trends*, 92, 29-41.
- Ko, S. M. & Kua, E.H. (1995). Ethnicity and elderly suicide in Singapore. In *International Psychogeriatrics*, 7, 309-317.
- Kreitman, N. (1980). Die Epidemiologie von Suizid und Parasuizid. In *Nervenarzt*, 51, 131-138.

- Li, G. (1995). The interaction effect of bereavement and sex on the risk of suicide in the elderly: an historical cohort study. In *Social Science and Medicine*, 40, 825-828.
- Lindesay, J. (1986). Trends in self-poisoning in the elderly, 1974-1983. In *International Journal of Geriatric Psychiatry*, 1, 37-43.
- Linehan, M., Goodstein, J.L. & Chiles, J.A., (1983). Reasons for staying alive when you are thinking of killing yourself: the reason for living inventory. In *J Consult Clin Psychol.*, 51 (2), 276-286.
- Loebel, J.P., Loebel, J.S. & Reay, D.T. (1991). Anticipation of nursing home placement may be a precipitant of suicide among the elderly. In *Journal of the American Geriatrics Society*, 39, 407-408.
- Mehlum, L.; Friis, S. & Karterud, S. (1994). The longitudinal pattern of suicidal behaviour in borderline personality disorder: A prospective follow-up study. In *Act. Psychiat. Scand.* 90, 124-130.
- Miller, M. (1979). *Suicide After Sixty: The Final Alternative*. New York.
- Miller, M. (1978). Geriatric suicide: the Arizona study. In *Gerontologist*, 18, 488-495.
- Moscicki, E.K. (1995). Epidemiology of suicide. In *International Psychogeriatrics*, 7, 137-148.
- Nielsen, A. S., Stenager, E. & Bille-Brahe, U. (1995). Attempted suicide, suicide intent. and alcohol. In *Crisis*, 14, 32-38.
- Osgood, N.J., Brant, B.A. & Lipmann, A. (1991). *Suicide Among the Elderly in Longterm Care Facilities*. New York.
- Raleigh, V.S., Bulusu, L. & Balarajan, R. (1990). Suicides among immigrants from the Indian sub-continent. In *Br J Psychiatry*, 156, 46-50.
- Raleigh, V.S. & Balarajan, R. (1992). Suicide levels and trends among immigrants in England and Wales. In *Health Trends*, 24, 91-94.
- Rao, A.V. (1991). Suicide in the elderly: a report from India. In *Crisis*, 12, 33-39.
- Salib, E. (1997). Elderly suicide and weather conditions: is there a link? In *International Journal of Geriatric Psychiatry*, 12, 937-941.
- Shah, A., De, T. (1998). Suicide and the elderly. In *International Journal of Psychiatry in Clinical Practice*, 2, 3-17.
- Sharlin, S.A. & Lowenstein, A. (1997). Suicide among the elderly in Israel. In *Death Studies*, 21, 361-375.
- Schmidtke, A., Fricke, S. & Weinacker, B. (1994). The epidemiology of attempted suicide in the Würzburg area, Germany 1989-1992. In Kerkhof, A.J.F.M., Schmidtke, A. & Lönnquist, J. (Hg.), *Attempted Suicide in Europe*. Leiden, 159-174.

Schmidtke, A., Weinacker & B., Fricke, S. (1998). Epidemiologie suizidalen Verhaltens. In Münch. Med. Wschr., 140, 38-42.

Smith, J.C., Mercy, J.A. & Conn, J.M. (1988). Marital status and the risk of suicide. In American Journal of Public Health, 78, 78-80.

Soloff, P.H., Lis, J.A. & Ulrich R. (1994). Risk factors for suicidal behaviour in borderline personality disorder. In Am. J. Psychiat., 151, 1316-1323.

Sonneck, G., (Hg.) (2000). Krisenintervention und Suizidverhütung. WUV Facultas, Wien.

Watanabe, N., Hasegawa, K. & Yoshinaga, Y. (1995). Suicide in later life in Japan: urban and rural differences. In International Psychogeriatrics, 7, 253-261.

World Health Organization (1998). 1996 World Health Statistics Manual. Geneva: WHO. Yip, P.S.F., Chi, I. and Yu, K.K. (1998). An epidemiological profile of elderly suicides in Hong Kong. In International Journal of Geriatric Psychiatry, 13, 631-637

Yip, P.S.F. (1998a). Suicides in Hong Kong and Australia. In Crisis, 19, 24-34.

Yip, P.S.F. (1998b). Age, sex, marital status and suicide: an empirical study of East and West. In Psychol Reports, 82, 311-322.

Yip, P.S.F. (1996). Suicides in Hong Kong, Taiwan and Beijing. In Br J Psychiatry, 169, 495-500.

Yip, P.S.F. (1997). Suicides in Hong Kong, 1981-1994. In Soc Psychiatry Psychiatr Epidemio, 32, 243-250.

Themen Lebenswelten Vater-Kind und positive Väterlichkeit

Abelin, E. (1971). The role of the father in the separation-individuation process. In McDevitt, J. & Settlege, C. (Hg.), Separation – Individuation. New York, 229–252.

Abelin, E. (1975). Some further observations and comments on the earliest role of the father. In Int. J. Psycho-Anal., 56, 293–302.

Ainsworth, M., Blehar, M. & Waters, E. (1978). Patterns of attachment. A psychological study of the strange situation. New Jersey.

Alheit, P. (2003). Identität oder „Biographizität“? Beiträge der neueren sozial- und erziehungswissenschaftlichen Biographieforschung zu einem Konzept der Identitätsentwicklung. In Petzold, H. G. (Hg.), Lebensgeschichten erzählen. Biographiearbeit – Narrative Therapie – Identität. Paderborn, 6–25.

Amendt, G. (2004). Scheidungsväter. Bremen.

- Apel, K.-O. (1976). Szientistik, Hermeneutik, Ideologiekritik. In Lieber, H. J. (Hg.), Darmstadt.
- Ax, D. (2000): Verwundete Männer. Zu vaterloser Kultur und männlicher Identität in den westlichen Industriestaaten. Stuttgart.
- Ballnik, P. & Ballnik-Garbani, O. (2004a). Das Scheidungs-Betroffenen-Diagnose-Konzept. Salzburg.
- Ballnik, P. & Garbani-Ballnik, O. (2004b). Die Triaden-Verlaufs-Analyse. Salzburg.
- Ballnik, P. & Norman, M. (1997). Das Modell der „Kinderbegleitung“. In Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie (Hg.), Familienberatung bei Gericht, Mediation, Kinderbegleitung bei Trennung oder Scheidung. Wien, 28–34.
- Benedict, R. (1961). Patterns of Culture. London.
- Biller, H. & Salter, M. (1989). Father loss, cognitive and personality functioning. In Dietrich, R. D. & Shabad, P. C. (Hg.), The problem of loss and mourning. Madison, 337–377.
- Bohnsack, R., Marotzki, W. & Meuser, M. (2003). Hauptbegriffe qualitativer Sozialforschung. Ein Wörterbuch. Opladen.
- Boothe, B. (1996). Psychoanalyse der frühen weiblichen Entwicklung. München.
- Borens, R. (1993). „... Vater sein dagegen sehr“. In Zeitschrift für psychoanalytische Theorie und Praxis, 8, 19-31.
- Born, C. & Krüger, H. (2002). Vaterschaft und Väter im Kontext sozialen Wandels. Über die Notwendigkeit der Differenzierung zwischen strukturellen Gegebenheiten und kulturellen Wünschen. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, 117–144.
- Bosse, H. & King, V. (Hg.). Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis. Frankfurt & New York.
- Bowlby, J. (1969). Attachment and Loss. London.
- Bowlby, J. (1973). Attachment and Loss, Bd. 1. New York.
- Brem-Gräser, L. (2001). Familien in Tieren. Die Familiensituation im Spiegel der Kinderzeichnung. München.
- Bretherton, I. (2002). Konstrukt des inneren Arbeitsmodells. Bindungsbeziehungen und Bindungsrepräsentationen in der frühen Kindheit und im Vorschulalter. In Brisch, K.-H., Grossmann, E. & Grossmann, K. (Hg.), Bindung und seelische Entwicklungswege. Grundlagen, Prävention und klinische Praxis. Stuttgart.
- Brisch, K.-H., Grossmann, E. & Grossmann, K. (Hg.) (2002). Bindung und seelische Entwicklungswege. Grundlagen, Prävention und klinische Praxis. Stuttgart.

Buchholz, M. B. (1993). Dreiecksgeschichten. Eine klinische Theorie psychoanalytischer Familientherapie. Göttingen & Zürich.

Buchholz, M. B. (1995). Die unbewußte Familie. Lehrbuch der psychoanalytischen Familientherapie. München.

Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie (Hg.) (1997). Familienberatung bei Gericht, Mediation, Kinderbegleitung bei Trennung oder Scheidung. Wien.

Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSG) (Hg.) (2003a). Vaterentbehmung. Eine Literaturanalyse. Wien.

Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSG) (Hrsg.) (2003b). Der gebrauchte Mann? – Männliche Identität im Wandel. Männerpolitik in Österreich. 1. Männerpolitische Enquete im BMSG. Wien.

Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSG) (Hg.) (2003c). Scheidungsfolgen für Männer. Juristische, psychische und wirtschaftliche Implikationen. Wien.

Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSG) (Hg.) (2004a). Jugendliche Familienfähigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Väterproblematik. Wien.

Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz (BMSG) (Hg.) (2004b). Männerarbeit in Österreich. Beratung, Bildung, Begegnung. Wien.

Bürgin, D. (1998c). Psychoanalytische Ansätze zum Verständnis der frühen Eltern-Kind-Triade. In Klitzing, K. v. (Hg.), Psychotherapie in der frühen Kindheit. Göttingen.

Bürgin, D. (Hg.) (1998a). Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft. Stuttgart & New York.

Bürgin, D. (1998b). Vater als Person und Vater als Prinzip. In Bürgin, D. (Hg.), Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft. Stuttgart & New York, 179–214.

Butler, J. (1991). Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt am Main.

Cicourel, A. V. (1970). Methode und Messung in der Soziologie. Frankfurt am Main.

Connell, R. (2000). Die Wissenschaft von der Männlichkeit. In Bosse, H. & King, V. (Hg.), Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis. Frankfurt & New York, 17–28.

Damasch, F. & Metzger, H.-G. (1998). Die Suche nach dem Fremden – Theoretische Grundlagen und eine empirischen Studie zur Bedeutung des Vaters in der familialen Triade. In Jongboed-Schurig, U. & Wolff, A. (Hg.), "Denn wir können die Kinder nach unserem Sinn nicht formen". Beiträge zur Psychoanalyse des Kindes- und Jugendalters. Frankfurt am Main.

Datler, W., Steinhardt, K. & Ereky, K. (2002). Vater geht zur Arbeit ... Über triadische Beziehungserfahrungen und die Ausbildung triadischer Repräsentanzen im ersten Lebensjahr. In Steinhardt, K., Datler, W. & Gstach, J. (Hg.), Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit. Gießen, 122-141.

Dornes, M. (2001). Die frühe Kindheit. Entwicklungspsychologie der ersten Lebensjahre. Frankfurt am Main.

Dornes, M. (1993). Der kompetente Säugling. Frankfurt am Main.

Downing, G. (2003). Video Microanalyse Therapie: Einige Grundlagen und Prinzipien. In Scheurer-English, H., Suess, G. J. & Pfeifer, W.-K. (Hg.), Wege zur Sicherheit: Bindungswissen in Diagnostik und Intervention. Giessen.

Erhart, W. & Hermann, B. (Hg.) (1997). Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit. Stuttgart & Weimar.

Erikson, H. E. (1991). Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main.

Erikson, H. E. (2002). Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main.

Erikson, H. E. (1966). Identität und Lebenszyklus. Frankfurt am Main.

Fidgor, H. (1997). Kinder aus geschiedenen Ehen: Zwischen Trauma und Hoffnung. Mainz.

Fivaz-Depeursinge, E. (1998). Mikro-Übergänge in der affektiven Kommunikation zwischen Vater, Mutter und Kind und ihre klinische Bedeutung. In Bürgin, D. (Hg.), Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft. Stuttgart & New York, 96–103.

Fivaz-Depeursinge, E. (1998). Mikro-Übergänge in der affektiven Kommunikation. In Bürgin, D. (Hg.), Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft. Stuttgart & New York.

Fivaz-Depeursinge, E., Stern, D. & Bürgin, D. (1994). The dynamics of interfaces: Seven authors in research of encounters across levels of description of an event involving a mother, father, and baby. In *Infant Mental Health Journal*, 15, (1), 69–89.

Fonagy, P. (1998). Die Bedeutung der Dyade und der Triade für das wachsende Verständnis seelischer Zustände. In Bürgin, D. (Hg.), Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft. Stuttgart.

Foucault, M. (1976). Mikrophysik der Macht. Über Strafjustiz, Psychiatrie und Medizin. Berlin.

Foucault, M. (1977). Überwachen und Strafen. Frankfurt.

Frascarolo, F., Fivaz-Depeursinge, E. & Corboz-Warnery, A. (2002). Triadische Allianzen zwischen Vätern, Müttern und ihren Kindern beim Spiel. Eine Untersuchung von triadischen Spielsituationen. In Steinhardt, K., Datler, W. & Gstach, J. (Hg.), Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit. Gießen, 100–121.

Friedrichs, J. (1980). Methoden empirischer Sozialforschung. Opladen.

Fthenakis, W. E. (1985). Väter. Bd. 1. Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung. München.

Fthenakis, W. E., Kalicki, B. & Peitz, G. (2002). Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Familien-Studie. Opladen.

Fthenakis, W. E. (2003). Die Rolle des Mannes im Zeitverlauf. Vortrag zur Tagung "Working Father - Männer zwischen Familie und Beruf" der Österreichischen Gesellschaft für Familienforschung, 13. – 14. November 2003, Universität Wien.

Girtler, R. (1992). Methoden der qualitativen Sozialforschung. Wien, Gmünd & Tübingen.

Girtler, R. (2001). Methoden der Feldforschung. Wien.

Goffman, E. (1974). Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main.

Goffman, E. (2004). Wir alle spielen Theater. München & Zürich.

Golse, B. (1998). Frühe Triangulierungen und ödipale Vorläufer: Eins, zwei, drei? In Bürgin, D. (Hg.), Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft. Stuttgart & New York, 80–95.

Greenson, R. (1982). Psychoanalytische Erkundungen. Stuttgart.

Grossman, F., Eichler, L. & Winickhoff, S. (1980). Pregnancy, Birth and Childhood. San Francisco.

Guggenbühl, A. (2002). Männer, Mythen, Mächte. Ein Versuch Männer zu verstehen. Zürich.

Guggenbühl, A. (2003). Der Mann – das unverstandene Geschlecht. In Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz) (Hg.), Der gebrauchte Mann? – Männliche Identität im Wandel. Wien, 43–48.

Habermas, J. (1976). Moralentwicklung und Ich-Identität. In Ders.: Zur Rekonstruktion des historischen Materialismus. Frankfurt am Main.

Habermas, J. (1981). Theorie des kommunikativen Handelns. Bd.2. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. Frankfurt a. Main.

Habermas, J. (1991). Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln. Frankfurt am Main.

Hager, A. & Hofer, S. (2004). Die neuen Väter. Ersatzmütter, Teilzeitpapis, Samenspender, Spätberufene. Das Ende der klassischen Vaterrolle. In Profil, 35, 24, 104-112.

Haußer, K. (1997). Identitätsentwicklung – vom Phasenuniversalismus zur Erfahrungsverarbeitung. In Keupp, H. & Höfer, R. (Hg.), Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven in der Identitätsforschung. Frankfurt am Main, 120–134.

Heiliger, A. (1993). Alleinerziehung als Befreiung. Mutter-Kind-Familien als positive Sozialisationsform und gesellschaftliche Chance. Pfaffenweiler.

Heitger, M. (1983). Beiträge zu einer Pädagogik des Dialogs. Wien.

Herzog, J. (1998). Frühe Interaktionen und Repräsentanzen: Die Rolle des Vaters in frühen und späten Triaden; der Vater als Förderer der Entwicklung von der Dyade zur Triade. In Bürgin, D. (Hg.), Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft. Stuttgart & New York, 162–178.

Hofer, M. (2001). Kinder brauchen Väter. Söhne und Töchter über ihre Väter. Innsbruck & Wien.

Hofer, M. (2003). Männer glauben anders. Innsbruck.

Hoffmann-Nowotny, H.-J. (1984). Planspiel Familie, Familie, Kinderwunsch und Familienplanung in der Schweiz. Bern.

Hollstein, W. (1988). Nicht Herrscher, aber mächtig. Die Zukunft der Männer. Hamburg.

Hügli, A. (1998). Damit ein Anfang sei ... „eine philosophische Reflexion über Sinn und Bedeutung der Elternschaft. In Bürgin, D. (Hg.), Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft. Stuttgart & New York, 6 – 22.

Hyman, H., Cobb, W., Feldmann, J. & Hart, C. (1954). Interviewing in social research. Chicago.

Jellouscheck, H. (1996). Mit dem Beruf verheiratet. Von der Kunst ein erfolgreicher Mann, Familienvater und Liebhaber zu sein. Stuttgart & Zürich.

Kafka, F. (2001). Brief an den Vater. Frankfurt am Main.

Keupp, H. & Höfer, R. (Hg.) (1997). Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektiven in der Identitätsforschung. Frankfurt am Main.

Kiani, W. (2004). Stirb Susi! Verwirrte Stilmagazine haben den Männern eingeredet, ihre „innere Frau“ zu entdecken. Eine Katastrophe. Machen Sie den Männer-Test! In Süddeutsche Zeitung, v. 06./07. 12. 2003.

Kindler, H. (2002). Väter und Kinder. Langzeitstudien über väterliche Fürsorge und die sozioemotionale Entwicklung von Kindern. Weinheim & München.

Kindler, H., Grossmann, K. & Zimmermann, P. (2002). Kind-Vater-Bindungsbeziehungen und Väter als Bindungspersonen. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, 685–742.

Klein, M. (1928). Frühstadien des Ödipuskonfliktes. In Dies.: Frühstadien des Ödipuskomplexes. Frühe Schriften 1928 – 1945, Bd. 10, Frankfurt a. Main, 7–21.

Klitzing, K. v. (1994). Von der Paarbeziehung zur Elternschaft. In Brähler, E. (Hg.), Übergang zur Elternschaft. In Psychosozial, 17, 49-60.

Klitzing, K. v. (1998). „Wenn aus zwei drei werden ...“ Ergebnisse einer prospektiven Studie zur Entstehung der Eltern-Kind-Beziehung. In Bürgin, D. (Hg.), Triangulierung. Der Übergang zur Elternschaft. Stuttgart & New York, 104–115.

Klitzing, K. v. (2000). Repräsentanzen der Vaterschaft. Triadische Fähigkeit und kindlich Entwicklung. In Bosse, H. & King, V. (Hg.), Männlichkeitsentwürfe. Wandlungen und Widerstände im Geschlechterverhältnis. Frankfurt & New York, 155–167.

Klitzing, K. v. (2002a). Frühe Entwicklung im Längsschnitt. Von der Beziehungswelt der Eltern zur Vorstellungswelt des Kindes. In Psyche Sonderheft, 56, Stuttgart.

Klitzing, K. v. (2002b). Vater-Mutter-Säugling. Von der Dreierbeziehung in den elterlichen Vorstellungen zur realen Eltern-Kind-Beziehung. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, 783–810.

Kühler, T. (1989). Zur Psychologie des männlichen Kinderwunsches. Ein kritischer Literaturbericht. Weinheim.

Lacan, J. (1953). Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse. In Lacan, J. (Hg.), Écrits. Paris, S. 237-322. (= Deutsch: Schriften. - Olten, S. 71-169)

Largo, R. H. & Czernin, M. (2003). Glückliche Scheidungskinder. Trennungen und wie Kinder damit fertig werden. Zürich.

Le Camus, J. (2001). Väter. Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung des Kindes. Weinheim & Basel.

Lee, P.C. (1976). Anthropology and Sex Differences. In Ders. und Sussman Stewart, R. (Hg.), Sex Differences, Cultural and Developmental Dimensions. New York .

Lenzen, D. (1997). Zur Kulturgeschichte der Vaterschaft. In Erhart, W. & Hermann, B. (Hg.), Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit. Stuttgart & Weimar, 87–113.

Lenzen, D. (1991). Von der Vaterschaft zur Alimentation. Reinbeck.

Lersch, P. (1954). Aufbau der Person. München.

Lieber, H. J. (Hg.) (1976). Ideologie. Darmstadt.

Lothaller, H., Mikula, G. & Jagoditsch, S. (2003). Familienarbeit und ihre Aufteilung aus Sicht von Frauen und Männern. Vortrag zur Tagung "Working Father - Männer zwischen Familie und Beruf" der Österreichischen Gesellschaft für Familienforschung, 13. – 14. November 2003, Universität Wien.

Mahler, M. & Gosliner, B. (1955). On symbiotic child psychosis: genetic, dynamic and restitutive aspects. In *The Psychoanalytic Study of the Child*, 10, 195-212.

Mahler, M., Pine, F. & Bergmann, A. (1967). The psychological birth of the human infant. New York.

Maihofer, A. (1995). Geschlecht als Existenzweise. Frankfurt am Main.

Main, M., Kaplan, N. & Cassidy, J. (1985). Security in infancy, childhood and adulthood: A move to the level of representation. In Bretherton, I. & Waters, E. (Hg), *Growing points of attachment theory and research. Monographs of the society for research in Child Development*, 209, 50, 1-29.

Malinowski, B. (1929.). *Das Geschlechtsleben der Wilden in Nordwest-Melanesien. Liebe, Ehe und Familienleben bei den Eingeborenen der Trobriand-Inseln, Britisch-Neu-Guinea; eine ethnographische Darstellung.* Leipzig & Zürich.

Männer gegen Männergewalt (Hg.) (2002). Handbuch der Gewaltberatung. Hamburg.

Matzner, M. (1998). *Vaterschaft heute: Klischee und soziale Wirklichkeit.* Frankfurt am Main.

Mead, G. H. (1968). *Geist, Identität und Gesellschaft.* Frankfurt am Main.

Mead, M. (1955). *Coming of age in Samoa.* New York.

Mead, M. (Hg.) (1963). *Childhood in contemporary cultures.* Chicago.

Metzmacher, B., Petzold, H. G. & Zaepfel, H. (1996). *Integrative Kindertherapie in Theorie und Praxis, Therapeutische Zugänge zu den Erfahrungswelten des Kindes von heute.* Paderborn.

Miller, A. (1997). *Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst.* Frankfurt am Main.

Miller, A. (2004). *Am Anfang war Erziehung.* Frankfurt am Main.

Müller, L. & Petzold, H. G. (1998). Projektive und semiprojektive Verfahren für die Diagnostik von Störungen, Netzwerken und Komorbidität in der Integrativen Therapie von Kindern und Jugendlichen. In *Integrative Therapie*, 3- 4, 396-438.

Napp-Peters, A. (1995). *Familien nach der Scheidung.* München.

- Neuendorff-Bub, B. (1975). Geschlechtliche Identität und Strukturierung der Person-Umwelt-Interaktion, Starnberg. [Dissertationsmanuskript].
- Oerter, R. & Montada, L. (2002). Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch. Weinheim, Basel & Berlin.
- Olivier, C. (1997). Die Söhne des Orest. Ein Plädoyer für Väter. München.
- Papousek M. (1994). Vom ersten Schrei zum ersten Wort. Die Anfänge der Sprachentwicklung in der vorsprachlichen Kommunikation. Bern.
- Papousek, H. & Papousek M. (1995). Vorsprachliche Kommunikation: Anfänge, Formen, Störungen und psychotherapeutische Ansätze. In Petzold H. G. (Hg.), Die Kraft liebevoller Blicke. Psychotherapie und Babyforschung. Bd. 2, Paderborn.
- Papousek, M. (1989). Frühe Phase der Eltern-Kind-Beziehungen. Ergebnisse der entwicklungspsychobiologischen Forschung. In Prax. Psychother. Psychosom. 34, 109–122.
- Papousek, M. (1998). Das Münchner Modell einer Interaktionszentrierten Säuglings-Eltern- Beratung und - Psychotherapie. In Klitzing, K. v. (Hg.), Psychotherapie in der frühen Kindheit. Göttingen.
- Petri, H. (1997). Guter Vater – böser Vater. Psychologie der männlichen Identität. Bern, München & Wien.
- Petri, H. (2001). Das Drama der Vaterentbehnung. In Psychoanalytische Familientherapie. Zeitschrift für Paar-, Familien- und Sozialtherapie, 2, 1, 59–76.
- Petri, H. (2002). Drama der Vaterentbehnung. Vom Chaos der Familie zu einer neuen Geschlechterdemokratie. In Zeitschrift: Frühe Kindheit, Zeitschrift der Deutschen Liga für das Kind, 3, 5–9.
- Petri, H. (2003). Das Drama der Vaterentbehnung. Freiburg im Breisgau.
- Petzold, H. G. (1996). Integrative Bewegungs- und Leibtherapie. Ein ganzheitlicher Weg leibbezogener Psychotherapie. Paderborn.
- Petzold, H. G. (1993). Integrative Therapie. Modelle, Theorien und Methoden für eine schulenübergreifende Psychotherapie. 2. Klinische Theorie. Paderborn.
- Pohle-Hauß, H. (1977). Väter und Kinder. Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung. Frankfurt am Main.
- Proksch, R. (2002a). Begleitforschung zur Umsetzung der Neuregelung zur Reform des Kindschaftsrechts. Schlussbericht März 2002.
- Proksch, R. (2002b). Rechtstatsächliche Untersuchung zur Reform des Kindschaftsrechts. Begleitforschung zur Umsetzung des Kindschaftsrechtsreformgesetzes. Bundesministerium der Justiz (Hg.), Köln.

Rebstock, D. (1993). Große Männer, kleine Männer. Zum Funktionswandel des Vaterseins und die Bedeutung des Vaters für den Sohn. Schwäbisch Gmünd & Tübingen.

Ritterfeld, U. & Franke, U. (1994). Die Heidelberger Marschak-Interaktionsmethode. Zur diagnostischen Beurteilung der Dyadischen Interaktion mit Vorschulkindern. Stuttgart.

Rohr, R. (1988). Der wilde Mann. Geistliche Reden zur Männerbefreiung. München.

Rohr, R. (1998). Masken des Maskulinen. Neue Reden zur Männerbefreiung. München.

Rommelspacher, B. (1997). Identität und Macht. Zur Internalisierung von Diskriminierung und Dominanz. In Keupp, H. & Höfer, R. (Hg.), Identitätsarbeit heute: Klassische und aktuelle Perspektive in der Identitätsforschung. Frankfurt am Main, 251–269.

Sarimski, K. (1986). Interaktion mit behinderten Kleinkindern. München.

Satir, V. (1990). Kommunikation, Selbstwert, Kongruenz. Konzepte und Perspektiven familientherapeutischer Praxis. Paderborn.

Scambor, C. (2003). Aktive Vaterschaft und männliche Identität. Workshop zur Tagung "Working Father - Männer zwischen Familie und Beruf" der Österreichischen Gesellschaft für Familienforschung, 13. – 14. November 2003, Universität Wien.

Schlottner, I. (1998). Untersuchungen zum männlichen Kinderwunsch – Zu biographischen und psychodynamischen Spezifika von psychogen sterilen Männern und Vätern. Frankfurt.

Schlottner, I. (2002). Der Kinderwunsch von Männern: Bewusstes und Nicht-Bewusstes. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, 235 – 255.

Schnack, D. & Neutzling, R. (1996). Die Prinzenrolle. Über die männliche Sexualität. Reinbek.

Schnackenburg, R. (1972). Die Ehe nach der Weisung Jesu. In Henrich, F. & Eid, V. (Hg.), Ehe und Ehescheidung. München, 11 – 34.

Schon, L. (2002). Vater und Sohn. Entwicklungspsychologische Betrachtungen der ersten Jahre einer bedeutsamen Beziehung. In Walter, H. (Hg.), Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen, 477–517.

Schüle, J. (2002). Die Geburt der Eltern. Gießen.

Schütze, F. (1976). Zur Hervorlockung und Analyse von Erzählungen thematisch relevanter Geschichten im Rahmen soziologischer Feldforschung. In Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen. Bielefeld, 159–260.

- Service, E. (1964). Primitive Social Organization: An Evolutionary Perspective. New York.
- Sichtermann, B. (2003). Neuer Vater unser! In Der Standard (Album), 05. 06. 2004.
- Simmel, G. (1983). Einleitung in die Moralwissenschaft (zuerst 1892), Bd. 1. Aalen.
- Spitz, R. (1965). The first year of life. New York.
- Statistik Austria (2005a). Demographisches Jahrbuch 2003. Wien.
- Statistik Austria (2005b). Volkszählung 2001. Haushalte und Familien. Wien.
- Steinhardt, K., Datler, W. & Gstach, J. (2002). Die Bedeutung des Vaters in der frühen Kindheit. Gießen.
- Stern, D. (1998). Die Mutterschaftskonstellation. Stuttgart.
- Stern, D. (1992). Die Lebenserfahrung des Säuglings. Stuttgart.
- Stern, D. (1995). Die Repräsentation von Beziehungsmustern. Entwicklungspsychologische Betrachtungen. In Petzold, H. G. (Hg.), Die Kraft liebevoller Blicke. Psychotherapie und Babyforschung. Bd. 2, Paderborn.
- Stern, E. (1956). Die Tests in der klinischen Psychologie. Basel.
- Stern, W. (1950). Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage. Den Haag.
- Stork, J. (1991). Wege der Individuation. Beiträge über die Dialektik in der Psychoanalyse. Weinheim.
- Thomä, D. (2002). Eltern. Kleine Philosophie einer riskanten Lebensform. München.
- Toman, W., Hölzl, S. & Koreny, V. (1977). Faktoren der Bevölkerungsentwicklung. Ursachen und Beweggründe für den Kinderwunsch. Erlangen.
- Urdze, A. & Rerrich, M. (1981). Frauenalltag und Kinderwunsch. Frankfurt am Main.
- Wallerstein, J. S., Lewis, J. M. & Blakeslee, S. (2002). Scheidungsfolgen - Die Kinder tragen die Last. Eine Langzeitstudie über 25 Jahre. Münster.
- Walter, H. (Hg.) (2002). Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie. Gießen.
- Weber, M. (1951). Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, 2. Aufl. Tübingen.
- Werneck, H. (1998). Übergang zur Vaterschaft. Auf der Suche nach den "Neuen Vätern". Wien & New York.
- Winnicott, D. W. (1992). Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart.

Winnicott, D. W. (1979). Vom Spiel zur Kreativität. Stuttgart.

Winnicott, D. W. (1984). Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Frankfurt am Main.

Winnicott, D. W. (1989). Familie und individuelle Entwicklung. Frankfurt am Main.
Wozu Männer fähig sind - Ein Heft über Extremismus. In Süddeutsche Zeitung (Magazin), 27. 02. 2004.

Zoja, L. (2002). Das Verschwinden der Väter. Düsseldorf & Zürich.

Zulehner, P. M. (1994). Österreichs Männer unterwegs zum neuen Mann. Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie (Hg.), Wien.

Zulehner, P. M. (2003). Mannsbilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung. Ostfildern.

Zulliger, H. (1975). Heilende Kräfte im kindlichen Spiel. Stuttgart.

Thema Männergesundheit

Alber, J. & Kohler, U. (2003). Health, Access to Health Care Services, and Family Care Activities as Dimensions of Well-Being in Europe. Berlin.

Altgeld, T. (2002). Männergesundheit - eine unbekannte Größe in der medizinischen Versorgung? In Niedersächsisches Ärzteblatt, 6.

Depressive Männer sind anders. (2001). In Ärztestwoche, 4, 15.

Badura, B., Litsch, M. & Vetter, Ch.(2001). Fehlzeiten-Report 2000. Zukünftige Arbeitswelten. Gesundheitsschutz und Gesundheitsmanagement.

Baker, P. & Banks, I. (2001). Men's Health in Europe. In WCMH 2001. 1st World Congress on Men's Health. Vienna.

BGF (2001). Gesundheit in Wien. In Wiener Gesundheits- und Sozialsurvey. Wien.

BM für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (2002). Bericht zur gesundheitlichen Lage in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme unter Berücksichtigung der unterschiedlichen Entwicklungen in West- und Ostdeutschland. Stuttgart.

BMGF (2003). Österreichische AIDS-Statistik, In Periodischer Bericht, 3. November 2003.

BMGF; Institut für Ernährungswissenschaften (2003). Österreichischer Ernährungsbericht 2003. 1. Aufl., Wien.

BMSG (1999). Sport und Gesundheit. Die Auswirkungen des Sports auf die Gesundheit. Eine sozioökonomische Analyse. Wien.

BMSG (2000). Gesundheitsbericht an den Nationalrat 2000. Wien.

BMSG (2001a). Handbuch Alkohol - Österreich; Zahlen, Daten, Fakten, Trends 2001. Wien. (überarbeitete Internetversion Jänner 2002).

BMSG (2001b). Präventionsausgaben. Öffentliche Ausgaben für Prävention und Gesundheitsförderung in Österreich. Schriftenreihe: Originalarbeiten - Studien - Forschungsberichte, 2, Wien.

BMSG (2001c). Statistik der meldepflichtigen Infektionskrankheiten, EDV-Datensatz.

BMSG (2002a). Geschlechtsspezifische Disparitäten. Statistische Analysen zu geschlechtsspezifischen Unterschieden. Wien.

BMSG (2002b). Gewalt macht krank. Dokumentation der Enquete vom 20.11.2001. Wien.

BMSG (2003). Dokumentation der 1. Männerpolitischen Enquete im BMSG: „Der gebrauchte Mann? Männliche Identität im Wandel“. Männerpolitik in Österreich. Wien.

BMSGK (2003). Suizide von Männern in Österreich. Wien.

BMVIT (2002). Strategien für mehr Verkehrssicherheit auf der Straße. Österreichs Verkehrssicherheitsprogramm 2002-2010. Wien.

Bründel, H. & Hurrelmann, K. (1999). Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann. Stuttgart.

Courtney, W. (2001). Men's Health in the USA. In WCMH 2001. 1st World Congress on Men's Health. Vienna.

Davidson, N. & Lloyd, T. (Hg.) (2001). Promoting Men's Health. A Guide for Practitioners. London.

Eisenbach-Stangl, I. (2002). Die Zweigeschlechtlichkeit des Konsums von psychotropen Substanzen. In Wiener Zeitschrift für Suchtforschung, 1-2, 25. Wien.

Eisenmenger, M. (2003). Schriftliche Mitteilungen vom 23. November und vom 4. Dezember 2003.

Eurostat (2002). Das Leben von Männern und Frauen in Europa. Ein statistisches Portrait. Daten aus den Jahren 1980-2000. Brüssel.

FGÖ (2002). Männergesundheit als Policy. In Gesundes Österreich, 3, 16-17.

FGÖ (2003). Wirkung von Selbsthilfegruppen auf Persönlichkeit und Lebensqualität. Wien.

Gesterkamp, T.; Schnack, D. (1996). Hauptsache Arbeit? Männer zwischen Beruf und Familie. Reinbeck.

GesundheitsAkademie (1998). Die Gesundheit der Männer ist das Glück der Frauen? Chancen und Grenzen geschlechtsspezifischer Gesundheitsarbeit. Frankfurt a. Main.

Guggenbühl, A. (1998). Männer, Mythen, Mächte. Ein Versuch Männer zu verstehen. Zürich.

Hana, D.; Hellmich, E. & Hübner, H. (2000). Ein Bild sagt mehr als tausend Worte. In Medien Impulse, 6, 37-47.

Hasenöhr, N. (2003). Problempatient Mann. In Ärztemagazin, 47, 34-36.

Helmert, U. (1994). Sozialschichtspezifische Unterschiede in der selbst wahrgenommenen Morbidität und bei ausgewählten Gesundheitsindikatoren in West-Deutschland. In Mielck, A. (Hg.), Krankheit und soziale Ungleichheit. Ergebnisse der sozialepidemiologischen Forschung in Deutschland. Oplanden, 187-207.

Hesch, U. (2003). Die Gesundheit des älter werdenden Mannes. (Zit. in online: www.hesch.org/docs/index.asp?id=5791&sp=D&m1=5786&m2=5791&m3=&domid=675).

Hurrelmann, K. & Kolip, P. (Hg.) (2002). Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Männer und Frauen im Vergleich. Bern.

HVSVT (1992). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

HVSVT (1993). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

HVSVT (1994). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

HVSVT (1995). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

HVSVT (1996). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

HVSVT (1997). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

HVSVT (1998). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

HVSVT (1999). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

HVSVT (2000). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

HVSVT (2001). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

HVSVT (2002). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

HVSVT (2003). Statistisches Handbuch der österreichischen Sozialversicherung. Wien.

ISMH (2001). 1st World Congress on Men's Health 2001. Sex & Gender Matter - from Boys to men. The Future of Men's Health. Proceedings & Abstracts. 2. bis 4. November 2001 in Wien.

ISMH (2002). 2nd World Congress on Men's Health. Sex & Gender Matter - from Boys to Men - from Science to Practice. Proceedings & Abstracts. 25. bis 27. Oktober 2002 in Wien.

ISMH (2003). Gebt Männern eine Chance. Presseinformation zur internationalen Männergesundheitswoche 2003. Wien.

ISMH (2003). Kampagne für Vorsorgemedizin „Männersache Gesundheit“. Presseinformation vom 2. Oktober 2003.

ISMH, Österreichische Krebshilfe 2003. „Männersache Gesundheit“. Anleitung zum Gesundbleiben für Männer. Broschüre. Wien.

KfV (1997). Mehr Verkehrssicherheits-Maßnahmen für Risikogruppe junger Lenker notwendig! Aussendung vom 26. Mai 1997. Wien.

KfV (1998). Aussendung zur 2. Sitzung der Plattform für den Punktführerschein. Wien.

KfV (1999). Unfallstatistik 1998, 26, Wien.

KfV (2000). Unfallstatistik 1999, 27, Wien.

KfV (2001). Unfallstatistik 2000, 31, Wien.

KfV (2002). Unfallstatistik 2001, 32, Wien.

KfV (2003a). Unfallstatistik 2002, 34, Wien.

KfV (2003b). Punktführerschein - notwendige Maßnahme gegen Verkehrssünder. Aussendung vom 15. September 2003.

Klotz, T. (1998). Der frühe Tod des starken Geschlechts. Forum Männergesundheit. Göttingen.

Klotz, T. (2002). Spezifische Gesundheitsprobleme von Männern. In Hurrelmann & Kolip (Hg.), *Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Männer und Frauen im Vergleich*. Bern, 241-307.

Knoflacher, H. & Zukal, H. (2000). Gefährliche Toleranz bei Geschwindigkeitsüberwachung. In *Zeitschrift für Verkehrsrecht*, 11, Wien, 391 ff.

Kolip, P. & Schmidt, B. (1999). *Gender and health in adolescence*. WHO Regional Office for Europe. Copenhagen.

Kunst, A.; Mackenbach, J. (1994). *Measuring socio-economic inequalities in health*. WHO Regional Office for Europe, Copenhagen. (Zit. in online: www.who.dk/Document/PAE/Measrpd416.pdf).

Laaser, U.; Hurrelmann, K. & Wolters, P. (1993). Prävention, Gesundheitsförderung und Gesundheitserziehung. In *Gesundheitswissenschaften. Handbuch für Lehre, Forschung und Praxis*. Weinheim/Basel, 176-203.

LBI für Medizin- und Gesundheitssoziologie (2000). *Gesundheit und Gesundheitsverhalten bei Kindern und Jugendlichen. Bericht zur Gesundheit der 11-, 13- und 15-jährigen SchülerInnen in Österreich. Aufbereitung der Daten des 5. WHO-HBSC-Surveys 1998 und die Trends für die 90er Jahre*. In *Schriftenreihe „Originalarbeiten - Studien - Forschungsberichte“ des BMSG*, 2, Wien.

Lögd (2000). *Gesundheit von Frauen und Männern in Nordrhein-Westfalen. Landesgesundheitsbericht*. Bielefeld.

M.E.N (2003). *Programm 2003*. Wien.

Magistrat der Stadt Wien (2003). *Lebensstile in Wien*. Wien.

MA-L (1999). *Wiener Männergesundheitsbericht*. Wien.

MA-L (2001). *Gesundheit von Lehrlingen in Wien. Statistische Mitteilungen zur Gesundheit in Wien*, 1, Wien.

Männerbüro Salzburg (2002). *Jahresbericht 2001*. Salzburg.

Männerbüro Salzburg (2003). *Jahresbericht 2002*. Salzburg.

Maschewsky-Schneider, U. (2003). Gender-Orientierung in der Gesundheitspolitik. In *Public Health Forum* 11, 40, 6f.

Maschewsky-Schneider, U. & Fuchs, B. (2002). *Gender Bias - Gender Research. Entwicklung und Anwendung von methodologischen Standards zu geschlechtsspezifischer Forschung*. Public Health Zentrum Berlin. (Zit. in online: www.ifg-gs.tu-berlin.de/projekte/schlussbericht.pdf).

Meryn, S. (2003). Männergesundheit in Österreich. In *ÖÄZ* vom 10.9. 2003, 22-28.

Meryn, S.; Kindel, G. (2002). *Kursbuch Mann. Der große Männerratgeber*. München.

Meryn, S.; Metka, M. & Kindel, G. (1999). Der Mann 2000. Wien.

Meryn, S.; Steiner M. (2003). Is being a man a disease? In Men's Health Journal, 1, 4, 70.

Ministerium für Frauen, Jugend, Familie und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen (2000). Gesundheitsbericht NRW - Gesundheit von Frauen und Männern. Bielefeld, Landesinstitut für den Öffentlichen Gesundheitsdienst.

Neubauer, G. (2003). Wie geht's den Jungs. Jungengesundheit und Aspekte einer jungebezogenen Gesundheitsförderung. In Blickpunkt Der Mann, 1.

Neuberger Research (2003). Empirische Untersuchung zur Männergesundheit. Repräsentative bundesweite Telefonumfrage unter österreichischen Männern. Wien.

NHS Greater Glasgow (2001). Developing Accessible Health Services for Men. A proposal to pilot men's health 'MOT' services in Greater Glasgow (Draft). Glasgow.

Nitsch, H.; Schwarz, W. (2003). Koedukation. Reform auf halbem Weg. In Das Schulblatt, 2, 8f.

ÖAL (2003). Broschüre zum Internationalen Tag gegen Lärm. (Zit. in online: www.oal.at/main/tl2/inad2003/INAD_2003_2.pdf vom 25. April 2003).

Österreichische Krebshilfe Salzburg (1997). Zwischenbericht der Prostata-Aktion der Krebshilfe Salzburg. Salzburg.

Plas, E; Riedl, C. & Pflüger, H. (2000). Andropause. Mythos oder Realität. Stuttgart & New York.

Rachle, G. (2003). Sind Mädchen und Buben gleichermaßen von ADHS betroffen? (Zit. in online: www.computronic.at/~cbbjk10/forum/message.php3?forum=90&message=10 vom 23.5.2003).

Rásky, E. (1998). Frauen- und Mädchengesundheitsbericht Graz und Steiermark. Im Auftrag des Landes Steiermark. Graz.

Rathner, S. (2003). Selbsthilfegruppe „JederMänner“. Salzburg.

Rieder, A. (2002). Männergesundheit, Frauengesundheit - Sex und Gender. In Der Hausarzt, 6.

Rieder, A. (2003). Männer haben geringeres Gesundheits- und Vorsorgebewusstsein. (Zit. in online: www.infoline.at/maennergesundheit/vorsorge.htm).

Rossi, P.; Winkler, M. (2003). Fragen und Antworten zu ADHS bei Erwachsenen. (Zit. in online: www.adhs.ch/add/add-faq.htm#11).

Scottish Health Feedback (2001). Supporting Primary Care to develop more accessible services for Men (Draft). Glasgow.

SGKK; Österreichische Krebshilfe (1997). Prostata-Aktion der Österreichischen Krebshilfe Salzburg. Salzburg.

Sozialministerium Baden-Württemberg (2000). Frauengesundheit. Zur gesundheitlichen Situation der Frau in Baden-Württemberg. Stuttgart.

Statistik Austria (2003a). Gesundheitsstatistisches Jahrbuch 2003. Wien.

Statistik Austria (2003b). Statistisches Jahrbuch 2003. Wien.

Switchboard (2002). Initiative Männergesundheitsbericht, 14, 153.

Waidhofer, E. (2003). kraftvoll und lebendig mann sein. Innsbruck & Wien.

White, A.; Cash, K. (2003a). The State of Men's Health Across 17 European Countries. Brussels.

White, A.; Cash, K. (2003b). The State of Men's Health in Europe. In eurohealth, 9, 2, 28-31.

WHO (2002). Der Europäische Gesundheitsbericht 2002. Kopenhagen.

Wimmer-Puchinger, B.; Hörndler, M. & Findl, I. (1995). Austrian Women's Health Profile. Wien.

Zulehner, P. (2003). MannsBilder. Ein Jahrzehnt Männerentwicklung. Linz.

Thema Geschlechtertheorie

Acker, J. (1992). Gendering Organizational Theory. In Mills, A. J. & Tancred, P. (Hg.), Gendering Organizational Analysis, Newbury Park-London-New Delhi, 1992, 248 - 260.

Barnard, C. (2001). The Changing Scope of the Fundamental Principle of Equality? In McGill Law Journal, 46, 955 – 977.

Berg, G. (2000). Migranten. In Schwartz, F. W. (Hg.), Das Public Health Buch. Gesundheit und Gesundheitswesen. München & Jena, 549 – 556.

Biesecker, A. (1994). Wir sind nicht zur Konkurrenz verdammt. Auf der Suche nach alten und neuen Formen kooperativen Wirtschaftens. In Politische Ökologie, 6, 28 – 31.

- Biesecker, A. (1997). Für eine vorsorgende Wirtschaftsweise notwendige (neue?) Institutionen. In Allgoewer, E. (Hg.), *Ökonomie weiterdenken! Beiträge von Frauen zu einer Erweiterung von Gegenstand und Methode*, Frankfurt/Main & New York, 53 – 77.
- Bitzan, R. (2000). Selbstbilder rechter Frauen. Zwischen Antisexismus und völkischem Denken, Tübingen.
- Bock, G. (1993). Gleichheit und Differenz in der nationalsozialistischen Rassenpolitik. In *Geschichte und Gesellschaft*, 3, 277 – 310.
- Bock, G. (1997). Ganz normale Frauen. Täter, Opfer, Mitläufer und Zuschauer im Nationalsozialismus. In Heinsohn, K., Vogel, B. & Weckel, U. (Hg.), *Zwischen Karriere und Verfolgung. Handlungsräume von Frauen im nationalsozialistischen Deutschland*, Frankfurt/Main & New York, 245 – 277.
- Brittan, A. (1989). *Masculinity and Power*, Oxford & New York.
- Brückner, M. (2000). Gewalt im Geschlechterverhältnis - Möglichkeiten und Grenzen eines geschlechtertheoretischen Ansatzes zur Analyse "häuslicher Gewalt". In *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 4, 3 – 19.
- Connell, R. W. (1995). Neue Richtungen für Geschlechtertheorie, Männlichkeitsforschung und Geschlechterpolitik. In Armbruster, L. C., Müller, U. & Stein-Hilbers, M. (Hg.), *Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse*, Opladen, 61 – 83.
- Connell, R: W. (1999). *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Opladen.
- Council of Europe (1998): *Promoting equality: a common issue for men and women*. Proceedings, Strassburg: Council of Europe Publishing.
- Döge, Peter (2000): Männlichkeit und Politik. Ansätze und Perspektiven einer politikwissenschaftlichen Männer- und Männlichkeitsforschung, in: *Feministische Studien*, Nr.2, S. 87 – 97.
- Döge, Peter (2000a): Neue Männer - Neue Männerpolitik. Ansätze geschlechterdemokratischer Politik im Zeichen des "neuen Mannes", in: Martin Rosowski / Andreas Ruffing (Hg.): *MännerLeben im Wandel. Würdigung und praktische Umsetzung einer Männerstudie*, Ostfildern: Schwabenverlag, S. 111 – 131.
- Döge, Peter (2000b): Geschlechterpolitik für alle, in: *Blätter für deutsche und internationale Politik*, S. 1055 – 1058.
- Döge, Peter (2001): Geschlechterdemokratie als Männlichkeitskritik. Blockaden und Perspektiven einer Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses, Bielefeld: Kleine.
- Döge, Peter (2001a): Was bitte ist Gender?, in: *Politische Ökologie*, Heft 70, S. 15 - 17 DOHNAL, Johanna (Hg.)(1993): *Test the West. Geschlechterdemokratie und Gewalt*, Wien: Bundesministerium für Frauenangelegenheiten.

Ehrenreich, Barbara (1993): Die Gewaltdebatte seit Adam und Eva, in: Johanna Dohnal (Hg.): Test the West. Geschlechterdemokratie und Gewalt, Wien: Bundesministerin für Frauenangelegenheiten, S. 29 – 41.

Elliott, Michele (1995): Was Überlebende uns berichten - ein Überblick, in: DIES. (Hg.): Frauen als Täterinnen. Sexueller Missbrauch an Mädchen und Jungen, Ruhnmark: Donna Vita, S. 42 – 56.

Faulseit, Andrea / MüllerER, Karin / Ohms, Constance / Soine, Stefanie (2001): Anregungen zur Entwicklung eines lesbisch-feministischen Gewaltbegriffs als Grundlage für politisches Handeln, in: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis, Heft 56 / 57, S. 13 – 30.

Forum Bildung (2001): Förderung von Chancengleichheit. Vorläufige Empfehlungen und Expertenbericht, Bonn.

Fraser, Nancy (2001). Die halbierte Gerechtigkeit. Schlüsselbegriffe des postindustriellen Sozialstaats, Frankfurt am Main. Suhrkamp Taschenbuch.

Frevert, Ute (1995): "Mann und Weib, und Weib und Mann". Geschlechter-Differenzen in der Moderne, München: Beck.

Galtung, Johan (1993): Nach dem Kalten Krieg. Gespräch mit Erwin Koller, Zürich: pendoverlag.

Galtung, Johan (1998): Frieden mit friedlichen Mitteln. Friede und Konflikt, Entwicklung und Kultur, Opladen: Leske + Budrich.

Gorz, Andre (1991): Und jetzt wohin? Zur Zukunft der Linken, Berlin: Rotbuch.

Hartmann, Michael (1999): Noch immer erneuert sich die Wirtschaftselite aus dem eigenen Milieu. Eine Untersuchung über die Herkunft von Spitzenmanagern in Deutschland, England, Frankreich und den USA, in: FRANKFURTER RUNDSCHAU, Nr. 263 / 11.11., S. 8 (Dokumentation).

Heintz, Bettina / Nadai, Eva (1998): Geschlecht und Kontext. Deinstitutionalisierungsprozesse und geschlechtliche Differenzierung, in: Zeitschrift für Soziologie, Heft 2 / August, S. 75 – 93.

Hoecker, Beate (1998): Lern- und Arbeitsbuch Frauen, Männer und die Politik. Bonn: Dietz Holland-Cunz, Barbara (1998): Feministische Demokratietheorie. Thesen zu einem Projekt, Opladen: Leske + Budrich.

Hooks, bell (2000): Black Women: shaping Feminist Theory, in: Joy James / T. Denean Sharpley-Whiting (Hg.): The Black Feminist Reader, Oxford: Blackwell, S. 131 – 145.

Lerner, Gerda (1993): Unterschiede zwischen Frauen neu gefasst, in: Hanna SCHissler (Hg.): Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt am Main / New York: Campus, S. 59 – 79.

Lerner, Gerda (2000): Ich bin ein Alien. Interview mit Gerda Lerner, in EMMA, Heft 3, S. 56 – 63.

Lorber, Judith (1998): Kontinuitäten, Diskontinuitäten und Konvergenzen in neueren feministischen Theorien und in feministischer Politik, in: Feministische Studien, Heft 1, S. 39 – 53.

Lukoschat, Helga (1997): Vorschläge zu einer Verankerung Feministischer Politik in der reformierten Stiftung, in: Susanne THOMA / Christine SCHERER / Martina.

Kretschmann: Geschlechterdemokratie als neues Konzept?, Berlin: Bildungswerk der Heinrich-Böll-Stiftung, S. 28 – 41.

Mutz, Gerd (1999): Strukturen einer Neuen Arbeitsgesellschaft. Der Zwang zur Gestaltung der Zeit, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B9, S. 3 – 11.

Opielka, Michael (1997): Leitlinien einer sozialpolitischen Reform, in: Aus Politik und Zeitgeschichte B48-49, S. 21 – 30.

Pateman, Carole (1988): The Sexual Contract, Cambridge: Polity Press.

Pateman, Carole (1994): Der Geschlechtervertrag, in: Erna Appelt / Gerda Neyer (Hg.): Feministische Politikwissenschaft, Wien: Verlag für Gesellschaftskritik, S. 73 – 95.

Popp, Ulrike / Meier, Ulrich / Tillmann, Klaus-Jürgen (2001): Es gibt auch Täterinnen: Zu einem bisher vernachlässigten Aspekt der schulischen Gewaltdiskussion, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, Heft 2, S. 170 – 191.

Rommelspacher, Birgit (1995): Dominanzkultur. Texte zu Fremdheit und Macht, Berlin: Orlanda Frauenverlag.

Schulman, Kevin A./Berlin, Jesse A./Harless, William u.a. (1999): The Effect of Race and Sex on Physicians' Recommendations for Cardiac Catheterization, in: The New England Journal of Medicine, Vol. 340 / Nr. 8, S. 618-626.

Schmerl, Christiane (1999): Wann werden Weiber zu Hyänen? Weibliche Aggressionen aus psychologisch-feministischer Sicht, in: Bettina Dausien / Martina Herrmann u.a.(Hg.): Erkenntnisprojekt Geschlecht. Feministische Perspektiven verwandeln Wissenschaft, Opladen: Leske + Budrich, S. 197 – 215.

Sennett, Richard (1998): Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin: Berlin Verlag.

Shelden, Randall C. (2001): American Gulag, in: Index on censorship, Heft 3
Statistisches Bundesamt (2001): Mikrozensus 2000: Männer fast doppelt so häufig als Führungskräfte tätig wie Frauen, Mitteilung für die Presse,
<http://www.statistikund.de/presse/deutsch/pm2001/p1440031html>

Staud, Toralf (2002): Mädels, deutsch und rein, in: DIE ZEIT, Nr. 41 / 2. 10. 2002. S. 15.

Theoriegruppe Vorsorgendes Wirtschaften (2000): Zur theoretischwissenschaftlichen Fundierung Vorsorgenden Wirtschaftens, in: Adelheid Biesecker/ Maite Mathes/Susanne Schön / Babette Scurell (Hg.): Vorsorgendes Wirtschaften. Auf dem Weg zu einer Ökonomie des Guten Lebens, Bielefeld: Kleine, S. 27 – 69.

Wichterich, Christa (1998): Die globalisierte Frau. Berichte aus der Zukunft der Ungleichheit, Reinbek b. Hamburg: Rowohlt Taschenbuch.

Williams, Christine L. (1993): Introduction, in: Dies (Hg.): Doing "Women's Work". Men in Nontraditional Occupations, Newbury Park / London / New Delhi: Sage, S. 1 – 9.

Wittmann, Svendy/Bruhns, Kirsten (2001): Mädchen in gewaltbereiten Jugendgruppen - kein Thema für die Jugendarbeit?, in: DJI-Bulletin, Heft 56 / 57, S. 8 – 13.

Young, Brigitte (1998): Politik und Ökonomie im Kontext von Globalisierung. Eine Geschlechterkritik, in: Eva Kreisky/Birgit Sauer (Hg.): Geschlechterverhältnisse im Kontext politischer Transformation, PVS-Sonderheft 28, Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 137.

Publikationen der Männerpolitischen Grundsatzabteilung

Der gebrauchte Mann? Männliche Identität im Wandel - Männerpolitik in Österreich. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2003.

Erster österreichischer Männergesundheitsbericht mit besonderer Berücksichtigung der Männergesundheitsvorsorge. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2004.

Geschlechtertheorie. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2003.

Jugendliche Familienfähigkeit mit besonderer Berücksichtigung der Väterthematik. Projektleitung: Edit Schläffer. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2004.

Männerarbeit in Österreich. Beratung, Bildung, Begegnung. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2004.

Psychosoziale und ethische Aspekte der Männergesundheit. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. o.J.

Scheidungsfolgen für Männer - Juristische, psychische u. wirtschaftliche Implikationen. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2003.

Suizide von Männern in Österreich - Statistisch-epidemiologische Untersuchung. Projektleitung: Gernot Sonneck. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2003.

Vaterentbehmung - Eine Literaturstudie von Rotraut Erhard und Herbert Janig. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2003.

1. Europäische Väterkonferenz am 15. und 16. September 2004 im Palais Auersperg, Wien. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2005.

Der Männerratgeber. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2005.

Buben- und Burschenarbeit in Österreich. Wissenschaftliche Studie. Projektleitung: Doris Palz. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2005.

Lebenswelten Vater – Kind. Positive Väterlichkeit und männliche Identität. Projektleitung: Peter Ballnik. Hrsg. vom Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, Männerpolitische Grundsatzabteilung. Eigenverlag. Wien. 2005.